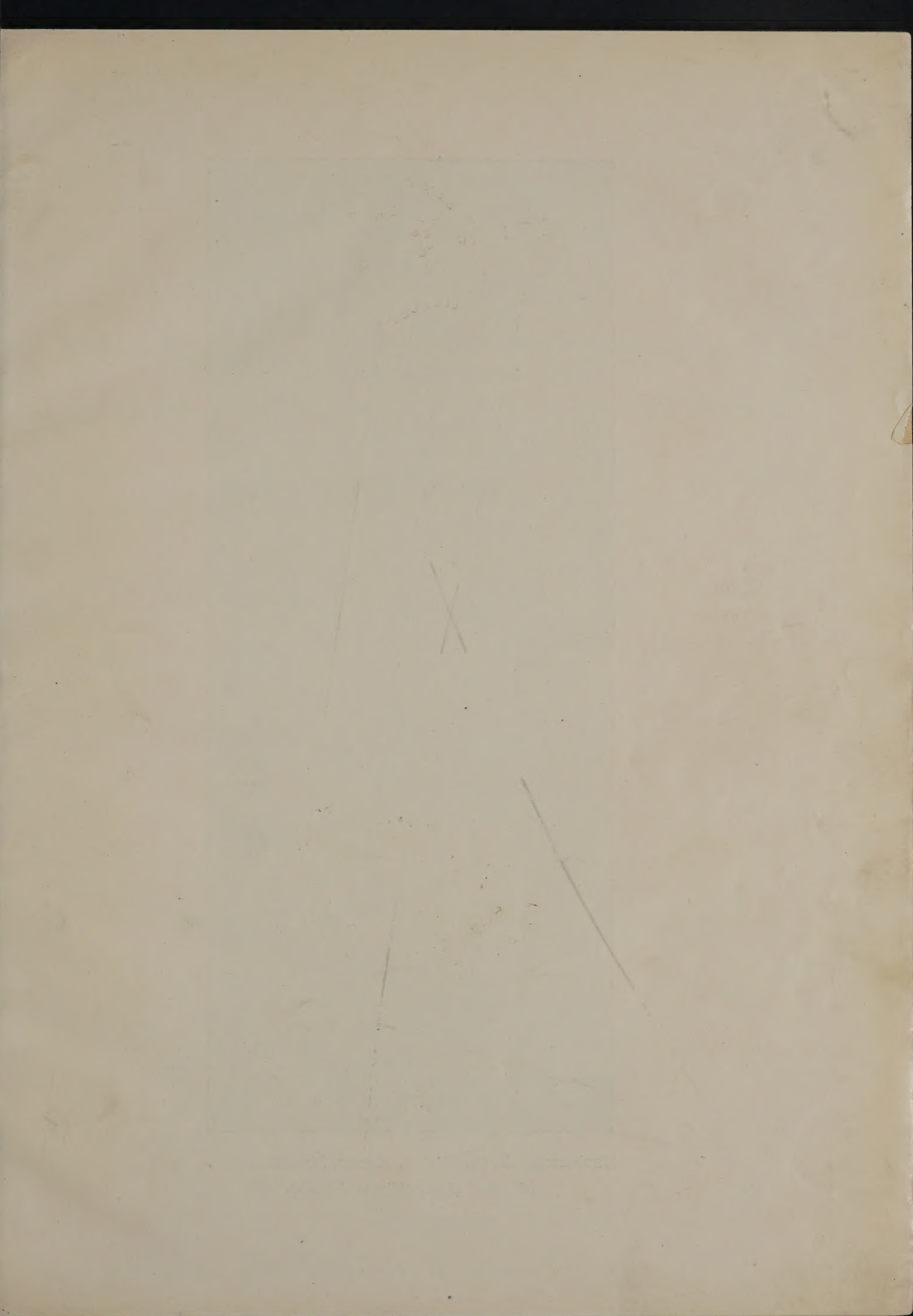






Zaubermedizin der Wajao, Makua, Makonde usw.
(kimakua: kihaku, kijao: chissangu).

Wissenschaftliche Ergebnisse

meiner

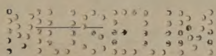
ethnographischen Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas

Von

Dr. Karl Weule
Direktor des Museums für Völkerkunde und
Professor an der Universität zu Leipzig



Ergänzungsheft Nr. 1
der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten



Mit 63 Bildertafeln, einer Karte und einer Beilage in Farbendruck

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Vorbemerkung.

Über den Verlauf meiner Reise habe ich schon während ihrer Dauer und unmittelbar nach ihrem Ende in früheren Heften dieser Zeitschrift kurz Bericht erstattet;[1]) auch über die wissenschaftlichen Ergebnisse liegt bereits eine am selben Orte erschienene, allerdings mehr als knappe Übersichtsskizze vor.[2]) Diese Ergebnisse in allen ihren Teilen gründlich, ausführlich und vergleichend völkerkundlich zu verarbeiten, ist eine Aufgabe, die nur in längerer Zeit zu bewältigen sein wird; sie kann auch nur an verschiedenen Publikationsorten gelöst werden. Eine systematische Darstellung der von mir bei den Völkern des Südens von Deutsch-Ostafrika zusammengetragenen ethnographischen Sammlung wird am besten dort erfolgen, wo sie von wissenschaftlichen Kreisen am ehesten gesucht und gefunden wird, also in einer Museumspublikation. Meine Sammlung soll denn auch in den „Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig" publiziert werden. Da das Museum mit allen verwandten Instituten und zahlreichen gelehrten Gesellschaften aller Länder der Erde im literarischen Tauschverkehr steht, so ist auch auf diesem Wege für eine genügende Verbreitung dieses Teils der Ergebnisse gesorgt. Auch die interessanten Resultate meiner auf die Kunstübung bei den Eingeborenen gerichteten Studien erfordern eine gesonderte Behandlung, sowohl ihres Umfanges wegen, wie auch weil die Anfänge und die primitiveren Stufen aller Kunstentwicklung gegenwärtig außerordentlich weite Kreise fesseln. Die Bearbeitung meiner phonographischen Aufnahmen, soweit sie die Musik jener Völker betreffen, hat liebenswürdigerweise das Psychologische Institut der Berliner Universität, insonderheit Herr Dr. von Hornbostel, übernommen. Einer Durchsicht meiner umfangreichen Sprachaufnahmen will sich freundlichst Herr Professor Meinhof unterziehen. Die Drucklegung beider Arten von Ergebnissen wird erst später erfolgen können. Eine für weite Kreise berechnete, gleichwohl streng wissenschaftliche Darstellung der ganzen Reise schließlich soll im Laufe dieses Jahres bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen.

Für die „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" bleibt trotz alledem noch ein sehr umfangreiches Material übrig. Die in ihnen früher veröffentlichten beiden Berichte sind nur sehr knapp und so skizzenhaft, daß sie nicht einmal vom äußern Verlauf der Expedition ein klares Bild gewähren, von der systematischen Darstellung ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse ganz zu schweigen. Die Reise selbst entbehrt zwar aller aufregenden Abenteuer, hat mir aber bei dem ständigen engen Verkehr mit den Eingeborenen um so mehr intimere psychologische Reize geboten. Dem eigentlichen Endziel meiner Aufgabe entsprechend, lege ich das Hauptgewicht auf die objektive Schilderung der materiellen und der geistigen Kultur jener Völker, so wie ich sie 1906 vorgefunden habe. Über manches liegen bereits treffliche und auch zusammenfassende Vorarbeiten anderer vor,[1]) doch habe ich selbst in den begangeneren Teilen des Gebietes noch manches Neue, an dem ein Nichtfachmann arglos vorübergehen würde, zu entdecken das Glück

[1]) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. 19 (1906) S. 294 bis 304. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. 20 (1907) S. 109 bis 110.

[2]) Ebenda 1907. S. 110 bis 114.

[1]) Siehe vor allem das grundlegende und gründliche große Werk von Fr. Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwumagebiet, Land und Leute. Berlin 1906. Dietrich Reimer. Mit fast vollständiger Literaturangabe.

gehabt. Für das Makondeplateau selbst, also mein eigentliches Arbeitsfeld, mit seinen so interessanten Bewohnern liegt indessen außer einigen skizzenhaften Berichten nur wenig Authentisches vor, so daß ich besonders in den Makonde ein Forschungsobjekt vorfand, wie ich es dankbarer für mich gar nicht wünschen konnte. Ein umfangreiches Beobachtungsmaterial kann ich sodann für die Mehrzahl der von mir besuchten Völkerschaften mit der Schilderung ihrer sozialen Verhältnisse und der Stammesfeste liefern; ein Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände hat mich in dieser Richtung vielfach tiefer in die Volksseele blicken lassen als die Mehrzahl meiner durch Obliegenheiten anderer Art stark abgelenkten Vorgänger.

Die dem Text zur Erläuterung dienenden Abbildungen beruhen alle auf meinen eigenen photographischen Aufnahmen; andere sind nach meinen Skizzen und Zeichnungen angefertigt worden; der Rest gibt einzelne Belegstücke der von mir mitgebrachten ethnographischen Sammlung wieder. Den beiden Zeichnern, Fräulein G. Oehlmann und Herrn Kurt Reinke, bin ich zu Dank verpflichtet.

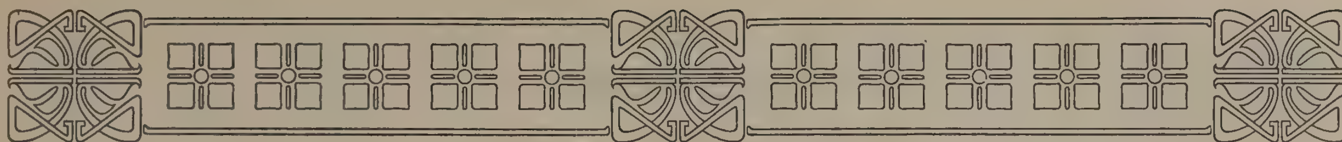
Zu danken habe ich an dieser Stelle auch dem Kaiserlichen Gouvernement von Deutsch-Ostafrika und dem Kommando der Kaiserlichen Schutztruppe samt allen ihnen unterstellten Organen für die wirklich großartige, wahrhaft mustergültige Fürsorge, mit der mein ganzes Unternehmen gefördert worden ist; dem Rat und den Stadtverordneten der Stadt Leipzig für die bereitwillige Unterstützung der Expedition durch einen sehr namhaften Geldbetrag; der „Kommission für die landeskundliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete“ endlich für das Entgegenkommen, das sie jedem meiner Wünsche gegenüber bewiesen hat. Den wärmsten Dank indessen schulde ich dem Kaiserlichen Bezirksamtmann Herrn Ewerbeck für die unausgesetzte Aufmerksamkeit, die er dem in seinem Bezirk reisenden Forscher hat zuteil werden lassen, und für die Liebenswürdigkeit, mit der er, der gute Kenner des Südbezirks, sich der kritischen Durchsicht meines Manuskripts unterzogen hat.

K. Weule.



Inhaltsverzeichnis.





Verzeichnis der Abbildungen.

Tafel 14.

1. **Türverschluß** der Makonde von Jumbe Mtschauro. $^1/_{45}$ d. n. Gr. a-c) Die verschlossene Tür; a) Ansicht von oben; b) von innen; c) von außen. d—i) Das Schloß; d) Innenansicht (durch Herausheben der Deckplatte aus dem Schloßträger) bei Verschluß; e) der Schlüssel; f) Aufschließen durch Einführen des Schlüssels und Anheben der drei Verschlußklötzchen; g) Zurückziehen des gelösten Riegels; h) der Riegel von unten gesehen; i) Schloß von vorn.
2. **Gerüst** zum Trocknen von Fischen und Fleisch. Rowuma. $^1/_{15}$ d. n. Gr.
3. **Der allgemeine Türverschluß.** $^1/_{40}$ d. n. Gr.

Tafel 15.

1—12. **Wangonitöpferei** in Ntschitschira. 1. Kneten des Tons. 2. Formen. 3. Streichen mit dem Maiskolben, außen. 4. innen. 5. Herstellung des Randes. 6-7. Ornamentieren. 8. Herausarbeiten des Bodens. 9-12. Das Brennen: 9. Einbauen des Gefäßes. 10. Anzünden des fertigen Holzstoßes. 11. Wenden des glühenden Topfes. 12. Besprengen mit Pflanzensäften.

Tafel 16.

1. **Kochtopf** (chilongo). Matambwe. $^1/_4$ d. n. Gr.
2. **Wassergefäß** (nyanya). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. **Kochtopf** (mkungi). Matambwe. $^1/_4$ d. n. Gr.
4. **Töpfergerät** einer Wanjassafrau. a) Schneckenhaus zum Lochmachen. b) Bambusglätter. c-d) Kürbisscheiben zum Ornamentieren usw. e) Maiskolben zum Abkratzen der Gefäßwand. f) Glättstein.
5. **Wasserkrug** (mtäla). Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
6. **Wasserkrug** (lula). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.
7. **Kochtopf** (chilongo). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Kochtopf** (chiwiga). Wangoni. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 17.

1. **Kochtopf** (Chikarangu). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
2. **Wassergefäß** (Ntalla). Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. **Axt** (Epacho kimakua, Koso kinjassa). $^1/_6$ d. n. Gr.
4—5. **Sichelaxt** (Bapo). Matambwe. $^1/_6$ d. n. Gr.
6a-b. **Prunkmesser** mit Scheide. Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
7. **Arbeitsmesser** (Chipola). Jao. $^1/_2$ d. n. Gr.
8. **Rasier- und Tätowiermesser.** Wanjassa. $^1/_2$ d. n. Gr.
9. **Rasier- und Tätowiermesser.** (Chisondo kijao, chipopo kimakonde). $^1/_2$ d. n. Gr.
10. **Technik** des Mattennähens.

Tafel 18.

1a-f. **Rindenstoffherstellung** in Newala. a) Aufschneiden des Rindenzylinders auf dem Baume. b) Ablösen der Rinde. c) Putzen der Rinde innen. d) Putzen der Rinde außen. e) Klopfen. f) Geschmeidigmachen durch Zusammendrehen.
2. **Pfahlhäuser** im Rowumatal bei Ntschitschira.

Tafel 19.

1—2. **Rindenstoffschlägel** (mkomero wambera). Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. **Gefäß** zum Wachssammeln (gupiri). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.
4. **Schemel** (Chitengu). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.
5. **Trinkbecher.** Jao. $^1/_3$ d. n. Gr.
6. **Schöpfgefäß** für Salzsole. Massassi. $^1/_4$ d. n. Gr.
7. **Salzkörbchen.** Massassi. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Queraxt** (Ischelelo). Makua. $^1/_6$ d. n. Gr.
9. **Feldhacke** (Lijera). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.
10. **Handelspaket** des Massassisalzes (Lupinda). $^1/_6$ d. n. Gr.
11. **Lauggestell** für Salz (Lijiriko). Massassi. $^1/_{12}$ d. n. Gr.

Tafel 20.

1a-d. **Wangonischmiede.** a) Befestigen der Blasebälge mittels Holzhaken. b) Die Blasebälge in Tätigkeit. c-d) Schmieden.
2. **Gelbgießer** bei der Arbeit. Akutschikomu.

Tafel 21.

1. **Amulet** an Susas Hause zum Schutz des Daches gegen Windhosen.
2. **Tanzmaske** der Makonde, den Hasen (sungura) darstellend. $^1/_6$ d. n. Gr.
3. **Spindel** (nyinga). Jao. $^1/_2$ d. n. Gr.
4. **Schöpflöffel** (kambikambi). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
5. **Schöpflöffel** (mpakulo). Matambwe. $^1/_4$ d. n. Gr.
6. **Schmuckring** der Frauen für Arm und Knöchel (ikungu). Messing. Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr.
7. **Kelle** (luko). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Schöpflöffel** (mpakulo). Matambwe. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 22.

1. **Jaofrau,** Holzfigur. Makondearbeit. $^1/_4$ d. n. Gr.
2—3. **Makondefrau,** Holzfigur. Makondearbeit. $^1/_6$ d. n. Gr.
4. **Skulptur** eines Watvogels. Makondearbeit. $^1/_2$ d. n. Gr.
5. **Vogelfigur,** angeblich Marabu. Makondearbeit. $^1/_6$ d. n. Gr.
6. **Skulptur** des Vogels ntinondo. Makondearbeit. $^1/_4$ d. n. Gr.
7. **Schemel** in Form des Schweins (lingulule). Arbeit eines Matambwe-Fundi. $^1/_6$ d. n. Gr.

Tafel 23.

1—5. **Medizin- und Schnupfbüchschen.** (mtete kijao, kimakonde; ikarika kimakua), Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr.
6. **Schnitzerei,** ein Schwein darstellend. Makua. $^1/_6$ d. n. Gr.
7. **Schnitzerei,** ein Litotwe darstellend. Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Schemel** (chitengu). Wangoni. $^1/_6$ d. n. Gr.

Tafel 24.

1—14. **Medizin- und Schnupfbüchschen** (mtete kijao, kimakonde; ikarika kimakua). Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr. 3. Mawiamann, 4. Wasserbock. 5. Affe. 6. Küstenfrau. 7. Papagei, 10. Mawiafrau. 12. Litotwe. 13. Flintenhahn. 14. Litotwe.

Tafel 25.

1. **Schnupfbüchschen,** ein Flußpferd darstellend. Mawia-Arbeit. $^1/_2$ d. n. Gr.
2a. **Schöpflöffel** aus Flaschenkürbis. Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
2b. Ornament daran, den Korongo-Vogel darstellend. $^1/_2$ d. n. Gr.
3—16. **Deckelmuster** von Pulverbüchsen. $^1/_2$ d. n. Gr.
17. **Tabakflasche** (kombe ya sona). Jao, Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
18—20. **Pulverbüchsen.** Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 26.

1. **Nasenpflock** (Chipini). Jao, Wangoni usw. $^1/_2$ d. n. Gr.
2—8. **Nasenpflockmuster** aus Zinn-Intarsia. $^1/_2$ d. n. Gr.
9. **Steckkamm,** bastdurchflochten. Jao usw. $^1/_2$ d. n. Gr.
10—15b. **Steckkämme** mit Strohmustern (lisamulo kijao, ewachero kimakua). Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr.
16—23. **Steckkämme** mit Haar- und Stanniolmustern (lisamulo, ewachero). Allgemein. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 27.

1. **Kindergewehr** (ati kijao, kapili kimakua). $^1/_8$ d. n. Gr.
2. **Tonpuppe,** eine Suahelifrau darstellend. Makua von Massassi. $^1/_2$ d. n. Gr.
3. **Tonpuppe.** Makua von Massassi. $^1/_2$ d. n. Gr.
4. **Waldteufel** zum Beschneidungsfest (natura). Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
5. **Bambusflöte** zum Beschneidungsfest (chipivi kijao, nangkololo kimakua). $^1/_4$ d. n. Gr.

6—7. **Telephon** (simu). Makonde, Jao. $^1/_2$ d. n. Gr.

8. **Ohrscheibe** (ligeresa). Makonde. $^1/_2$ d. n. Gr.

9—10. **Lippenpflock** (ntatti). Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 28.

1. **Knotenkalender.** Makonde. $^3/_4$ d. n. Gr.

2a-b. **Wurfschlinge.** Wanjassa. $^1/_2$ d. n. Gr.

3. **Wurfstock.** Wanjassa. $^1/_4$ d. n. Gr.
4. **Diabolo** (lipiringwe kijao, nanchenjera kimakonde). Mahuta. $^1/_8$ d. n. Gr.

5a-b. **Kreisel** (eschenko). Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.

6—7. **Kreisel** (njengo). Wangoni. $^1/_2$ d. n. Gr.

8—9. **Kreisel** (nanchenjera). Makonde. $^1/_2$ d. n. Gr.

10. **Kreisel** (ngunde). Jao. $^1/_2$ d. n. Gr.
11. **Kinderklimper** (ulimba). Jao. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 29.

1a-b. **Kriegstrommel** (lulombe ya ngondo). Jao. Mit Durchschnitt. $^1/_4$ d. n. Gr.

2. **Große Tanztrommel** (ngoma). Jao. $^1/_{12}$ d. n. Gr.

3a-b. **Tanztrommel** (lingaka). Jao. Mit Durchschnitt. $^1/_6$ d. n. Gr.

4. **Monochord** (cherewe kingoni). Allgemein verbreitet. $^1/_6$ d. n. Gr.
5. **Monochord** (lugombo). Wangoni. (Saitenführung). $^1/_8$ d. n. Gr.
6. **Monochord** (lugombo). Wangoni. $^1/_8$ d. n. Gr.

7a-b. **Streichinstrument** (chimwenyumwenyu) mit Bogen. Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.

8. **Klimper** (ulimba, limba). Allgemein verbreitet. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 30.

1. **Pansflöte** (mpeta). Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
2. **Saiteninstrument** (lugombo). Wangoni. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. **Hanfpfeife** (chikololo). Wanjassa. $^1/_6$ d. n. Gr.
4. **Hanf- und Tabakpfeife** (chirongo). Matambwe. $^1/_6$ d. n. Gr.
5. **Xylophon** (ongolongondo, mgoromondo). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.

6a. **Hanfpfeife** (ndundu). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.

6b. Vertikalschnitt derselben.

7a. **Feuerbohren.** Allgemein. $^1/_4$ d. n. Gr.

7b. Einzelheit dazu. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 31.

1. **Zaubermedizin** Trokolla. Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
2. **Zaubermedizin** Kihaku. Makua. $^1/_2$ d. n. Gr.
3. **Kriegsamulet** gegen Kugeln. (mchira kijao, mwila kimakua). $^1/_4$ d. n. Gr.
4. **Amulet** gegen Löwen (lubadiri). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
5. **Amulet** gegen Löwen, Krankheit und Verzauberung. Newala. $^1/_4$ d. n. Gr.
6. **Medizinhalskette** (nanyoma kimakua, mbawe kijao). $^1/_2$ d. n. Gr.
7. **Kriegsamulet,** um den Leib getragen, (Ngrissi). Makua. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Holzamulet.** Akundonde. $^1/_2$ d. n. Gr.

Tafel 32.

1. **Ratten- und Vogelfalle.**
2. **Netzfalle** für kleinere Sänger (Ratten, Litotwe usw.).
3. **Falle** für Großwild (Elefanten, Flußpferde usw.). Njassa-Gebiet.

Tafel 33.

1a-b. **Falle für kleinere Säuger.** $^1/_3$ d. n. Gr.

2. **Rattenfalle** (chigololo kinjassa, ipoto kijao). $^1/_3$ d. n. Gr.

3a-b. **Gangfalle** für Antilopen und anderes Wild. Etwa $^1/_{30}$ d. n. Gr.

4. **Perlhuhnfalle.** $^2/_8$ d. n. Gr.

Tafel 34.

1. **Taubenfalle** (kimbekesa). Matschinga. $^1/_7$ d. n. Gr.
2. **Falle** für ruhende oder brütende Vögel. Matschinga. $^1/_7$ d. n. Gr.
3. **Falle** für junge Hühner, Perlhühner u. dgl. Wanjassa. $^1/_5$ d. n. Gr.
4. **Falle** für Perlhühner u. dgl. (likutikira). Jao. $^1/_4$ d. n. Gr.
5. **Grubenfalle** für Hyänen und andere Aasfresser. Allgemein. $^1/_5$ d. n. Gr.

Tafel 35.

1—3. **Falle** für kleinere Vögel (Tauben usw.). $^1/_3$ d. n. Gr.

4. **Falle für kleinere Antilopen** u. dgl. $^1/_{12}$ d. n. Gr.
5. **Kopf des Litotwe.** Etwa $^2/_3$ d. n. Gr.

Tafel 36.

1. **Profil** der Rowuma-Ebene im Westen des Makondeplateaus, von Newala aus gesehen.
2. **Selbstschuß.** Usagara.
3. **Vogelfalle.** Wangoni von Ntschitschira.

Tafel 37.

1-2. **Bogenspannweise.**

3. **Entenstall** in Mkululu. $^1/_{20}$ d. n. Gr.
4. **Schemel** (chitengu). Jao. $^1/_6$ d. n. Gr.

5a-b. **Rattenfalle** nebst Durchschnitt. $^1/_4$ d. n. Gr.

6. **Tanztrommel** (mhondo). Makonde. $^1/_{12}$ d. n. Gr.

Tafel 38.

1a. **Daggara** (Beschneidungs- und Liegehütte) der Unyago-Knaben im Pori bei Akundonde.

1b. **Inneres der Daggara** (Beschneidungs- und Liegehütte) der Unyago-Knaben bei Akundonde.

Tafel 39.

1. **Flötenkonzert** der Wari (beschnittenen Knaben) bei der Daggara im Walde von Akundonde.
2. **„Holzsetzung“** im Pori bei Tschingulungulu. Unterrichtsstätte für die Unyago-Knaben.

Tafel 40.

1. **Ikomatanz** in Akutschikomu.
2. **Festhütte** für das Mädchen-Unyago.
3. **Hüttenring** der Unyago-Knaben auf dem Festplatze bei Akundonde.

Tafel 41.

1. **Mädchen-Unyago** in Niutschi. Stimmen der Trommeln und Antreten zum Tanz.
2. **Mädchen-Unyago** in Niutschi. Tanz der Festjungfrauen.
3. **Mädchen-Unyago** in Niutschi. Tanz aller Mädchen und Frauen.
4. **Mädchen-Unyago** in Niutschi. „Nande äh äh“.

Tafel 42.

1. **Maskentanz** beim Mädchen-Unyago im Makondeweiler Niutschi.
2. **Stelzentanz** beim Mädchen-Unyago im Makondeweiler Niutschi.

Tafel 43.

1—2. **Brustteil** einer Frauenmaske (njorowe). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.

3. **Kopf- und** gleichzeitig **Brustteil** einer Frauenmaske. Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.

4—6. **Tanzmaske,** Frauengesicht (mdimu). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 44.

1. **Tanzmaske,** einen Makondemann darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.
2. **Tanzmaske,** eine Makondefrau darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. **Tanzmaske,** den Aufstandsführer Hamodi (Panda mutwe) darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.

4a—6. **Tanzmaske,** einen Mawiamann darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.

7. **Tanzmaske,** ein junges Makondemädchen darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.
8. **Tanzmaske,** Wari wangu genannt, d. h. Mein Schützling; stellt ein Mädchen während der Pubertätsfeste dar. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 45.

1. **Männermaske.** Makonde. (mdimu). $^1/_4$ d. n. Gr.
2. **Affenmaske.** Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.
3. Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske** (nandenga). Makonde. Einen Buschbock darstellend. $^1/_4$ d. n. Gr.
4. Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske** (nandenga). Mawia. $^1/_6$ d. n. Gr.

5—6. Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske** (nandenga). Makonde. $^1/_4$ d. n. Gr.

Tafel 46.

1a-e. **Durchschnitte** durch Makondelippenpflöcke. $^1/_2$ d. n. Gr.
a) ndedewere, b) kajopotobwe, c) ndonya d) ndundule. e) litenge.

2. **Weißgefärbte Lippenscheiben und -pflöcke.** Makonde, Matambwe usw. $^1/_2$ d. n. Gr.

3a-b. **Rasselstab** (kakale) der mannbar gewordenen Knaben. Jao, Makua. a) $^1/_{16}$, b) $^1/_4$ d. n. Gr.

4a. **Stelzenbefestigung** bei den Makonde. b) **Stelzenkopf,** $^1/_4$ d. n. Gr.

5. **Hut aus Pflanzenmark,** von den Jao- und Makuamädchen beim Unyago getragen (chisoti).
6. **Mehlopfer** auf der Straße.
7. **Negerzahnbürste** (msuaki kisuaheli), $^1/_2$ d. n. Gr.
8. **Masewe-Tanzrasseln.**

9a. **Aschentrichter** vom Mädchen-Unyago der Makua, etwa $^1/_{10}$ d. n. Gr., b) Durchschnitt. $^1/_{24}$ d. n. Gr.

Tafel 47.

1. **Rowumalandschaft.** Sandbank und Steilufer an meinem Lagerplatz, 39° 6′ östlicher Länge.
2. **Rowumalandschaft.** Blick vom linken Ufer, 39° 6′ östlicher Länge stromaufwärts.

Tafel 48.

1. **Rowumalandschaft.** Blick von der Bangalamündung den Rowuma aufwärts.
2. **Wangonihäuptling Makachu.**

Tafel 49.

1. **Blick in ein Wangonidorf** in der Landschaft Ntschitschira.
2. **Frisches Grab** an der Straße von Newala nach Mahuta.
3. **Tanz** der Frauenmaske Njorowe.
4. **Taubenschläge** in Nakaams Gehöft in Mwiti.
5. **Rowumalandschaft.** Der Bangala zur Trockenzeit, von seiner Mündung flußaufwärts gesehen.

Tafel 50.

1. **Junge Makondemädchen.**
2. **Rowumalandschaft.** Blick von Ntschitschira nach Süden. Im Vordergrunde der Rowuma; dahinter der Nangadisee. Im Hintergrunde das Mawiaplateau.

Tafel 51.

1. **Wangonigehöft** mit Normal- und Pfahlbau im Rowumatal bei Ntschitschira.
2. **Urbarmachung** eines Feldes im Hochwalde des Rowumatales bei Ntschitschira.

Tafel 52.

1. **Makondebusch** bei Mahuta.
2. **Makondeweiler** östlich von Mahuta.

Tafel 53.

1a-b. **Jüngere Makondefrau.**

2. **Junge Makondefrauen.**

Tafel 54.

1. **Makondefrau** mit außergewöhnlich großer Lippenscheibe und mit Blattspiralen zur Ausweitung des Ohrläppchens.
2. **Junge Makondefrau.**

Tafel 55.

1a-b. **Alte Makondefrau** im Festschmuck.

Tafel 56.

1. **Makondefrau** mit kunstvoll eingeklebter Lippenscheibe.
2. **Makondemädchen** mit vereiterter Oberlippenöffnung.
3. **Wangonifrauen** von Ntschitschira.

Tafel 57.

1. **Beratungshaus** von Mlipa.
2. **Makuagehöft** in Mlipa.
3. **Makondefrau** mit völlig vereitertem Einsatzloch für die Oberlippenscheibe.

Tafel 58.

1. **Makondegebisse;** der Mann links mit zwei, der andere mit vier zugeschärften oberen Schneidezähnen.
2. **Sandflohverheerungen** am menschlichen Fuß.

Tafel 59.

1. **Rowumalandschaft.** Blick von Mahuta nach Süden auf den Rowuma und den dahinter liegenden Lidedesee.

2a. **Matambwefrau,** Gesichtsverzierung.
2b. Dieselbe. Rückenverzierung.

Tafel 60.

1. **Profil des Mawia-Plateaus,** vom linken Rowumaufer aus gesehen. 39° 6′ östl. Lge.
2. **Makondeweiler** in der Gegend von Mahuta.
3. **Matambwefrauen** von Mangupa.

Tafel 61.

1. **Makondejünglinge.**
2. **Normalhaus** mit Pfahlbau im Rowumatal bei Ntschitschira.

Tafel 62.

1. **Makondemänner.**
2. **Barrabarra** im Makondebusch bei Luagala.

Tafel 63.

1. **Jaogräber** bei Akundonde.
2. **Mlipas Grab.**



Vorbereitungen, Ziele und Ausrüstung.

Mit den Herren Dr. F. Jäger und Eduard Oehler landete ich am 1. Juni 1906 in Daressalam. Wir drei waren von der „Kommission für die landeskundliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete" beauftragt, zunächst ein nahezu gemeinsames geographisches Ziel zu erstreben; jene beiden Gelehrten sollten die Gebiete zwischen der nördlichen Pangani-Senke und dem Victoria Njansa geographisch untersuchen, ich mich in dem ethnisch interessanten Gebiet südlich vom Manjara- und Ejassisee völkerkundlichen Forschungen unterziehen. Operationsbasis beider Expeditionen sollte Kondoa-Irangi sein, das wir von Mombo oder einer anderen Station der Usambarabahn aus auf dem Wege durch die südliche Massaisteppe erreichen sollten.

Die Herren Dr. Jäger und Oehler haben ihre Aufgabe programmgemäß durchzuführen vermocht; mir selbst wurde mein ursprüngliches Unternehmen durch den Ausbruch des Iraku-Aufstandes in der ersten Hälfte des Juni 1906 unmöglich gemacht. Dieser Aufstand hat sich später als das herausgestellt, was man schon während meines Aufenthaltes in Daressalam in ihm vermutete, nämlich als eine beim Viehhandel entstandene Streitigkeit zwischen Weißen und Schwarzen; für die Eigenart meiner Forschungsreise, die sich von vornherein auf den engen Verkehr mit den an sich schon scheuen Eingebornen jenes Gebiets angewiesen sah, war der Ausbruch dieser Unruhen indes ein triftiger Anlaß, mich nach einem anderen Forschungsgebiete umzusehen.

Unter den vielen völkerkundlichen Arbeitsfeldern, die Deutsch-Ostafrika auch heute noch bietet, habe ich mir mit Zustimmung des Kaiserlichen Gouvernements und der Landeskundlichen Kommission den Südosten des Schutsgebietes, das weitere Hinterland von Lindi und Mikindani und die Nachbarschaft des mittlern Rowuma ausgewählt. Dieser Teil Deutsch-Ostafrikas war zwar auch Aufstandsgebiet, aber er hatte den großen Vorzug, den Aufstand der Bezirke Lindi, Kilwa und Ssongea gerade kurz vorher bereits niedergeschlagen zu sehen. Man mußte erwarten, daß manches von den alten Verhältnissen geschädigt oder gar vernichtet sein würde; im übrigen aber war der Beweis unserer Macht doch so nachdrücklich erfolgt, daß ein Aufenthalt, zumal unter dem Schutz einer Anzahl von Soldaten, durchaus nichts Gefahrdrohendes an sich zu haben schien. Zudem war das Makondeplateau mit seiner unzuverlässigen Bevölkerung durch den starken Militärposten von Luagala gedeckt.

Auf Anraten des Kaiserlichen Gouvernements nahm ich den Stamm meiner Träger und mein eigenes Dienstpersonal von Daressalam selbst mit nach dem Süden. Mit 24 Wanjamwesiträgern, 2 Boys und einem Koch landete ich am 22. Juni in Lindi, von wo ich am 11. Juli den Marsch ins Innere antrat.

Meine wissenschaftliche Ausrüstung bestand aus folgenden Apparaten und Instrumenten:

1. einem photographischen Apparat 13×18 mit Teakholzkamera und einem Voigtländerschen Collinear II,

2. einem photographischen Apparat 9×12 von Dr. Krügener mit Metallkamera und einem Voigtländerschen Collinear III.

Beide Apparate wie auch die gesamte andere p h o t o g r a p h i s c h e A u s r ü s t u n g waren von Gebrüder Grundmann in Leipzig bezogen worden. Der große Apparat stak mit allem seinem Zubehör in einem festen, hölzernen, mit Leder bezogenen, durch Gummistreifen und Falz wasserdicht schließenden Koffer, der sich gegen alle schädigenden Einflüsse, wie Klima, Fall und Stoß ausgezeichnet bewährt hat. Das Ganze bildete gerade eine mäßige Trägerlast, war sehr schnell auseinander zu nehmen und ebenso rasch, und zwar auch von meinen schwarzen Assistenten, wieder zu verpacken. Auch die beiden Apparate selbst haben vorzüglich funktioniert; der 13×18 Apparat hat nie versagt, während der Ausziehschlitten des kleineren sich zum Photographieren mit abgeschraubter Vorderlinse als etwas zu schwach erwies. Zu allen anderen Aufnahmen aber war er dafür ganz vorzüglich geeignet: handlich, einfach zu bedienen,

die Linse von ausgezeichneter Schärfe und Lichtstärke. Von den mehr als 1200 Aufnahmen, die ich während der Expedition, zum Teil unter den erschwerendsten Umständen mit den beiden Apparaten gemacht habe, ist der bei weitem größte Teil vollkommen gelungen.

3. Von meinem Plattenmaterial entfiel etwa die Hälfte auf die einfache Agfa-Platte; von der anderen Hälfte bestand der größere Teil aus Schleussnerschen Gelatine-Emulsions-Platten, der Rest aus Agfa-Chromo-Platten. Verpackt waren sie alle zu je 1 oder 2 Dutzend in Blechkästen, die nicht verlötet, sondern nur mittels umgelegter Kautschukklebstreifen gedichtet waren. Auch diese Methode hat sich vollauf bewährt. Die Haltbarkeit der Platten hat während der $^{3}/_{4}$ jährigen Dauer ihres Tropenaufenthaltes in keiner Weise gelitten; zur Schleierung neigten höchstens die orthochromatischen Platten; von den anderen beiden Sorten nur diejenigen, die ich nicht selbst gleich am Ort der Aufnahme entwickelte, sondern von Zeit zu Zeit, besonders im Anfang der Reise, nach Daressalam zum Entwickeln schickte. Der Transport in den kleinen, gegen den Sonnenbrand nur mit Stroh umwickelten Kisten muß dem Inhalt nicht gut getan haben, denn von den übrigen, von mir später selbst in den großen Karawanenkisten, wo man jede Plattenschachtel mit Wäsche umhüllen konnte, an die Küste und nach Europa mitgeführten Platten, hat kaum eine geschleiert. Die besten Ergebnisse wird man nach meinen Erfahrungen stets erzielen, wenn man in der Lage ist, seine Aufnahmen auch gleich selbst bis zum fertigen Negativ zu behandeln. Jeden Abend stundenlang im hermetisch verschlossenen Zelt zu stehen, ist zwar nach der heißen Tagesarbeit ein doppelt schweres Opfer, aber man soll es bringen, sobald es nur irgendwie möglich ist; zur Kontrolle der von Woche zu Woche wechselnden Belichtungszeit sind einzelne Entwicklungsproben ja sowieso unerläßlich. Ist man aber einmal an der Arbeit, so sollte man sie auch möglichst vollenden.

4. Der von mir mitgeführte Phonograph war ein ganz gewöhnlicher, mit Aufnahme- und Wiedergebemembran ausgestatteter Excelsiorapparat, wie wir sie seit Jahren vom Leipziger Völkermuseum aus unseren Sammlern und Beobachtern mitgeben. An der Küste, bei meinen eifrig betriebenen Studien in Daressalam und Lindi, arbeitete er zufriedenstellend; später, in der tiefen, heißen Senke westlich vom Makondeplateau, war es jedoch unmöglich, die Aufnahmen vor den Ohren der Gewährsleute zu reproduzieren, ohne die ganze Oberschicht der Walze durch den Wiedergebestein zu zerstören. Vielleicht ist die Wachsschicht dort zu weich geworden, vielleicht liegt auch ein anderer Fehler vor. Erst auf dem fast nordisch frischen Makondehochland ergab die Arbeit von neuem gute Resultate. Es wird nützlich und angebracht sein, für sehr heiße Forschungsgebiete sich auch mit härteren Aufnahmewalzen zu versehen; empfehlenswert wird auch die Mitnahme einer Vorrichtung sein, mittels deren die mißlungenen Walzenschichten aufgelöst oder abgeschliffen werden, so daß die Walzen dadurch für eine zweite Aufnahme von neuem brauchbar sind. Größere Apparate sind heute zu diesem Zweck mit Abschleifvorrichtungen versehen; für kleinere ist man auf Flüssigkeiten angewiesen, die ohne wesentliche Mehrbelastung mitgeführt werden können.

5. Für die von mir veranstalteten kinematographischen Aufnahmen war ich in der nicht beneidenswerten Lage, auf nur wenig erfolgreiche Vorgänger zurückgreifen zu können; für Überlandreisen in tropischen Gebieten lagen überhaupt nur negative Ergebnisse vor. Der mir von der Dresdner Firma Heinr. Ernemann A.-G. gelieferte Kino war ein kräftig gebauter, leicht zu behandelnder Apparat; er war zudem so klein, daß man ihn fast in die Tasche stecken konnte. Meine anfänglichen Mißerfolge lagen einesteils an der zu geringen Übung, auf die ich im Drang der Reisevorbereitungen zu wenig Gewicht gelegt hatte, sodann an der Unmöglichkeit, in der ersten Zeit des Reisens, wo man noch zu sehr von der Sorge um die Karawane behelligt wird, Probeentwicklungen vorzunehmen. Die aber sind hier noch dringender nötig als beim Photographieren, denn von den immerhin teuren Kinofilms verbietet sich die Mitnahme großer Mengen schon durch ihren Preis allein. Als weiterer Übelstand erwies sich ferner die Mitnahme nur einer Kassette; mit teuflischer Bosheit schnurrte das letzte Filmende stets genau in dem Augenblick ab, wenn etwas besonders Fesselndes bei den Festen und Tänzen der Neger zu erwarten war. Der von mir mitgeführte Wechselsack war zwar zum Einlegen einer neuen Spule ganz geeignet, aber entweder stand man in grellster Sonne, oder aber man hatte aus sonstigen Gründen nicht die Möglichkeit, das recht abenteuerlich aussehende schwarze Ungeheuer mit den Sammetaugen und dem roten Fenster inmitten der erregten Menge zu entfalten. Es wird sich also entweder empfehlen, sehr lange Films mitzuführen, die auch für langwährende Auftritte geeignet sind, oder aber mehrere, nachts im dunkeln Zelt leicht zu ladende Reservekassetten mitzunehmen.

Eine Frage schwerwiegender Art ist die der Entwicklung der Films. Ich habe die meinigen der Reihe nach in gutschließende, feste Blechschachteln verpackt, diese mit Kautschukpflaster ver-

klebt und in leeren photographischen Plattenschachteln als Einschreibbrief an Ernemann nach Dresden zum Entwickeln geschickt. Die Firma hat aus den Aufnahmen sicherlich das Mögliche herausgeholt, nichtsdestoweniger stehe auch ich heute auf dem Standpunkte des Reisenden Dr. Pöch, daß es immer am besten sein wird, auch die kinematographischen Aufnahmen an Ort und Stelle zu entwickeln; die Hitze des tropischen Landtransports, der lange Aufenthalt im Schiffsraum, elektrische Entladungen, Bakterien und andere schädigende Einflüsse, alles das kann sich vereinigen, um auch die gelungenste Aufnahme einem unrühmlichen Ende zuzuführen. Eine Entwicklung an Ort und Stelle verhütet vielleicht nicht alle Unfälle und Mißerfolge, setzt aber den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit sicher herab; vor allen Dingen setzt sie den Reisenden in den meisten Fällen in den Stand, eine mißlungene Aufnahme am nächsten Tage zu wiederholen. Das Dunkelkammerinventar wird zwar durch den erforderlichen sperrigen Drahtrahmen, die großen Schalen und die größeren Vorräte an Chemikalien wesentlich vergrößert, aber wie kann dieser kleine Übelstand den unleugbar großen Vorzügen gegenüber ins Gewicht fallen!

6. Eigentliche anthropologische Studien gehörten nicht zu meinem Arbeitsprogramm; der Umfang meiner ethnographischen Arbeitslast hätte mir auch keine Zeit zu exakten Messungen und Beschreibungen der zahllosen Individuen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, gelassen. So habe ich mich auf die Mitnahme einer Farbentafel nach Professor v. Luschan zur Bestimmung der Hautfarbennuancen, eines Satzes buntfarbiger Zephyrwollen und eines Collinschen Kraftmessers beschränkt. Der letztere hat mir zwar auch überraschende Ergebnisse in bezug auf die Körperkraft meiner schwarzen Freunde geliefert, wichtiger war er indessen als nie versagendes Mittel der Anfreundung. Ganz gleich, ob meine Gewährsmänner bei dem ewigen Ausgefragtwerden müde und mißmutig wurden, oder ob sich bei dem ständigen Handel um Sammlungsgegenstände durchaus keine Einigung erzielen ließ — drückte man dem ersten Besten das kleine Stahloval in die Hand mit der Aufforderung, seinen Landsleuten einmal zu zeigen, was für ein Kerl er sei, wie mit einem Schlage war die Müdigkeit weg und die Mißstimmung verschwunden. Gerade dem Neger gegenüber, der nach einem gelegentlichen Scherz geradezu hungert, wird sich die Mitnahme eines solchen Instruments stets in glänzendster Weise lohnen.

7. Mein ethnographisches Handwerkszeug bestand außer recht dauerhaften Kartonetiketten für die fortlaufende Numerierung und Bezeichnung der erworbenen Sammlungsgegenstände und vielen Notizbüchern vorwiegend aus der v. Luschanschen „Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Afrika und Ozeanien", 3. Auflage, Berlin 1904. Inhaltlich ist das Buch vollkommen zweckentsprechend, doch zeigt es in der technischen Einrichtung einige, übrigens leicht abstellbare Mängel, die seine Gebrauchsfähigkeit im Felde noch etwas beeinträchtigen. Zunächst den Mangel eines paginierten Inhaltsverzeichnisses, das die einzelnen Kapitel schnell finden läßt. Sodann sind auch Seitenüberschriften nötig, um das lästige Zurückblättern zur Feststellung der Kapitelüberschrift in Wegfall zu bringen. Bei den hundertmal am Tage wiederkehrenden Gelegenheitsnotizen ist jeder Zeitverlust störend. Am besten würde es sein, die Anleitung ganz in der Art der kaufmännischen Geschäftsbücher einzurichten, d. h. die einzelnen Kapitelköpfe am Buchrande durch feste, mit dem betreffenden Stichwort bedruckte Täfelchen kenntlich und leicht aufschlagbar zu machen. Ich behalf mich mit selbst eingeklebten Papierstreifen; das war für einige Zeit ganz zweckentsprechend, auf die Dauer aber nicht haltbar.

Zum Studium der Eingebornenkunst hatte ich mich mit zahlreichen Skizzenbüchern verschiedenen Formats und mit gewöhnlichem Schreibpapier versehen. Wo immer ich konnte, ließ ich die Schwarzen zeichnen, selbstgewählte Motive oder bestimmte Vorwürfe. Nach anfänglichem Zögern und der Begründung: „Ich kann nicht," oder: „Ich verstehe es nicht," wurde ganz allgemein die Gelegenheit zur Betätigung einer anscheinend überall vorhandenen künstlerischen Neigung gern und freudig ergriffen; manchmal zeichneten ganze Gemeinden oder Bezirke für mich. Selbstverständlich hielt ich darauf, mir von jedem Künstler einen Kommentar zu seinen Werken erzählen zu lassen; das war im völkerpsychologischen Interesse notwendig und überdies außerordentlich genußreich, wennschon es manche meiner kostbaren Stunden vorwegnahm. Nicht bedacht hatte ich zu Hause die Notwendigkeit des Fixierens der Zeichnungen. An den wenigen Stellen, wo Milch zu haben war, konnte ich diese zu dem Zweck verwenden; bei Einzelblättern genügt auch die Besprengung der Zeichnung mit Wasser. Schutzlos waren nur die Skizzenbücher selbst; für diese wird sich die Mitnahme von Fixativ bei ferneren Expeditionen empfehlen.

Bei meinen Sprachaufnahmen suchte ich mich in der ersten Zeit auf das im Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts von G. v. der Gabelentz herausgegebene „Handbuch zur Auf-

nahme fremder Sprachen", Berlin 1892, zu stützen. Es ging nicht. Für das Abfragen einfacher Vokabeln genügt das Buch; Sätze weist es schon gar nicht auf, und für die so sehr komplizierte Formenlehre der Bantusprachen bietet es noch nicht einmal den Raum zum Niederschreiben. Ich bin sehr bald von ihm abgegangen, habe mir in sehr großen Durchschreibheften Kolumnen eingerichtet und habe dann, unter Zugrundelegung der ausgezeichneten Suaheligrammatik von Carl Velten, die Syntax und die Formenlehre der von mir berührten Sprachen hübsch übersichtlich nebeneinandergeschrieben, wenigstens soweit es mir in der kurzen, mir zu dem Zweck zur Verfügung stehenden Zeit möglich war. Es wird Sache des Kolonialamts sein, zum mindesten für unsere im Bantusprachgebiet gelegenen Kolonien für eine zweckentsprechendere Anleitung Sorge zu tragen.

8. Gar nicht zur Geltung gekommen ist meine topographische Ausrüstung. Sie bestand nur aus einem Aneroid, einem Peilkompaß und einigen Schleuderthermometern; aber auch diese wenigen Instrumente ihrer Bestimmung zuzuführen, habe ich keine Muße gehabt. Routenaufnahmen waren in dem küstennahen Gebiet, wo die Lage der Hauptorte ziemlich gut bestimmt ist, überflüssig; im weitern Hinterlande aber war es nicht meine Aufgabe, rastlos von Ort zu Ort zu ziehen, sondern bis zur Erledigung meiner ethnographischen Aufgaben ruhig an einer Stelle zu bleiben. Eine Festlegung der einzelnen Siedlungen und Wege wäre zwar aus dem Grunde nötig gewesen, weil gerade die hiesigen Völker ruheloser sind als viele andere Afrikaner, so daß das Siedlungsbild von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erheblich wechselt. Kam ich aber nach vielleicht vielwöchigem Hausen an einem Ort endlich einmal zu einem Marsch, so war dann naturgemäß die Lust zu der zudem ungewohnten Tätigkeit des Routenaufnehmens nicht groß. Verloren ist durch diese Unterlassungssünde gleichwohl nur wenig; mir blieb entweder die Wahl, mich mit meiner ganzen Arbeitskraft in meine völkerkundlichen Studien zu vertiefen und voraussichtlich Ersprießliches zu leisten, oder aber mich zu verzetteln und mit lauter unbefriedigender Teilarbeit zurückzukehren. Ich habe das erstere vorgezogen, schon aus dem Gedanken heraus, daß die Eigenart jener Völker unrettbar dahinschwindet, während die geographischen Züge auch noch in Jahrzehnten ziemlich unverwischt vorhanden sein werden.

Marsch bis Massassi.

Mein Aufenthalt in Lindi war kein ganz freiwilliger gewesen; in Rücksicht auf den kaum beendigten Aufstand hatte mir das Gouvernement die Weisung mitgegeben, mich mit Bezirksamt und Schutztruppe wegen eines genügenden militärischen Schutzes ins Einvernehmen zu setzen. Bei meiner Ankunft in Lindi war der Kaiserliche Bezirksamtmann, Herr Ewerbeck, noch im Innern auf einer Inspektionsreise begriffen; mit ihm der bewegliche Teil der Lindier Polizeitruppe. Am 5. Juli kehrte Herr Ewerbeck an die Küste zurück, aber schon am 11. hat er es möglich gemacht, mit mir den Abmarsch von der Küste ins Innere von neuem anzutreten. Über den Reiseweg bis Massassi, seine Geologie und seine Bodenbedeckung besitzen wir das klassische Werk W. Bornhardts „Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas", Berlin 1900; es wäre demnach gänzlich überflüssig, besonders seitens eines geologischen Laien, hier zu wiederholen, was in jenem großen Werke schon besser gesagt worden ist. Wirtschaftlich interessant war das rege Leben in der nächsten Nähe der Küste. Der früher ausschließlich begangene Weg von Lindi aus über den 175 Meter hohen Kitulo nach Nguru Mahamba wird heute weniger gepflegt und auch weniger begangen als die zwar längere, aber weit bequemere Kunststraße um den Kitulo herum durch das Hochflutgebiet des Lindi-Krieks. Im Juli 1906 war diese Straße erst noch im Bau; an verschiedenen Stellen waren Arbeitertrupps beschäftigt, den Steinschlag zu vervollständigen und Brücken anzulegen; Ende November, bei meiner Rückkehr aus dem Innern, hätten Automobile sich keine bessere Fahrbahn wünschen können, so glatt und fest stellte sich der Weg nach seiner Fertigstellung dar. Heute verbindet diese prächtige Straße nur einige wenige, in der Nähe von Mrweka angelegte Europäerplantagen mit Lindi; für die Zukunft ist sie der vielversprechende Anfang einer großen Verkehrsader nach dem Innern, die nicht mehr wie die heutige Barrabarra (d. i. geschlagener Weg) weitab vom Lukuledi über hohe Berge und durch tiefe Täler führt, sondern die der natürlichen, sanften Steigung jenes breiten und fruchtbaren Flußtales folgen soll.

Nguru Mahamba und Mrweka tragen noch ganz Küstencharakter; besonders das letztere hat eine ausnehmend zahlreiche Inderkolonie. Ethnographisch beginnt das Binnenland erst in Mtua, zwei mäßige Tagemärsche von der Küste entfernt. Hier trifft man die erste geschlossene Wajaokolonie, sozusagen die Spitze des friedlichen und doch so nachhaltigen Eroberungszuges, den dieses tüchtige und kräftige Volk von den Njassa- und Schire-Ländern her im Lauf der letzten 80 Jahre in der Richtung nach der Rowuma- und Lukuledimündung unternommen und durchgeführt hat. Die Schicksale gerade dieser Exklave sind ungemein wechselvoll gewesen; in der Mitte der 1890er Jahre von den Wangoni nach deren Sitzen am Ostufer des Njassa verschleppt, sind sie 1897 durch Hauptmann Engelhardt befreit worden und haben sich im folgenden Jahr in der Gegend von Mtua niedergelassen. Andere Stammesgenossen sind im gleichen Jahr aus dem Portugiesischen zu ihnen gestoßen. Zu einem Teil gehören diese Wajao dem Unterstamm der Massaninga an.

Dem ersten Endzweck meines Einmarsches, mich mit dem äußern Völkerbilde des Gebietes rasch vertraut zu machen, wurde unser Zug mit dem höchsten Beamten an der Spitze und eine starke bewaffnete Macht im Gefolge im weitesten Maße gerecht. Wo wir auch erschienen, an jedem Lagerplatz, aber auch beim Durchmarsch durch die weitläufigen Siedlungen, überall stand die gesamte Bewohnerschaft des betreffenden Distriktes unter der Führung ihrer Jumben in dichten Haufen aufmarschiert. Zu einem Teil galt es noch weitere Übeltäter aus dem kaum beendeten Aufstand herauszufinden, um sie der gerechten Strafe zu überantworten; zu einem anderen Teil verfolgte der Kaiserliche Bezirksamtmann in liebenswürdigster Weise wissenschaftliche Ziele. In der Tat boten die Hunderte, allen Stämmen jenes Gebiets angehörenden Männer, Frauen und Kinder ein photographisches Material, wie es dem auf eigene Faust marschierenden Privatforscher nun und nimmer vor die Kamera kommen konnte. Auch der letzte Zweck, der eines Demonstrationszuges besonders den Wamuera gegenüber, wurde in vollkommener Weise erreicht. Unsere schwarzen Truppen haben sich bekanntermaßen in dem Aufstande glänzend bewährt. Während aber die Verdienste der Schutztruppe schon damals, also unmittelbar nach dem Aufhören der Feindseligkeiten, bis in die unteren Grade hinunter amtlich belohnt und anerkannt waren, hatte die Polizeitruppe, trotzdem sie die ganzen ersten und schwersten Monate des Aufstandes allein hatte durchkämpfen müssen, von dieser Anerkennung ihrer weißen Herren noch kaum etwas erfahren; sie mußte sich einstweilen noch mit der respektvollen Huldigung ihrer bisherigen Gegner begnügen. An der hat es denn auch dem Teil von ihr, der mit uns ins Innere marschierte, nirgends gefehlt.

Schlimm sah es noch um die Missionsstation Njangao aus. Vor dem Aufstande muß der umfangreiche Gebäudekomplex mit seiner stattlichen Kirche, seinem Bruder- und Schwesternhaus, seinen Nebengebäuden und Werkstätten einen bedeutenden Eindruck hervorgerufen haben; jetzt lag außer dem Schwesternhaus, einem großen mit Wellblech gedeckten Lehmziegelbau, alles in Trümmern. Was die Aufständischen noch hatten stehen lassen, war von der letzten Regenzeit endgültig zerstört worden. Die Verlegung der Station nach einem oberhalb Mchekenje gelegenen wasserreichen Punkt war im Juli 1906 beschlossen; Njangao sollte fernerhin nur noch mit einem schwarzen Lehrer besetzt bleiben.

Für die Denkart des Negers bezeichnend war der Zustand der von uns durchmessenen, großen Karawanenstraße. Im Aufstandsgebiete war diese durchweg in gutem, zum Teil sogar trefflichen Zustande, so daß unsere Soldaten ganz gut in Sektionskolonne hätten marschieren können; in den treu gebliebenen Distrikten hatte der Kaiserliche Bezirksamtmann hingegen mehr als einmal Veranlassung, den Zustand der Straße zu tadeln und die Jumben oder den Akiden zur Rechenschaft zu ziehen. Die Erklärung war einfach: die im Aufstand geschlagenen Wamuera taten von selbst, was ihres Amtes war, die Treugebliebenen aber pochten auf ihre Verdienste und warteten zum mindesten eine Vermahnung ab.

Seltsam berührt die scheinbare Armut des durchzogenen Gebietes an menschlichen Ansiedlungen; Dorftrümmer und verlassene Felder sind zwar massenhaft zu sehen, aber sonst kann man oft viele Stunden marschieren, ohne eine blühende Siedlung zu treffen; lediglich zahlreiche schmale und dichtverwachsene Waldpfade, die links und rechts vom Weg in das Dickicht führen, deuten auf ein gegenwärtiges Bewohntsein des Gebietes hin. In der Tat liegen die heutigen Siedlungen der Wamuera mit Vorliebe abseits der von Fremden begangenen Straßen; ebensowenig wie der Makonde liebt es auch dieses Volk, sich von jedem Fremdling in seiner Beschaulichkeit stören zu lassen. Hinzu kam, daß der Aufstand viele der alten Ansiedlungen zerstört hatte; eben erst, am Beginn der Trockenzeit, begann das Volk aus dem Pori, der Wildnis, wieder an zugänglicheren Plätzen zusammenzuströmen.

Im Gegensatz zu den Wajao von Mtua rufen die Wamuera der dahinter gelegenen Zone von Mtama und Njangao einen noch verhältnismäßig urwüchsigen Eindruck hervor. Die fortschrittlichen Jao

sind auch weiter im Hinterlande zum größten Teil schon recht zivilisiert oder richtiger suahelisiert; die Männer ohne jedwede auffällige Körperverunstaltung (Taf. 4, Abb. 2), die Frauen mit dem aus Indien herübergenommenen Nasenpflock, dem im linken Nasenflügel getragenen, aus Ebenholz oder Metall hergestellten Kipini (Taf. 5, Abb. 1, 2). Bei den Wamuera treten dem Reisenden künstliche Eingriffe in die natürliche Beschaffenheit des Körpers sogleich in stärkster Ausbildung entgegen: Ziernarben im Gesicht, auf der Brust und dem Unterleib bei Männern und Frauen, schwere Holzscheiben in der Oberlippe beim Weib allein (Taf. 1, Abb. 9, 10). Im Gegensatz zu den Beobachtungen anderer habe ich bei den Wamuera vorwiegend schwarze Ebenholzscheiben feststellen können, ebenso wie ich später bei den Makonde durchgehends nur weißgefärbte Pelele gefunden habe. Bei einer alten Frau in Mtschekenje sah ich außer dem Pelele auch noch einen Stift in der Unterlippe (Taf. 2, Abb. 3). Er wurde „Nigulila" genannt, hatte außen ein Knöpfchen und schien auch innen verdickt zu sein; wenigstens konnte ihn die Inhaberin auf mein natürliches Verlangen, ihn zu erwerben, nicht herausziehen. Vielleicht aber wollte sie es auch gar nicht, wie ich das späterhin bei fast allen ähnlichen Gelegenheiten feststellen konnte. Über die zugrunde liegende „Verlagerung" des Schamgefühls wird später noch zu reden sein.

Bis ungefähr Njangao ist die Karawanenstraße mit Ausnahme weniger Stellen von dichtem Busch begleitet. Ob auch er, gleich dem berüchtigten Makondebusch, durch den Menschen und seine extensive Landkultur bedingt oder aber unberührter Urwald ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Vom Makondebusch, der stets da entsteht, wo der Mensch sein Feld wieder der Natur überläßt, unterscheidet sich die hiesige Vegetationsform entschieden durch sehr vereinzelt stehende Bäume von zum Teil stattlicher Größe, die in die dichte, grüne Masse des engverschlungenen Unterholzes eingestreut sind und dieses etwa um die doppelte und dreifache Höhe des Busches selbst überragen. Nach Ewerbeck und dem uns begleitenden Handwerkslehrer von Lindi, Knudsen, sollen wertvolle Nutzhölzer darunter vertreten sein; einer forstlichen Ausnutzung des weiten Gebiets ständen lediglich die hohen Transportkosten auf Kopf und Schulter der Neger im Wege.

Sehr bald hinter Njangao tritt an die Stelle dieses baumüberragten Buschwaldes die lichte Baumgrassteppe, wie Bornhardt und andere diese für weite Teile des Südens unserer Kolonie charakteristische Vegetationsform genannt haben. Der Gesamteindruck war auch auf mich wie auf viele meiner Vorgänger der eines arg verwilderten heimischen, bäuerlichen Obstgartens, in dem hier nur das fast mannshohe Gras das von Europa her gewohnte Bild etwas verwischte.

Auch die Eigenart des Lukulediflußsystems kam jetzt, zu Beginn der Trockenzeit, recht ausdrücklich zur Geltung. Dieser Fluß liefert seinem ganzen Mittel- und Unterlauf nämlich während der Trockenzeit gar kein oder doch nur sehr wenig Wasser; er verläßt sich in der Beziehung vielmehr auf seine Nebenflüsse von links und rechts. Von diesen flossen in der Tat der dem Lutambasee entströmende Ngongo bei Mdenga na Madi, der Ruaha in der gleichnamigen Landschaft, der Njangao bei der mehrfach genannten Missionsstation, und der Mahiwa unterhalb der Kreuzung von Karawanenstraße und Lukuledi allesamt klar und wasserreich in ihren tief eingeschnittenen, schmalen Betten dahin. Auch den Kiheru, den einzigen größern Nebenfluß von rechts, traf ich im November bei Saidi Kapote mit knöchel- bis halbknietiefem Wasser an. Der zwischen Mtua und Mtama dem Lukuledi von links zufließende Mjengeti oder Muhengedi war im Juli an der Übergangsstelle sogar 30 bis 40 Meter breit und stellenweise so tief, daß unsere Leute bis an den Leib ins Wasser kamen; aber er war stark verschilft und floß kaum merklich.

Der Lukuledi führt andauernd fließendes Wasser erst von den Einmündungen des Mahiwa und des Njangao an; weiter oberhalb gleicht er den Wadi des trocknen Nordafrika oder den Omuramben Deutsch-Südwestafrikas, indem er nur unten am Grunde seines Sandbettes unterirdisches Wasser beherbergt. Diese Erscheinung ist eine Folge der geologischen Beschaffenheit seines Zuflußgebietes. Die Quellgebiete der Nebenflüsse des Lukuledi sind die Hänge und Buchten des Mueraplateaus auf der Nordseite, des Makondeplateaus auf der Südseite des Flusses; sie gehören also den beiden geologischen Formationen an, die Bornhardt mit dem Namen der Makonde- und der Mikindanischichten bezeichnet hat. Beide Formationen bestehen aus lockeren Bodenarten, mehr oder weniger lehmigen Sanden und sandigen Lehmen, die für Wasser außerordentlich durchlässig und aufnahmefähig sind. Die nachhaltige Speisung jener mittleren und unteren Zuflüsse des Lukuledi auch während der Trockenzeit ist danach nichts Auffälliges. Der Oberlauf des Lukuledi hingegen entbehrt zunächst der gewaltigen Wasserreservoire, als welche die den Fluß je auf rund 100 Kilometer begleitenden wuchtigen Plateaumassen aufzufassen sind; er durchfließt vielmehr eine unabsehbar weite Ebene, in der nichts anderes den Blick des Reisenden auf sich zieht als die berühmten, steil und unvermittelt aus der Ebene emporsteigenden Inselberge von Massassi im Süden und der Mkwiti und Ilulu im Norden. Jene aber entwässern gen Süden zum Rowuma, diese

anscheinend gen Norden zum Mbemkuru; der Lukuledi geht, bis auf den einen oder anderen Regenbach, leer aus.

In der Struktur des Talbodens selbst liegt sodann die andre Ursache für das Versiegen des oberen Lukuledi während der Trockenzeit. Dieser Talboden ist nach allen Berichten von einer für diesen Teil Ostafrikas beispiellosen Fruchtbarkeit; Bornhardt betont ausdrücklich, daß er in Ostafrika selten Mtamafelder von so vorzüglichem Stande, nirgends aber von so großer, geschlossener Ausdehnung gesehen habe wie gerade hier am oberen Lukuledi in der Umgebung der gleichnamigen, im Aufstande übrigens ebenfalls zerstörten und seither aufgelassenen Benediktinermission. Bedingt wird diese Fruchtbarkeit durch den etwas humosen, rotbraunen und schwachsandigen Lehmboden, an den ja in unserm Gebiet die Bodenkultur fast immer gebunden ist. In der Regenzeit hat dieser schwere, undurchlässige Boden nun Wasser im Überfluß, so daß die ganze Senke überflutet ist; in der Trockenzeit aber gibt ebenderselbe Boden nur wenig Grundwasser her, so daß die Mission ihr Wasser stets sehr weit herholen mußte; die Rinnsale und Bäche aber versiegen vollständig. Auch der obere Lukuledi liegt dann trocken da.

Mit dem Übergang auf die rechte Seite dieses Flusses ändert sich auch das Fernbild völlig. Während des ganzen Marsches von Lindi herauf hat man von der meist hoch gelegenen Straße aus das Lukuledital und seine, den Mikindanischichten angehörigen, starkgegliederten Terrassen als willkommenen Vordergrund zur Linken, den Horizont stets abgeschlossen durch die kompakte, dunkle Wand des Makondeplateaus, aus der nur hier und da einzelne wuchtige Vorposten, letzte alte Reste der einst auch das Lukuledital füllenden Makonde- und Mikindanischichten, in die tiefe Senke der heutigen Niederung herausragen. Südlich vom oberen Lukuledi macht diese interessante Szenerie einer lähmenden Eintönigkeit Platz. Kaum hat man das breite, mit Fächerpalmen und Affenbrotbäumen besetzte Flußtal hinter sich, so beginnt der lichte Wald und damit ein Einerlei, das nur unterbrochen wird durch Ansiedlungen, hier und da ein Bambusdickicht und von Zeit zu Zeit tief eingeschnittene, vom Makondeplateau her verlaufende, jetzt fast oder ganz trockene Bachbetten. Als ein Zeichen dafür, daß wir nunmehr das Reich kretazeischer und tertiärer Auflagerung verlassen und dafür in das Reich der Abrasion ältester Schichten eingedrungen sind, treten hier und da wirre Massen wuchtiger Gneisblöcke aus dem dürren Grase oder der den gänzlich ebenen Boden dicht bedeckenden schwarzen Asche zutage. Erst kurz vor Massassi und seiner stolzen Reihe von Inselbergen ändert sich dieses Bild zu seinem Vorteil.

Ethnisch gehört der nordwestliche Abfall des Makondehochlands schon nicht mehr den Wamuera, die nur mit dem äußersten Süden ihres Verbreitungsgebietes noch eben das Lukuledital berühren; hier sitzen vielmehr bis über Njangoo hinaus zunächst Makua; später kommt dann eine vorwiegend von Jao bevölkerte Zone. Politisch unterstehen die hiesigen Makua gegenwärtig dem alten Hatia, in der Dynastie seines Namens dem Vierten. Hatia und seine Untertanen lebten zur Zeit unseres Durchmarsches in keineswegs glänzenden Verhältnissen; der Herrscher selbst war soeben erst aus einer an der Küste verbüßten Haftstrafe wegen seiner Teilnahme am Aufstand entlassen worden, seine Leute aber fingen gerade erst an, wieder aus ihren Schlupfwinkeln im Pori hervorzukommen und sich von neuem anzusiedeln. Ihre mehr als primitiven Wohnungen lagen vereinzelt und gänzlich schutzlos im Walde, kein Wunder also, wenn die Löwen die unglücklichen Einwohner sogar aus ihren Hütten herauszuholen wagten.

Wie ich schon an der Küste befürchten mußte, war es unter den obwaltenden Umständen um das Kulturbild dieses Volkes recht traurig bestellt; materielle Besitztümer wie Hausrat, Ackergeräte usw. waren kaum vorhanden; zu Forschungen über die Sitten und Gebräuche aber gebrach es mir angesichts des eiligen Durchmarsches zunächst an Zeit; der große Apparat einer so zahlreichen Karawane, wie wir es waren, hätte auch zu ruhiger Forscherarbeit wenig Muße gelassen. So mußte ich für diesen Zeitpunkt von einem Studium des zweifellos interessanten Volksteils, außer einigen Beobachtungen über Körperverunstaltungen (Taf. 1, Abb. 5, 13—16 und Taf. 3, Abb. 2), über Hautfarben und einige Sitten und Gebräuche, absehen. Ich nahm mir damals vor, später noch einmal in das Gebiet zurückzukehren; wegen der am Ende des Jahres bestehenden Knappheit an Nahrungsmitteln habe ich jedoch zu meinem Leidwesen von einem zweiten Besuch des mittlern Lukuleditals absehen müssen.

Aufenthalt in Massassi.

Die Nähe Massassis kündigt sich schon aus weiter Entfernung durch die lange, nordsüdlich gerichtete Reihe seiner Gneiskuppen, bei näherem Herankommen durch die weite Ausdehnung seiner Felder an. Über die Inselberge des Südens von Deutsch-Ostafrika (Taf. 2, Abb. 1 und Taf. 9, Abb. 4) hat sich bereits Bornhardt in seinem genannten Werk ausführlich ausgelassen. Sie sind nach seiner Theorie das Ergebnis einer im Laufe langer, langer geologischer Zeiträume mehrfach wiederholten und dann in stets verschiedener Richtung erfolgten Erosion und Ablation, die stets von frischem einsetzen konnten, nachdem der abgetragene Boden in einer spätern Periode wieder von neuem aufgeschüttet worden war. Diese Theorie erscheint mir vollkommen befriedigend; sie ist auch, soweit ich übersehen kann, ziemlich allgemein angenommen worden.

Landschaftlich wirkt die aus 4 hohen und 4 kleineren Gneiskuppen bestehende Reihe, deren höchster Gipfel, der Mtandi, 940 Meter absolute Höhe erreicht und die Ebene um 500 Meter überragt, einfach beherrschend; man fühlt sich unter ihrem Schutze förmlich geborgen vor dem Einerlei der endlosen Baumgrassteppe und genießt mit um so größerem Behagen die hier fast ständig wehende frische Brise, als auch an die Stelle des unproduktiven Urwaldes eine wahre Oase gut ausgenutzter Fruchtbarkeit getreten ist.

Heute unterscheidet man eine Missionsstation Massassi und einen Polizeiposten gleichen Namens. Dieser liegt am Südende der Bergreihe, wenige hundert Meter vom Südfuß des Tschironji entfernt, in einer flachen Mulde östlich der Gruppe Mkomahindo, Kitututu und Nambele, während die Missionsstation ihren gegenwärtigen Sitz unmittelbar unter der östlichen Steilwand des Mtandi aufgeschlagen hat. Diese Missionsstation hat von allen ostafrikanischen Unternehmungen ähnlicher Art wohl die wechselvollste Geschichte; nach jeweiligen längeren Perioden friedlicher Tätigkeit erfolgen von Zeit zu Zeit Überfälle seitens der Wangoni, die stets eine Zerstörung oder Verlegung der Station zur Folge haben, und nachdem endlich die Wangonigefahr endgültig beseitigt ist, da vernichtet der Aufstand von 1905 von neuem die Früchte einer mehr als 30 jährigen aufopferungsvollen, wenn auch nicht übermäßig erfolgreichen Tätigkeit. Gegenwärtig waren die im Aufstand zerstörten Gebäude zum größten Teil notdürftig wiederhergestellt; dennoch schienen sich die beiden Missionare, die allen Deutschen im Lande bekannten Herren Porter und Carnon, nicht übermäßig wohl zu fühlen; wie ich anzunehmen Grund zu haben glaube, nicht zum wenigsten wegen der großen Nähe der konkurrierenden katholischen Mission im Lukuledital.

Der Kaiserliche Bezirksamtmann und ich schlugen unser Lager bei dem Militärposten auf. Herr Ewerbeck zog bereits am 21. Juli wieder an die Küste zurück zum Empfang der Reichstagsabgeordneten, während ich mich anschickte, mich mit dem Leben und den Sitten der Eingeborenen vertraut zu machen. Ethnographisch fesselnd war mir schon hier das Durcheinander der S p a n n m e t h o d e n b e i m B o g e n s c h i e ß e n. Zu wiederholten Malen habe ich mit den Missionszöglingen wahre Schützenfeste veranstaltet; auffälligerweise schossen die kleineren Knaben ausnahmslos in der Art des europäischen Laien, d. h. sie zogen den Pfeil und damit gleichzeitig auch die Sehne mittels Daumens und Zeigefingers zurück. Diese Methode schließt einen wirksamen Gebrauch der Waffe tatsächlich aus, da die Sehne den beiden Fingern beim stärkeren Zurückziehen einfach entgleitet; man trifft also wohl das Richtige mit der Annahme, daß die heutige Jugend dort nicht mehr zum rationellen Bogenschießen angehalten wird. Bestätigt wurde mir dieses durch die andere Erscheinung, daß alle älteren Individuen andere Spannweisen hatten, zum großen Teil auch sicherer und besser schossen als die Missionsknaben. Aber was gar nicht in den gewohnten Rahmen unserer ethnographischen Schulweisheit paßt, das war die verblüffende Tatsache, daß ein und derselbe Schütze bald mit Ring- und Mittelfinger spannte, bald mit Ring-, Mittel- und Zeigefinger. Ob jemals hier im Süden scharfe ethnographische Grenzen zwischen den einzelnen Spannweisen bestanden haben, läßt sich nicht mehr nachweisen; heute gehen diese Methoden jedenfalls noch schlimmer durcheinander als die verschiedenen Völkerschaften selbst.

Recht mäßig war es um die G e s u n d h e i t s v e r h ä l t n i s s e d e r E i n g e b o r n e n bestellt. Daß die Leute im Aufstandsgebiet sehr kümmerlich und halbverhungert aussahen, war keineswegs verwunderlich; sie hatten monatelang im Busch gesessen, hatten nicht gesät und nicht gepflanzt und waren demnach jetzt so arm, daß wir in Mtama fast in Verpflegungsschwierigkeiten geraten wären. Hier in Massassi war von einer Hungersnot nichts zu spüren; im Gegenteil, man konnte stundenlang zwischen den noch stehenden Feldern der Basi-Erbse und des Mhogo und den bereits abgeernteten Hirse- und Maisfeldern marschieren. Um so peinlicher berührte es den Neuling, wenn jeden Morgen eine lange Reihe von Patienten mit zum Teil handgroßen, veralteten und

vereiterten Wunden an den unteren Extremitäten meine ärztliche Behandlung erbaten. Bei schwereren Fällen habe ich mich dieser Behandlung selbst unterzogen; leichtere habe ich ein für allemal der Fürsorge eines meiner Soldaten anvertraut. Oftmals mochten vernachlässigte Sandflohwunden der Ausgangspunkt jener schrecklichen Zerstörungen sein; in anderen Fällen sicher Verletzungen, denen die nackte Unterextremität der Schwarzen ja in hohem Maß ausgesetzt ist. Der Küstenneger in Deutsch-Ostafrika ist heute in großartigster Weise jeder ernsten Sorge um sein Wohl und Wehe überhoben; er braucht bloß in die Polikliniken zu gehen, die eine humandenkende Kolonialregierung in allen größeren Küstenorten zum Besten der Schwarzen eingerichtet hat. Der Eingeborene des Innern ist im Gegensatz dazu völlig hilflos. Fußbekleidungsstücke sind ihm etwas ganz Fremdes, und auch sonst hat er keinerlei Mittel, einen etwa verletzten Fuß gegen den Staub und Schmutz seines Wohnsitzes zu schützen. Nicht einmal die zahllosen, zudringlichen Fliegen vermögen die Leute abzuwehren. Mit Recht wird immer wieder betont, daß der Eingeborne das wertvollste Kapital in unseren Kolonien sei; nach meiner Ansicht, die ich mir im Verlauf meiner Reise habe bilden können, werden wir diesen Schatz zunächst in der Weise zu mehren versuchen müssen, daß wir die Kindersterblichkeit, die allem Anschein nach erschreckend groß ist, herabmindern; sodann erblüht uns auch die Pflicht, für die Erwachsenen etwas zu tun. Mit dem Verlangen, unsere Militärärzte oder sonstwie medizinisch geschultes Personal solle ambulatorisch im Lande umherziehen, ist es nicht getan; das wäre unmöglich und auch nutzlos. Von Erfolg kann hier nur das Emporheben der Eingebornen des Innern auf eine höhere Kulturstufe selbst sein. Gemeint ist einstweilen natürlich nur die materielle Seite der Kultur; man muß Bedürfnisse beim Schwarzen erwecken. Hat er aber erst diese, so findet er auch die Mittel, sie zu befriedigen. Damit wird seine Lebenshaltung eine bessere; er kann und wird sich reinlicher und reicher kleiden, zunächst nach der Art der Küstenleute; er wird besser wohnen und wird auch imstande sein, seinen Körper besser zu pflegen und instandzuhalten.

Welche Pein den Eingeborenen die neueste Plage Ostafrikas, der Sandfloh, verursacht, konnte ich späterhin besonders in den rein sandigen Gebieten des Makondeplateaus Tag für Tag verfolgen. In Newala sowohl wie auch später in Mahuta waren selbst wir Europäer, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, vor dem äußerst beweglichen Tierchen nicht sicher; unsere Leute aber sahen wir jeden Augenblick mit dem Absuchen ihrer unteren Extremitäten beschäftigt, um sich des kleinen, dafür aber umso bösartigern Quälgeistes zu erwehren. Ihnen ist das denn auch, dank ihrer steten Aufmerksamkeit, im allgemeinen gelungen, besser jedenfalls als den Landeseingesessenen, von denen ein ziemlich hoher Prozentsatz die unverkennbaren Folgen einer ungenügenden Selbstbeobachtung aufwies. Soweit es meine mehr als knappe Zeit zugelassen hat, habe ich, meist sogar im raschen Vorübergehen, Art und Ausmaß dieser Sandflohverwüstungen mit dem Stift festgehalten; unter günstigeren Zeitumständen hätte ich ganze Skizzenbücher mit solchen Aufnahmen füllen können, so allgemein ist das Übel verbreitet.

Die Skizzen auf Taf. 58 zeigen einige typische Formen solcher Sandflohverstümmlungen. Das gegebene Einfallstor für das Sandflohweibchen ist die zarte Haut zwischen und unter den Zehen; nächstdem erst jede andere erreichbare Körperstelle. Bei uns Europäern mit unserer weißen und durch das Schuhwerk stets reinen Haut läßt sich der dunkle Punkt des eingedrungenen Insekts ohne große Mühe jederzeit feststellen, nicht aber beim barfußgehenden, dunkelhäutigen Neger. Trotz aller Aufmerksamkeit kommt es bei ihm doch gar zu leicht zum Übersehen eines Eiherdes, oder aber das Herausnehmen des Eiersackes geschieht zu ungeschickt — kurz, eines Tages hat er den schönsten Eiterherd, für dessen rationelle Behandlung ihm zu seinem Unglück nichts weniger als alles fehlt. Verluste eines oder mehrerer Zehen sind bereits bei Kindern nichts Seltenes; manchmal aber geht die Zerstörung auch noch weiter, selbst die große Zehe fällt dem kleinen Würgengel zum Opfer; was bleibt, ist ein keulenartiger Stumpf, mit dem sein unglücklicher Träger hilflos durchs Dasein humpelt.

Wirksame Abwehrmittel besitzt der Neger, solange er ein dicht schließendes Schuhwerk noch als etwas gänzlich Überflüssiges betrachtet, einstweilen nicht im mindesten. Im allgemeinen vertraut er heute der Chirurgie, indem er dem unwillkommenen Eindringling mit dem zur Ahle ausgeschmiedeten Stiel des Rasier- und Tätowiermessers (Taf. 17, Abb. 8, 9) zu Leibe geht. Eine medikamentöse Behandlung habe ich persönlich nur in einem einzigen Falle gesehen. Auf dem Steilabsturz des Plateaus, unweit Newala, fand ich neben ihrer elenden Hütte eine alte Makuafrau auf ein paar Hirsehalmen kauern; diese sollten die ganz allgemein und mit Recht gefürchtete direkte Berührung des Gesäßes mit der bloßen Erde verhüten. Die Frau schabte mit ihrem Messer von einem Baumzweig Rinde ab und drückte dann der Reihe nach von dem Geschabsel ein wenig unter die Zehen und in die frischen Hautlöcher der soeben herausgeholten Sandflöhe. Der Endzweck dieser Manipulation scheint

also ein desinfizierender gewesen zu sein; über Namen und Art des betreffenden Baumes war von der stumpfen Alten leider nichts zu erfahren. Von den zugänglicheren und intelligenteren Männern erhielt ich später die Auskunft, daß sonst pulverisierter Tabak ganz allgemein als Desinfiziens angewandt wird.

Von einiger Bedeutung für den Süden Deutsch-Ostafrikas ist die Salzgewinnung in der Umgebung von Massassi; über sie haben bereits Lieder, Bornhardt, Fülleborn und andere geschrieben. *) Jetzt, in der Trockenzeit, sah man die Technik im vollsten Betriebe; überall in der weiten Talsenke östlich und südlich von dem Polizeiposten waren Hütten und Windschirme einfachster Art aufgeschlagen und in ihnen oder in ihrer Nähe Greise, Frauen und Kinder bei der Arbeit des Auslaugens der salzhaltigen Erde und dem Eindampfen der gewonnenen Sole beschäftigt. Taf. 9 Abb. 3 zeigt die photographische Ansicht einer solchen Eindampfungsanlage. Zu Hügeln aufgetürmt lagert die bereits ausgelaugte Erde ringsum; zwischen ihnen aufgebaut stehen hier und da die einfachen Holz- oder Bambusgestelle, in denen gut geflochtene, dreikantige Körbe zur Aufnahme der salzhaltigen Erde hängen (Taf. 19 Abb. 11); unter dem Korbe stehet das weitbauchige Tongefäß, in dem die Sole aufgefangen wird. Über die Erde wird nur wenig Wasser gegossen, damit die Sole nicht zu schwach wird. Der Eindampfungsprozeß würde sonst noch langwieriger sein als jetzt, wo zur Gewinnung einer Handelslast (Taf. 19 Abb. 10) von 20—30 Pfund schon der wesentliche Teil einer Monatsarbeit gehört. Das Zusammenkratzen der oberflächlichen, salzhaltigen Erde geschieht mittels Hacken, Kürbisschalen (Taf. 19 Abb. 6), Löffel und dergleichen. Gesammelt wird das reine Salz in zierlichen Körben von der Art des in Taf. 19 Abb. 7 wiedergegebenen. Überall sah man die Leute bei der Arbeit, und schwelende Feuer entsandten ihren Rauch in die Luft, wohin das Auge blickte. Die Neger kommen zur Salzgewinnung von weither. Haben sie ihren Bedarf zusammengesiedet, so ziehen sie davon, Kopf oder Schultern beschwert mit den charakteristischen Massassi-Paketen aus leuchtend rotem Rindenstoff, an den sich halbierte Bambusstangen als Versteifungsleisten anschmiegen (Taf. 19 Abb. 10).

Meine Arbeitsmethode bestand jetzt wie auch in der folgenden Zeit zunächst darin, daß ich mich durch tägliche Märsche über die Siedlungsweise, den Haus- und Feldbau und das ganze Leben der Eingebornen zu unterrichten trachtete. Die Bewohner von Massassi haben den Vorzug, aus den verschiedensten Gegenden der Njassaländer und des Gebiets zwischen diesen und dem Indischen Ozean zu stammen. Ein großer Teil von ihnen sind Angehörige von Stämmen des fernen Innern, hier allgemein mit dem Namen Wanjassa bezeichnet, die früher von der englischen Mission freigekauft und hier angesiedelt worden sind. Zu ihnen gesellen sich Makua und Wajao, die aus anderen Gründen ihre Ursitze im Süden und Südwesten verlassen und sich hier niedergelassen haben. Das Völkerbild an sich ist denn auch schon hier so bunt, wie man sichs nur wünschen mag; v. Behr hat einmal versucht, die Stammesgrenzen in diesem Gebiete kartographisch festzulegen; *) das geht einfach nicht. Im Lukuleditál lassen sich zur Not noch derartige Regionen unterscheiden, hier in Massassi aber gehört das eine Haus einem Mjao, das nächste womöglich einem Makua, das dritte einem Mnjassa. Zu allem kommt dann noch der starke Einfluß von der Küste her, der ja schon mit dem Einmarsch einer bestimmten Anzahl von Soldaten samt ihren Frauen und Dienern untrennbar verbunden ist.

Äußerlich tritt dieses Durcheinander der Stämme und Völkerschaften dem Ankömmling vor allen Dingen in der Verschiedenartigkeit der Hausbautypen entgegen. Der ursprüngliche Baustil ist im Süden ganz unzweifelhaft dieselbe Rundhütte mit Kegeldach (Taf. 11 Abb. 2a b) gewesen, wie wir sie bei der ganzen ältern Bantuschicht zwischen dem Njassa und dem Tanganjika einerseits und der Ostküste anderseits finden und wie sie selbst noch neben den Tembebauten in Unjamwesi und seinen Nachbarländern im Osten auftritt. Heute ist diese Rundhütte noch in Menge vorhanden, aber neben ihr macht sich das wuchtige, umfangreiche und schwere, von einem tief herabreichenden Satteldach gekrönte rechtwinklige Haus der Küste doch schon recht breit. Den Übergang zwischen der alten und der neuen Form vermitteln gerade in Massassi zahlreiche Hütten von ovalem Grundriß (Taf. 11 Abb. 3), und solche, die an einem Ende rechtwinklig, am anderen aber kreisrund sind. An der vordern Langseite des Wohnhauses ist die durch das Überstehen des Daches entstehende Veranda stets offen; sie ist bei Tage der gegebene Versammlungs-, Arbeits- und Plauderraum der Hausbewohner. In manchen Gehöften sind die Giebelveranden hingegen durch Bambus- oder Hirsestrohwände nach außen hin abgegrenzt, so daß zwar luftige, aber doch sehr wohl benutzbare Kammern entstehen, die mit Vorliebe als Schlafraum benutzt werden. Die Hinterfront des Hauses wird im ganzen Gebiet von einem meist recht geräumigen, mit Bam-

*) Lieder, M. a. d. dt. Schutzgebieten, 1897. S. 118. — Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. S. 40ff. — Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet. S. 115.

*) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. VI, 1893.

bus umzäunten Hof begrenzt, in dem sich das wirtschaftliche Leben des Hausherrn und seiner Angehörigen in durchaus nicht viel anderer Weise abspielt als in einem deutschen Bauerngehöft alten Stils, wo noch nicht die raffinierten Maschinen des modernen, intensiven Ackerbaus den Blick auf sich ziehen, noch nicht stolze Massivbauten das lebende und tote Wirtschaftsinventar beherbergen, sondern wo, wie es ja noch in so vielen Teilen unseres Vaterlandes der Fall ist, noch das traute Strohdach die geflochtenen, mit Lehmbewurf geglätteten Wände der niedrigen Hütte krönt und wo die technischen Hilfsmittel noch nicht viel vollkommener sind als im späteren Mittelalter. (Taf. 10 Abb. 4 und 6.)

Ein Wahrzeichen der gesamten Wirtschaft dieser Südostecke unserer Kolonie sind die zahlreichen Behälter, in denen die Ernte an Hirse der verschiedenen Arten, an Mais, Bohnen, Erdnüssen usw., sei es für den späteren Verbrauch, sei es für die nächste Aussaat untergebracht und aufbewahrt wird. Zu drei, vier, fünf, ja zu noch mehr sind derartige Speicher unter der Hinterveranda des Hauses aufgestellt; stets stehen sie auf einem Rost von 40 bis 65 Zentimeter Höhe, der die Behälter gegen die Nässe von unten schützen soll (Taf. 2 Abb. 2); stets sind auch Sicherungen gegen Ratten und andere Feinde dieser Vorräte angebracht. Die Materialien sind verschiedenartig; neben großen, aus Baumrinde kunstvoll hergestellten Zylindern finden sich derbe Geflechte aus biegsamen Holzgerten und Bambussegmenten vor, die zum Schutz gegen Wetter und tierische Feinde mit einer dicken Lehmschicht überstrichen werden; oder aber diese oft mehrere Meter hohen Zylinder sind aus starken Strohseilen zusammengeflochten, die durch kräftige Holzpfähle verstärkt und gleichzeitig mit der Plattform verbunden sind. Die Bedeckung aller im Freien stehenden Vorratsbehälter ist ein in sich gut zusammenhängendes, kegelförmiges Strohdach, das bei der Entnahme der Früchte aus den Behältern selbst einfach abgedeckt oder hochgekippt werden kann. Die Möglichkeit dazu bietet je eine merkwürdig primitive Leiter, die, roh aus ein paar Knüppeln zusammengebunden, an der Seite des Behälters emporragt.

Als fernere Charakterstücke jedes Gehöftes offenbarten sich auch jetzt schon der nie fehlende Taubenschlag und der Hühnerstall. Beides sind Rindenzylinder von etwa 2 Meter Länge und bis zu 25 Zentimeter Durchmesser, die einer bestimmten Baumsorte entnommen, an den Enden mit kreuz und quer durchgesteckten Stäben verschlossen und in der Mitte der Peripherie mit einem Ausflugloch für die Bewohner versehen werden. Zu einem bis zu fünf, oder gar bis zu einem Dutzend übereinandergetürmt, stehen diese Zylinder auf einem Gerüst von Pfählen, oder aber sie hängen in einzelnen Fällen an Lianen an einem reckartig zwischen hohen Pfählen angebrachten Querbalken. Der Endzweck des Ganzen, der Schutz gegen Raubzeug, mag zwar nicht in allen Fällen erreicht werden; indessen läßt sich nicht leugnen, daß besonders die in der letztgeschilderten Art aufgehängten Zylinder doch eine sehr bedeutende Sicherheit bieten. Für die Nacht werden die Zylinder geschlossen, indem man jede einzelne Mittelöffnung mit einem dicken, passend geschnitzten Holzklotz verbarrikadiert (Taf. 49 Abb. 4). In Mwiti sah ich eine andere Taubenschlagform. Sie bestand in einem strohgedeckten Miniaturhause, das in einem Winkel des Hofes auf niedrigen Pfählen aufgebaut war (Taf. 9 Abb. 1). Bei ihm machte sich ein sorgfältiger Verschluß während der Nacht natürlich noch nötiger als bei den schwebenden Taubenschlägen.

Die geschlossene Form der Siedlung, wie sie an der Küste üblich ist, fehlt hier im Innern ganz. Schon in Mtua und Mtama zogen sich die Dörfer sehr lang zur Rechten und zur Linken des Weges dahin; hier in Massassi und später auch in allen anderen von mir berührten Siedlungen des Tieflandes westlich vom Makondeplateau liegen die Gehöfte in der Regel so weit auseinander, daß man dem Gekläff der Hofhunde oder dem Schall lauter Stimmen nachgehen mußte, um die einzelnen Anwesen zu finden. Es ist ganz ähnlich wie bei uns in Westfalen, wo jeder Bauer inmitten seiner eigenen Scholle wohnt und sie in bequemster Weise beackert. Im einzelnen erwecken die Gehöfte den Eindruck einer für afrikanische Verhältnisse großen Wohlhabenheit. Oben bei den Makua von Newala und bei den Makonde des Plateaus, soweit ihre Weiler mir zu Gesicht gekommen sind, haben die Hütten nur in sehr seltenen Fällen mehr als den einen Raum, der von der Hüttenwand selbst umrahmt wird; hier bei Massassi gibt es einen großen Prozentsatz von Wohnbauten, die es an Größe mit deutschen Bauernhäusern wohl aufnehmen können. Sie zählen eine ganze Reihe von Zimmern: fensterlose und infolgedessen stickdunkle, nicht übermäßig große Räume, deren Boden dick mit der Asche des nie verlöschenden Feuers bedeckt ist, deren Wände in einer glänzenden Rauchkruste schillern und deren Höhe außerdem fast immer in einer für die Bewohner sicherlich unangenehmen Weise eingeschränkt wird durch Trockengerüste für die Früchte des Feldes. Aber diese Häuser bieten immerhin die Möglichkeit der Abgrenzung des einen Individuums von dem andern, sie vermögen sogar die Geschlechter zu trennen und stellen damit doch unleugbar einen ge-

waltigen Fortschritt gegenüber der alten einräumigen Urhütte dar.

Auch bezüglich ihres Hausrats stehen die wohlhabenderen Bewohner von Massassi kaum hinter manchen Insassen deutscher Landarbeiterhäuser zurück. Zwar eisernes Küchengerät war noch kaum oder gar nicht vorhanden; dafür aber verfügten die Hausfrauen über ganze Serien selbstgefertigter, hübsch geformter und verzierter Tongefäße (Taf. 16 und Taf. 17 Abb. 1 u. 2). Für die Zubereitung der meist vegetabilischen Nahrung ist an sich kein großes Instrumentarium nötig; doch muß betont werden, daß alles, was an Rühr- und Schöpflöffeln, an Kellen, Messern usw. vorhanden war, in hübsch geschnitzten Mustern auftrat. (Taf. 21, Abb. 4, 5, 7, 8). Selbst der Mörser, ein seiner Bestimmung nach massiges Hausgerät, war fast immer mit irgendwelchen Ornamenten geschmückt. Lediglich die Mörserkeule und der Quirl standen noch auf dem Anfang der Entwicklung, indem jene ein fast unbearbeiteter Holzprügel, dieser dieselbe natürliche Bildung eines Stammstückes mit radialgestellten Ästen war, wie wir sie auch in europäischen Küchen noch so oft vorfinden. Regale oder Börte fehlen in der Küche der Negerinnen; hier wurden sie zu einem Teil ersetzt durch etwa 30 Zentimeter hohe, aus Lehm gestampfte Plattformen an den Seiten des Küchenraumes und durch Tragnetze mit unten angefügtem, geflochtenen Abschlußring. Auf den Plattformen hatte man Vorrichtungen zum Feststellen der rundbodigen Töpfe in der Weise hergestellt, daß man baumstumpfartige Erhöhungen ausgespaart und ihre Oberfläche der Bodenform des aufzunehmenden Topfes entsprechend ausgehöhlt hatte (Taf. 13, Abb. 2). Zunächst wußte ich aus diesen rätselhaften Erhöhungen nichts zu machen; später mußte ich sie für sehr praktisch erklären. Der Hauptaufbewahrungsort für Löffel, Messer und dergl. ist übrigens das Dach des Hauses; es war für mich stets eine Quelle großer Genugtuung, für die Hausbewohner aber ein Anlaß zu lebhaften Freudenbezeugungen, wenn ich und meine Leute systematisch die Dachunterseiten absuchten, um alle die zahllosen Kleinigkeiten zusammenzubringen, aus denen sich eine systematisch angelegte ethnographische Sammlung zusammensetzt. Ganz unberührt ist noch die Herdform; hier wird auch eine Änderung kaum je eintreten, weil der afrikanische Urherd praktisch und überall mit den leichtesten Mitteln herzurichten ist. Drei kopfgroße Steine sind wohl überall schnell aufzutreiben und im gleichseitigen Dreieck zusammengelegt (Taf. 13, Abb. 2); wo sie aber, wie in vielen Teilen meines Forschungsgebietes, wegen der Bedeckung des Bodens mit bedeutenden Verwitterungs- und Aufschüttungsmassen nicht vorhanden sind, gibt es immer noch einen Termitenhaufen, den man zerschlagen kann, um seinen Trümmern die drei gewünschten kopfgroßen Bruchstücke zu entnehmen.

Für die Nachtruhe ist an die Stelle der ehemaligen Mattenunterlage hier im ganzen Gebiet schon die Kitanda getreten, jener von der Küste her geläufige, vierbeinige Holzrahmen, der längs und quer mit geflochtenen Schnüren bespannt wird und damit eine zwar sehr elastische, für die kalten Nächte des Innern und der Trockenzeit aber überaus luftige Unterlage bildet. Das in keinem Schlafraum Afrikas fehlende Nachtfeuerchen zur Seite oder manchmal fast unter dieser Kitanda muß diesem fühlbaren Mangel so gut es geht abhelfen. Für die Ökonomie der Eingebornen bezeichnend ist es, daß auch diese Schlafräume nicht einmal frei sind von den alles beherrschenden Vorratsgefäßen. Hier, in den engen Räumen, können sie naturgemäß nicht über die Größe eines mäßigen Fasses hinausgehen; die Rindenzylinder oder bienenkorbartigen Flechtwerke erreichten denn auch nur selten die Höhe eines Meters. Aber das Prinzip des Pfahlbaues war auch bei ihnen gewahrt; stets stand das Gefäß auf einer Plattform.

In größeren Gehöften leisteten sich die Besitzer den Luxus einer Kochhütte. Das waren luftige, kreisrunde, ovale oder rechteckige, an den Seiten nur notdürftig mit Hirsestroh oder Bambus umschlossene Schuppen, unter deren dichtem Strohdach es sich jetzt während der Trockenzeit sehr schön saß, da der Rauch ungehindert von dannen ziehen konnte. Das Küchengerät ist nicht überreich an Kategorien — über Löffel und Kellen, Quirle und Töpfe geht es kaum hinaus — aber es gibt unter allen diesen Gegenständen kaum einen, der nicht mit einem gewissen Geschmack gearbeitet wäre. Die auf Taf. 21, Abb. 4, 5, 7, 8 abgebildeten Löffel sind ein ebenso sprechender Beweis für diesen nicht geringen Kunstsinn in der Küche, wie es der Taf. 19, Abb. 5 wiedergegebene Pombetrinkbecher aus Korbgeflecht und die auf Taf. 22 Abb. 7, Taf. 23 Abb. 8, Taf. 37 Abb. 4 dargestellten Schemel aus dem Wohngemach, wenn man so sagen darf, sind. Auch der auf Taf. 25, Abb. 2a wiedergegebene Schöpflöffel mit seinen Tierzeichnungen geht aus dem Rahmen dieses primitiven Kunstgewerbes keineswegs heraus. Selbst der doch im wilden Pori gebrauchte Fellkorb zum Sammeln von Honig und Wachs (Taf. 19, Abb. 3) entbehrt nicht dieser allgemeinen guten Linienführung.

Derartige Kochhütten waren häufiger als Viehställe. Kühe gab es im ganzen Lande nur an zwei Stellen, bei dem Akiden von Massassi und beim Jaohäuptling Matola. Sonst traten mir neben der Unzahl von Hühnern und den ebensowenig fehlenden Tauben

nur Ziegen in den Gesichtskreis. Sie waren stets in sehr urwüchsigen, aber dafür sehr widerstandsfähigen und festen Ställen untergebracht. Deren Wände bestanden aus sehr dauerhaft miteinander verbundenen, in die Erde eingerammten Palisaden an den zwei Langseiten und der Rückseite, aus horizontal darüber befestigten, gleichstarken Stämmen als Decke und ebenfalls horizontal geschichteten Stammenden an der Vorderseite. Die Schichtung dieser Verschlußbalken erfolgte zwischen den vorderen Eckpfeilern der Seitenwände und zwei vor ihnen in kleinem Abstand eingerammten, starken anderen Pfählen als Widerlager. Sollten die Tiere herausgelassen werden, so brauchte man nur die obere Hälfte der aufgeschichteten Balken wegzunehmen; dann sprangen die Tiere mit großer Eleganz über den verbleibenden untern Teil der Türe wie über eine Hürde hinweg ins Freie. Abends nach ihrem Wiedereinzuge brauchten dann die Stämme nur wieder an ihre alte Stelle gelegt und eventuell mit ein paar Baststricken befestigt zu werden.

Einem ganz systematischen Studium unterzog ich schon hier die J a g d m e t h o d e n, soweit sich diese Methoden auf die Überlistung des großen und kleinen Wildes durch Fallen erstrecken. Ich verfolgte dabei das Verfahren, kein Exemplar meiner Sammlung einzuverleiben, ohne mich von seinem Aufbau, seiner Aufstellungsart und seiner Wirkungsweise überzeugt zu haben. Ein Meister in der Herstellung aller Arten von Fallen war ein Wanjassa-Jüngling mit Namen Salim Matora, der Sohn des Häuptlings Massengera. Dieser machte mich zunächst aufmerksam auf die in den Feldern hier und da aufgestellten Fallen für die kleineren Schädlinge, für Tauben, Perlhühner und andere Vögel; später lieferte er mir systematisch die Modelle von Fallen für alle möglichen anderen Tierarten. Mit ihm wetteiferten sehr bald seine Landsleute, und vor allem auch meine Träger und Soldaten. Von den Soldaten gehörten nur in ganz wenigen Fällen je 2 ein und demselben Stamm an; sie repräsentierten vielmehr einen großen Teil der Völkerschaften unserer Kolonie. Auch meine Träger stellten sich durchaus nicht als Wanjamwesi ausschließlich heraus, sondern neben dem Grundstock von 17 Angehörigen dieses großen Volkes waren unter ihnen vertreten die Völker der Manjema, der Wangoni von Runsewe, der Wasukuma und der Massaninga-Jao; was Wunder, wenn ich durch das Zusammensteuern von ihnen allen eine wahre Musterkollektion derartiger Jagdgerätschaften zusammenbringen konnte. Von ihnen allen sollen später wenigstens einige Typen besprochen und im Bilde vorgeführt werden.

Ein ausgedehntes Forschungsfeld für mich war hier in Massassi das Studium der verschiedenen T e c h n i k e n. Jahrzehntelang haben wir unsere Völkermuseen mit den fertigen Produkten aller primitiven Handwerke gefüllt, bevor wir daran gegangen sind, das Werden der Erzeugnisse selbst zu verfolgen. Vorbildlich sind für uns in dieser Beziehung, wie in so mancher andern völkerkundlichen, die Amerikaner gewesen, denen es ja allerdings zugute gekommen ist, daß ihre Forschungsobjekte allesamt im eigenen Lande vorhanden waren und daß sie ihre Studien in aller Behaglichkeit und Muße mitten im Bereich der Vollkultur machen konnten. Für die Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte unserer eigenen Kultur sind derartige Studien unerläßlich; schon zur Beleuchtung und Erläuterung unserer vorgeschichtlichen Sammlungen sind sie direkt notwendig.

Sehr interessant war schon hier, in und um Massassi, die T ö p f e r e i. So hoch die Wanjassa über den armen Bewohnern des Makondeplateaus zu stehen scheinen, auf dem Gebiet der Keramik und ihrer Hilfsmittel stehen sie entschieden hinter jenen zurück. Ich habe zu verschiedenen Malen das Werden eines Gefäßes vom rohen Tonklumpen an bis zum fertiggebrannten Produkt verfolgt, die einzelnen Phasen in langen Serien photographiert, die Handwerksgeräte und die fertigen Gefäße selbst gesammelt und mir alles Wichtige aufgeschrieben. Seitdem erstaune ich nicht beim Anblick eines neolithischen oder bronzezeitlichen, heimatlichen Tongefäßes. Es ist in der Tat bewunderungswürdig, mit wie wenig Werkzeugen, hier in Massassi sogar ohne jede Anfänge der Töpferscheibe, die Künstlerinnen — denn hierzulande hat die Frau das alte Monopol ihrer Erfindung noch gewahrt — zwar nicht formvollendet schöne, aber doch erstaunlich regelmäßige und in den Wandungen ganz gleichstarke Gefäße zu Wege bringen. Ein Stück eines alten, der Körner bereits beraubten Maiskolbens zum Herausschaben kleiner Steine aus der rohgeformten Tonmasse, ein Stückchen Bambus zum Beschneiden des Randes, ein glatter Kiesel zum Glätten der Wandungen innen und außen, schließlich ein am Rande zugeschärftes Stückchen Schale von einem Flaschenkürbis zum Einstechen der Ornamente, das ist das ganze Instrumentarium der Töpferinnen hier zu Lande (Taf. 16, Abb. 4).

Aus den Sitten und Gebräuchen sei hier nur einiges Wenige, was nicht in den Rahmen der später zu schildernden anderen Völker fällt, kurz und skizzenhaft hervorgehoben. Von der ursprünglichen K l e i d u n g: gewalkten und gekneteten Ziegenfellen für die Männer, Rindenstoffschurzen für die Frauen, ist heute nichts mehr vorhanden; bei der Lage Massassis an der großen Straße von der Küste zum mittleren Rowuma und zum Njassa ist das ja auch kaum

verwunderlich. Aber selbst auch die Kunst der Rindenstoffherstellung soll nach der Aussage des alten Massengera hier schon im Schwinden sein. Bei den Makonde und Matambwe, auch den Jao und Makua näher zum Rowuma hin, tritt der Rindenstoff als Kleidungsmaterial wenigstens noch einmal im Leben des einzelnen in seine Rechte, indem er bei einer bestimmten Phase der Mannbarkeitsfeste unter gewissen Zeremonien und von bestimmten Personen für den Novizen eigens hergestellt wird; hier bei Massassi wird das rötlich schimmernde Material vorwiegend nur noch zum Verpacken des handelsfertigen Salzes verwandt. Das graue, stark bitter schmeckende Erzeugnis des Verdampfungsprozesses wird in ein rechtwinkliges Stück Rindenzeug von etwa Meterlänge gewickelt; um den Zylinder legt man dann der Länge nach halbierte Bambusstäbe und verschnürt darauf das Ganze mit Baststricken zu einem länglichen, etwa 20 Pfund schweren Pack, das den Transport selbst über Hunderte von Kilometern ganz gut verträgt.

Das kleine Kind bleibt hier zu Lande nur so lange ohne jegliche Kleidung, als es noch in den mütterlichen Tragsack zurückkehrt, im Gegensatz zu dem Makondeplateau, wo manchmal auch noch größere Kinder, wie sie der Herrgott erschaffen hatte, umhersprangen. Trennt es sich endgültig von Rücken und Hüfte der Mutter, so tritt es damit auch ohne weiteres in den Bannkreis des importierten Kattuns, der es zunächst in Gestalt kleiner Schurze, später, falls es ein Mädchen ist, in Gestalt eines bis zu den Knieen reichenden Hüftschurzes und eines den Oberkörper umhüllenden Umhangs mehr verunziert als schmückt.

In der Verunstaltung des Körpers sind die Umwohner von Massassi die eifrigsten Nachahmer der Wajao und der Suaheli. Die große Oberlippenscheibe, das Pelele, kommt bei älteren Frauen zwar auch hier vor, aber es verschwindet förmlich gegenüber dem Kipini, dem bereits erwähnten Holz- oder Metallpflöckchen im linken Nasenflügel. Stammesunterschiede, die ursprünglich zweifellos auch in diesem Teil des Südens von Deutsch-Ostafrika sich in der Art der Körperverunstaltung geltend gemacht haben werden, sind unter diesen Umständen heute gar nicht mehr festzustellen. Zu mir in mein Lager kamen Jao, Makua und Wanjassa, Männer, Frauen und Kinder in Massen, aber wie sehr gingen die Tätowierungen, Ohr-, Lippen- und Nasenschmuck ineinander über! Entscheidend für die Wahl dieser merkwürdigen Körperzier ist längst nicht mehr das Herkommen, sondern lediglich der Geschmack. Da für diesen aber heute die Jao mit ihren fortschrittlichen Neigungen für die Küstenkultur maßgebend sind, so versteht man sehr wohl, wie von den alten barbarischen Eingriffen nichts mehr übriggeblieben ist als die beiden von der Küste her bekannten Einschnitte an den beiden Schläfen und der Nasenpflock; und nicht lange wird es dauern, dann werden die Ohrmuscheln und Ohrläppchen der Schönen von Massassi ebenso mit den buntfarbigen Papierrollen geschmückt sein wie die Ohren der Mädchen von Daressalam, Tanga, Kilwa und Lindi.

Körperbemalung habe ich stets nur in Krankheitsfällen und zu medizinischen Zwecken gesehen. In ganz ähnlicher Weise wie meine Diener, Träger und Soldaten sich Stirn und Schläfen mit einem aus bestimmten Kräutern hergestellten Brei bestrichen, um Kopfschmerzen und Fieber zu vertreiben, bemalen sich auch die Eingebornen dieses Gebiets mit entsprechenden Heilmitteln. Eine Bemalung aus anderen Beweggründen, nämlich aus Freude, tritt bei den Wanjassa nur noch bei wenigen anderen Gelegenheiten ein, einmal nämlich nach der Geburt eines Kindes, wo sich alle Verwandten und Freunde das Gesicht mit Asche beschmieren, sodann bei der Rückkehr eines Sohnes nach langer Abwesenheit. Dann bestreicht die Mutter den Arm des Sohnes mit Asche und stößt dabei den bekannten ostafrikanischen hohen Frauentriller aus.

Beschneidung soll es bei den Wanjassa von Massassi nicht geben; der auch hier bei Knaben und Mädchen während der Mannbarkeitsfeste übliche, 3- bis 4 monatige Aufenthalt im Walde bzw. in besonderen Mädchenhäusern verfolgt hier ausschließlich den Zweck des Unterrichts über das Verhalten der Geschlechter zueinander, des Benehmens gegen Erwachsene und des Verhaltens in bestimmten Lebenslagen, wie Schwangerschaft, Geburt usw.

Vereinzelt soll eine Art Kopfdeformation vorkommen. Allerdings hat sie hier nicht den Zweck, dem Schädel des Neugebornen eine durch Sitte und Herkommen vorgeschriebene anomale Form zu geben, sondern etwa bei der Geburt vorhandene Unregelmäßigkeiten aus der Welt zu schaffen. Stellt sich nämlich der Schädel des Neugebornen als nicht normal heraus, so wird er erst mit Daua (Medizin) bestrichen und dann gedrückt, bis die gewünschte Form herbeigeführt ist.

An Mahlzeiten nimmt die Bewohnerschaft von Massassi nur zwei ein, eine am späten Vormittag oder gegen Mittag, die andere gegen Abend. Der Haupt- und Grundbestandteil des Speisezettels ist stets der Ugali, der bei allen Völkern Äquatorial-Afrikas übliche steife, mit dem Rührlöffel zu einer Art Puddingform zurechtgeschlagene Brei aus Hirse, Mais, Mhogo (Maniok), Reis, Bohnen oder Erbsen, zu dem in stets willkommenen, leider aber wohl nicht

häufigen Fällen das Fleisch irgendeines jagdbaren Tieres tritt, zu dem aber die Hinzufügung irgendeiner Kräutersauce unter allen Umständen erstrebt wird. Mich interessierte indessen mehr als die gewohnheitsmäßige Nahrung die verbotene. Für die Häuptlinge bestehen eigentliche Speiseverbote außer den durch den eigenen Magen bedingten nicht; dahingegen dürfen schwangere Frauen weder Wildgedärme, noch verschiedene Fischarten essen. Außerdem essen Frauen überhaupt und auch junge Männer niemals Eier. Nur Männer, die sich des Besitzes von Kindern bereits erfreuen, dürfen sich den Luxus des Eiergenusses leisten. Für die Angehörigen des weiblichen Geschlechts ist der Grund für die Enthaltsamkeit der bestimmte Glaube, daß Eiergenuß und Kinderlosigkeit Hand in Hand gehen. Für die Jünglinge wurde mir hier versichert, daß der Eiergenuß zwar die Geburt von Kindern nicht hindere, daß diese Kinder aber haarlos seien.

Ein Vergnügen für mich war es, die sehr weitverbreitete Bekanntschaft der Frauen und Mädchen mit dem Fadenspiel feststellen zu können; ich brauchte nur den bekannten, in sich geschlossenen Faden hervorzuholen und ihn einer Gruppe von Frauen mit aufgespannten Händen entgegenzuhalten, so wurde er mir auch schon abgenommen und zu den verschiedenartigsten Figuren verwandelt. Leider verstehe ich von dieser Kunst viel zu wenig, um die mir vorgeführten Figuren festhalten zu können; zum Photographieren waren sie zu reich an Einzelphasen, zum Zeichnen aber hätten die einzelnen Phasen zu lange gehalten werden müssen. So habe ich wohl die Namen vereinzelter Endfiguren feststellen können, im übrigen aber mich mit der Tatsache des Vorhandenseins dieses Spieles auch in diesem Winkel Afrikas begnügen müssen.

Während des Einmarsches hatte der Kaiserliche Bezirksamtmann nur stellenweise der angebornen Neigung des Negers zu Spiel, Musik und Tanz nachgeben können, so bei den Jao von Mtua und Chikugwe; im Gebiet der Wamuera und auch später bei den Makua wäre eine solche Erlaubnis nicht angezeigt gewesen. Einmal hätten sich diese halbverhungerten und verängstigten Leute ohne starke äußere Anregung doch kaum zu jenen Freudenbezeugungen heranziehen lassen, sodann aber war der höchste kaiserliche Beamte dort ausschließlich als Richter und Warner erschienen. In das Milieu aber paßte kein Tanz und Gesang. Hier in Massassi fielen alle diese Nebenumstände hinweg; ich habe deswegen mit allen Kräften dafür Sorge getragen, den Negern zum Tanzen Gelegenheit zu geben, um mich auch mit dieser Seite des Eingebornenlebens möglichst vertraut zu machen.

Schon in Daressalam und Lindi hatte ich mehrfach Gelegenheit gehabt, derartigen Ngomen beizuwohnen und sie mit allen meinen Apparaten, dem Kinematographen, dem photographischen Apparat und dem Phonographen festzustellen. In Daressalam traten die einzelnen Völkerschaften, die Manjema, die Wasaramo usw., von denen in der großen Stadt ja jederzeit viele Vertreter anwesend sind, gern voneinander getrennt und in besonderen Stammestänzen auf. In Lindi herrschte dagegen mehr das Klubwesen der reinen Suaheli vor; die einzelnen Gesellschaftsschichten waren hier scharf voneinander geschieden und tanzten an verschiedenen Plätzen der Stadt. Im Innern lassen sich Stammesunterschiede auf Grund dieser Tänze gar nicht mehr feststellen; vielmehr herrschte bei allen Völkerschaften das vor, was ich Stimmungstanz nennen möchte. Der Tanz sollte Trauer oder Freude ausdrücken und wies Formen auf, die ursprünglich sicher von einem Punkt aus ihren Ausgang genommen haben, die aber nunmehr international über das ganze Land verbreitet sind. Bei den Frauen war damals gerade eine Ngoma mit dem Namen „Liquata" Mode, ein Tanzreigen, bei dem die Spielerinnen sich in zwei konzentrischen Kreisen rhythmisch unter Händeklatschen und Gesang um zwei ihrer Gefährtinnen bewegen, die innerhalb des Kreises im gleichen Rhythmus umeinander herumtanzen und bei einem bestimmten Takt von den beiden nächsten Frauen abgelöst werden.

In Massassi ertönte die Ngomatrommel allabendlich aus einer oder gar mehreren Richtungen; von den von mir beobachteten und mit meinen Apparaten aufgenommenen Tänzen führte einer den Namen Chipembere; ein anderer wurde Chimdide genannt. Chipembere ist der Kijao-Name für das Rhinozeros; nach den mir gegebenen Erklärungen sollte der Tanz denn auch die Kampfszene zwischen dem Jäger und einem Wilde dieser Art darstellen; es war indessen weder von irgendeiner Nachahmung des Wildes und seiner Eigenart, noch der des menschlichen Angriffs viel zu merken. Der ewig wiederholte Text aber umfaßte lediglich die beiden Worte: Chipembére wémsala. Der Chimdidetanz stellte einen Freudentanz dar, den die Leute ausführen, wenn es ihnen gut gehe, wie sie sagten.

In späterer Zeit habe ich von meinen Trägern eine ganze Reihe von Arbeitsliedern aufnehmen können, sehr melodiösen Gesängen, die den Rhythmus des Hackens oder des Marschierens in prägnantester Weise wiedergeben; hier in Massassi hatte ich nur die Gelegenheit, ein einziges derartiges Arbeitslied feststellen zu können. Innerhalb der kleinen Boma, inmitten der recht einfachen und winzigen Soldatenhütten, wurde damals ein stattlicher Steinbau aus

Gneisbruchstücken aufgeführt mit der Bestimmung, der Regierung für Zeiten der Not als Getreidemagazin zu dienen. Man war jetzt gerade bei der Herstellung des ganz flachen Daches, das auf einer festen Balkenunterlage aus einem bindenden Mörtel gestampft wurde. Länger als eine halbe Woche bewegte sich ein in sich enggeschlossener Trupp von Männern und Frauen hoch oben auf der Plattform hin und her; scharf hoben sich die schweißtriefenden Gestalten vom tiefblauen Tropenhimmel ab; aber unausgesetzt und ohne Unterbrechung ertönte Stunde um Stunde der Ausruf: mahuta, mahuta, bei dessen zweiter Silbe das Aufstoßen der Stampfkeule auf den Estrich erfolgte. Lebhaft habe ich damals bedauert, nicht auch die Melodie zu dem geistvollen Text, die an sich ganz ansprechend war, aufnehmen zu können.

Eine Überraschung erfreulicher Art bereitete mir in Massassi das Auftreten eines Berufssängers namens Sulila, der gewerbsmäßig zum Vortrag seiner Rhapsodien im Lande umherzieht. Sulila ist ein Jao; er ist blind, legt aber trotzdem die weitesten Entfernungen mit einer erstaunlichen Sicherheit zurück. Bei seinem Auftreten schmückte er sich selbst mit einem Fellkranz aus Zebramähne um Stirn und Kopf, mit Leopardenfellstreifen und Tanzrasseln um Hüfte und Beine. Begleiten ließ er sich von einer Kapelle von acht bis zehn Mann, die je mit zwei kurzen Stäben auf entrindete, auf der bloßen Erde liegende Stangen hämmerten; Sulila selbst verfügte über eine Art einsaitiger Geige (Taf. 29 Abb. 7a b). Der Gesang entbehrte, wie alle Lieder hier, der Melodie; es war mehr ein rasend schnelles Parlando, zu dem der Barde selbst sich sehr lebhaft, an dramatischen Stellen sogar wild und feurig im Kreise drehte, wobei die wenigen Töne seiner Geige schrill ertönten. Den Inhalt seiner Lieder bildeten meist Heldengesänge aus dem letzten Aufstand; in ihnen spielen die Jao, die ja den Deutschen treu geblieben sind, eine große Rolle; ebenso auch Sulila selbst. Ich lasse eins dieser Lieder hier mitsamt der Übersetzung folgen:

Tulimbe achakalungwa wausiyaga ngondo nichichi? Watigi: Kunsulila kánapogwe. Jaiche ya Massito; uti toakuquimi; ya yaoide. — Nambo yandachi payaiche, kogoya kuona; msitu watiniche; bamba siatiniche; busi siatiniche; nguku siatiniche; kumala wantu putepute. Nakodi papopu; kupeleka mbia siakalume. Gakuunda. Mtimma wassupuiche: ngawili pessipo Luja. Kunsulila ngomba sim yaule kwa Bwana mkubwa: nam(u)no andu wedye atayeye mapesa gao. Sambano yonombesile.

„Laßt uns aushalten, uns Alten! Was ist ein Krieg, was?

Sie sagten: Herr Sulila ist noch nicht geboren. Dann kommt (der Krieg) der Masitu; Gewehre werden geschossen (sehr mächtig). Dann sind sie weggelaufen.

Aber die Deutschen sind gekommen, gefährlich sah es aus. (Alles) Holz ist abgebrannt; Ameisen wurden aufgebrannt; Ziegen wurden aufgebrannt; Hühner wurden aufgebrannt; alle Leute wurden getötet; Steuer kam herauf; sie mußten bringen Rupien zu Hunderten.

War noch nicht zufrieden. Herz wurde ängstlich: Wir wollen lieber sterben auf der andern Seite des Luja. Herr Sulila telegraphierte an den Herrn Bezirksamtmann: er kann mir das Fell über die Ohren ziehen und einen Sack für seine Pesa daraus machen lassen. Jetzt bin ich müde."

Außerordentliche Schwierigkeiten bereitete mir in der ersten Zeit die photographische Aufnahme menschlicher Objekte. Nicht immer hatte man die Möglichkeit, in den frühen Morgenstunden oder kurz vor Sonnenuntergang, wo in beiden Fällen die Sonn tief stand und wo auch der Schatten der niedrigen Hütten gute Aufnahmebedingungen bot, zu photographieren, sondern man mußte die Gelegenheiten benutzen, wie sie sich gerade darboten und unter Umständen selbst bei hohem Sonnenstande zu einer Aufnahme schreiten. Später habe ich mir geholfen, indem ich ein großes, zum Bedecken meiner Lasten während der Nacht mitgenommenes Persenning dieser Bestimmung entrückte und zu einem Hintergrund für alle schwierigeren Aufnahmen umarbeitete. Ich spannte es zwischen zwei lange Bambusstangen und legte auf seine eine Seite ein großes, aus mehreren Bahnen zusammengenähtes Stück jenes weißen leichten Kattunstoffes, den in Ostafrika jeder Expeditionsleiter für etwaige Todesfälle in seiner Karawane zum Einnähen des Leichnams mitführen muß. Diese weiße Seite war dann der gegebene Hintergrund für alle dunkeln Objekte, die graugrüne des Segeltuchs für alle anderen. In verzweifelten Fällen ließ sich dieser improvisierte Schirm auch mitten im Pori und bei fast senkrecht stehender Sonne benutzen.

Über die merkwürdig hellen Hautfarbentöne besonders der Wamuera haben bereits andere Reisende vor mir berichtet; wäre nicht das typische Negergesicht gewesen, man hätte diese fast kupferroten Gestalten für Indianer halten mögen. Auch unter den Makua habe ich diese roten Töne ziemlich häufig gefunden, weniger unter den Jao, den Makonde und Wamatambwe. Bei diesen Völkerschaften walten mehr braune Töne vor, die Farben 29 und 30 der v. Luschanschen Farbentafel, während ich bei einzelnen jener hellfarbigen Individuen auf Stirn und Wange die Töne 22 bis 20, auf der Rückenmitte und am Oberarm die Töne 24 und 25 konsta-

tieren konnte. In der Gesamterscheinung traf der Ton 24 etwa das Richtige. Weniger in seinem Farbenkomplex als in seiner Physiognomie aus dem Rahmen seiner Landsleute heraus trat ein Makua, den ich am Schluß meines Aufenthaltes in Massassi photographieren konnte. Er war der richtige Australier, nur daß die Ziernarben auf der Brust hier anders waren als am anderen Ufer des Indischen Ozeans, und daß die Augenbrauenwülste nicht über das Gewohnte des Negers hinausgingen (Taf. 3 Abb. 1a b). Über die Ziernarben soll an anderer Stelle besonders berichtet werden.

Der Polizeiposten Massassi liegt in wirtschaftlich außerordentlich günstiger Lage; der Boden ist das fruchtbare Verwitterungsprodukt der benachbarten gewaltigen Gneiskuppen; an Wasser fehlts zu keiner Jahreszeit. Demnach befindet sich der gesamte Ost- und Südfuß jener Bergreihe weithin unter intensivster Negerkultur. Für den Handwerkslehrer Knudsen und auch für mich war der Aufenthalt gleichwohl nicht gesundheitfördernd; Knudsen hatte sich zweifellos schon an der Küste infiziert; ich selbst mußte befürchten, mir durch mein Wohnen in der, wie ich erst zu spät erfuhr, auch von Eingebornen benutzten Rasthütte Rückfallfieber zugezogen zu haben. Anfang August mußte ich mich deswegen zu einem Ortswechsel entschließen.

Marsch nach Süden und Aufenthalt bei Matola.

Neben dem Jao-Häuptling Matola in Tschingulungulu ist der Jao-Häuptling Nakaam in Tschiwata die bekannteste und meist genannte Persönlichkeit im Westen des Makondehochlandes. Tschiwata selbst lag mir zu sehr abseits; ich marschierte deswegen von Massassi aus gen Osten nach Mwiti, einer Ortschaft am Westrande des Plateaus, wohin Nakaam von seiner Residenz herunterstieg, um mit mir zusammenzutreffen. Nakaam erhebt heute den Anspruch, ein reiner Jao zu sein, er stammt indessen ursprünglich von Makua ab und hat die Metamorphose zu dem Endzweck vorgenommen, um für vornehmer zu gelten. Über seinen ursprünglichen Machtbereich kann ich nicht urteilen; heute ist er wie auch Matola ein Akide im Solde der deutschen Regierung wie so viele andere Dorfhäuptlinge auch, nur daß Matola auch heute noch über Hunderte von Gewehrträgern und Lanzenwerfern verfügt, während die meisten anderen Akiden nur einen winzigen Heerbann hinter sich haben. Als Mensch macht Nakaam einen höchst intelligenten Eindruck; über den russisch-japanischen Krieg wußte er ganz gut Bescheid und war auch sehr wohl über deutsche und englische Verhältnisse unterrichtet. In Mwiti bewohnte er während meines Aufenthaltes ein außerordentlich stattliches Haus mit vielen Zimmern, das er sich am Beginn dieses Jahrhunderts von einem Baumeister von der Küste hat errichten lassen und das in seinen Türverzierungen sogar Elfenbeineinlagen aufweist. Über manche Sitte und manchen Brauch seines Volkes gab er mir bereitwilligst Auskunft, doch reichte seine Macht anscheinend nicht weit genug, auch meine ethnographische Sammlung in der von mir erwarteten Weise zu vergrößern; seine Untertanen brachten trotz aller Ansprachen und Befehle nur unwesentliche Kleinigkeiten.

Ein Gemisch echt menschlichen Mitgefühls und roher Barbarei ist nach Nakaam die B e h a n d l u n g l e p r a k r a n k e r W a j a o. Im südlichen Küstengebiet sind diese Unglücklichen heute auf einer oberhalb Lindi im Ästuar des Lukuledi gelegenen Insel untergebracht, woselbst sie von dem ärztlichen Personal Lindis überwacht werden. Bei den Jao baut man ihnen eine Hütte tief im Walde, wo sie gänzlich isoliert leben, und wohin ihnen die Nahrung von Angehörigen und Stammesgenossen gebracht wird. Droht die Krankheit in ihrem letzten Stadium eine üble Wendung zu nehmen, so bringt man dem Patienten noch einmal recht reichlich Speise und Trank in die Hütte, verschließt dann dessen Haustür ganz fest von außen und überläßt den dem Tode Geweihten seinem Schicksal. Dieses Schicksal ist der Hungertod.

Die Heimat der reinen Jao, die Nakaam von unreinen streng unterscheidet, ist nach diesem Häuptling Likopoloe, ein Hügel (in Wirklichkeit wohl eine Hügellandschaft) im Gebiet von Chissi, auf portugiesischem Gebiet zwischen Mataka und dem Unangu-hügel. Der Häuptling Mputa habe sie von dort verjagt, als Nakaams Mutter ein kleines Kind war, das auf allen Vieren kroch. Nakaam ist nach seiner Aussage das vierte Kind seiner Mutter; ich schätze ihn auf 40 bis 45 Jahre. Mputa ist damals im Verfolg des Krieges bis zum Makuahäuptling Malija gezogen und hat ihn geschlagen; darauf ist Mputa zurückgegangen nach Chirobwe nahe dem Njassa und nahe bei der Landschaft Ujere. Nach Mputa kamen andere Makua und zersplitterten die Jao noch weiter.

Wie ich schon bemerkt habe, teilt Nakaam die Jao in reine und unreine ein. Unterabteilungen der reinen Jao sind nach ihm die Chiwäula, die Katuli und die Kalanje; die unreinen, zu denen er sich selbst rechnen mußte, nannte er zunächst Massaninga im allgemeinen. Im engern zerfielen sie nach ihm in die eigentlichen Massaninga und die Mdëule.

Von Mwiti nach Süden, hart am Westfuß des Makondeplateaus entlang bis zu der großen Straße Mahuta—Newala—Tschingulungulu, führt der Weg durch eine Anzahl von Ortschaften, die zwar zum größten Teil recht hübsche Rasthütten besaßen, sonst aber in ihrem Äußeren und auch in ihrer Sauberkeit recht viel zu wünschen übrig ließen. Wegen der zahlreichen, tief eingeschnittenen Bäche, die hier unter dem Steilrand des Plateaus entspringen, ist dieser Weg außerordentlich zerschnitten und schwer zu begehen. Zum Reiten ist er gar nicht zu benutzen; kaum hat man das Tier bestiegen, so kommt schon wieder das nächste, tief in den Aufschüttungsboden eingerissene Bachbett, das unweigerlich zum Absteigen und zum mühseligen Hinunter- und Wiederhinaufklettern zwingt. Aber von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit sind diese Täler; wären sie nicht so entlegen, so würden sich hier recht wohl bedeutende koloniale Werte schaffen lassen. Weiter ab vom Fuß des Plateaus beginnt dann jene unendliche Ebene, die ganz fern im Westen nur von den Madjedjebergen in ihrer regellosen Gruppierung überragt wird, während jenseit des Rowuma, ebensoweit im Südosten, die dunkle Wand des Mawiaplateaus einen gewissen Abschluß bildet. Der einzige Ruhepunkt in der Nähe über dem ewigen Einerlei der lichten Baumgrassteppe ist der Huwe, ein ganz isoliert gelegener Gneiskegel mitten in dem weiten Gefilde zwischen Massassi und dem Rowuma; ihn erblickt das Auge von jeder offeneren Stelle des Pori aus. Dieser Huwe war bis vor kurzem auch ethnographisch und zwar dadurch interessant, daß er die letzte Örtlichkeit war, wo im Südosten unserer Kolonie noch Eisen aus anstehendem Material selbst verhüttet wurde. In den Wirren des Aufstandes waren die letzten Eisenschmelzer über den Rowuma gezogen.

Die Bevölkerungsdichtigkeit ist hier nicht übergroß; man muß im allgemeinen mehrere Stunden zwischen einem Ort und dem nächsten marschieren. Auch von der Größe der Häuser von Massassi ist hier nichts mehr zu merken, ebensowenig von einem Vorwalten des rechteckigen Grundrisses. Dieser ist hier entweder rund oder oval; in jenem Fall wird das Dach von einem, in diesem von zwei Pfeilern, die sozusagen in den Brennpunkten der Ellipse stehen, getragen. Das Innere der Hütten habe ich stets als Einheitsraum gefunden; kaum daß durch eine Mattenwand die Abteilung eines verschwiegenen Schlafraumes angedeutet wurde. In der Bewaffnung traten Bogen und Pfeil, wie mich dünkte, noch stark in den Vordergrund; das Vorderladegewehr, das man beim Durchsuchen der Hütten in der Massassi-Gegend stets in irgend einer dunklen Ecke fand, war hier nicht immer zu sehen, wohl aber Bogen, Pfeile und Speer. Die Treffähigkeit war auch hier nicht übergroß; auf 10, 12 Meter trafen die Schützen oder Speerwerfer einen 20 Zentimeter starken Pfahl nur in etwa $^2/_3$ aller Schüsse, aber sie war doch besser als im fortgeschrittenern Massassi.

Wenige Stunden nördlich von Tschingulungulu liegt die Residenz des Jaohäuptlings Susa. Susa gehört dem bärtigen Typus dieses Volkes an, der durchaus nicht so selten ist wie man glaubt, und von dem ich unter jeder größern Volksversammlung gleich ganze Gruppen photographieren konnte. In seinem ebenfalls sehr stattlichen Hause, das, von seinem Baumaterial abgesehen, einem deutschen Dorfe durchaus zur Ehre gereichen würde, sah ich zunächst auch wieder die bereits erwähnten Lehmkonsolen für die Kochgeschirre des Herdes, der auf einer sauber geglätteten, eine ganze Seite der Küche einnehmenden Plattform angelegt war (Taf. 13 Abb. 2); sodann ein wirkliches Ruhebett, das dieser anscheinend vielgereiste Mann sich aus Lehm hergestellt hatte (Taf. 13 Abb. 1). Ich habe später in Newala Susa sehr ausgiebig als Ausfrageobjekt benutzt; er war über alles, was seinen Stamm anging, sehr gut unterrichtet; er ist auch der einzige geblieben, der für den Mechanismus meines Phonographen ein gewisses Verständnis gezeigt hat. Um so verwunderlicher mußte es erscheinen, daß von dem hohen Dach seines Palastes eine Daua herunterhing, eine Medizin, die keinen geringern Zweck verfolgen sollte als zu verhüten, daß eben dieses Dach von den hier im Lande allerdings sehr häufigen und heftigen Windhosen emporgehoben und weggetragen würde. Das Amulett bestand aus einer Frucht des Leberwurstbaumes, die mittels eines in sie hineingesteckten Stabes vom Dachrand herunterhing. (Taf. 21, Abb. 1.)

In Tschingulungulu richtete ich mich in der unmittelbaren Nähe Matolas selbst ein. Sein Heimwesen ist, wie die ganze Siedlung und wie Matola selbst, berühmt bis an die Küste hin. Das Haus war auch stattlich genug; 14 Meter lang, $7^1/_2$ Meter tief, beherbergte es unter seinem hohen, schweren Satteldach zunächst 2 Frauengemächer von je 5×5 Meter Grundfläche an den beiden Enden und dazwischen einen Küchenraum von fast ebensogroßen Abmessungen. Vor diesen drei Räumen entlang zog sich durch die ganze Länge des Hauses ein $2^1/_2$ Meter tiefer Raum, den Matola die Abendbarasa

nannte, im Gegensatz zu der außerhalb des Hauses unter dem weitvorspringenden Dach gelegenen, bei jeder Hütte ebenfalls auftretenden Freiluftbarasa, unter der sich das tägliche Leben des ostafrikanischen Negers abspielt. An das Haus schloß sich ein festumzäunter, wohl 40 Meter tiefer Hofraum in der Breite des Herrenhauses, in dem ein Kochhaus in der Form der alten Rundhütte und viele Vorratsbehälter standen. Außerhalb dieses Hofes und dem einen Seitenzaun parallel zog sich dann ein langes Trockengerüst hin, auf dem auch jetzt noch, also ziemlich lange nach der Ernte, große Mengen von Getreide lagerten. (Taf. 6 Abb. 1.)

Noch weit stattlicher als Matolas Wohnhaus ist das Rathaus seiner Residenz. Es ist ein von einem Mittelpfeiler und drei in konzentrischen Kreisen angeordneten Pfeilerreihen getragener, kreisrunder Säulenbau, dessen Durchmesser nicht weniger als 15 Meter und dessen Firsthöhe mindestens 5 Meter beträgt. Damit ist diese Halle zweifellos das stattlichste Bauwerk im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika überhaupt und mit Fug und Recht berühmt. Das auf Taf. 57 Abb. 1 wiedergegebene Beratungshaus von Mlipa ist ihm im Bau ganz ähnlich, nur ist es kleiner und in der Ausstattung einfacher.

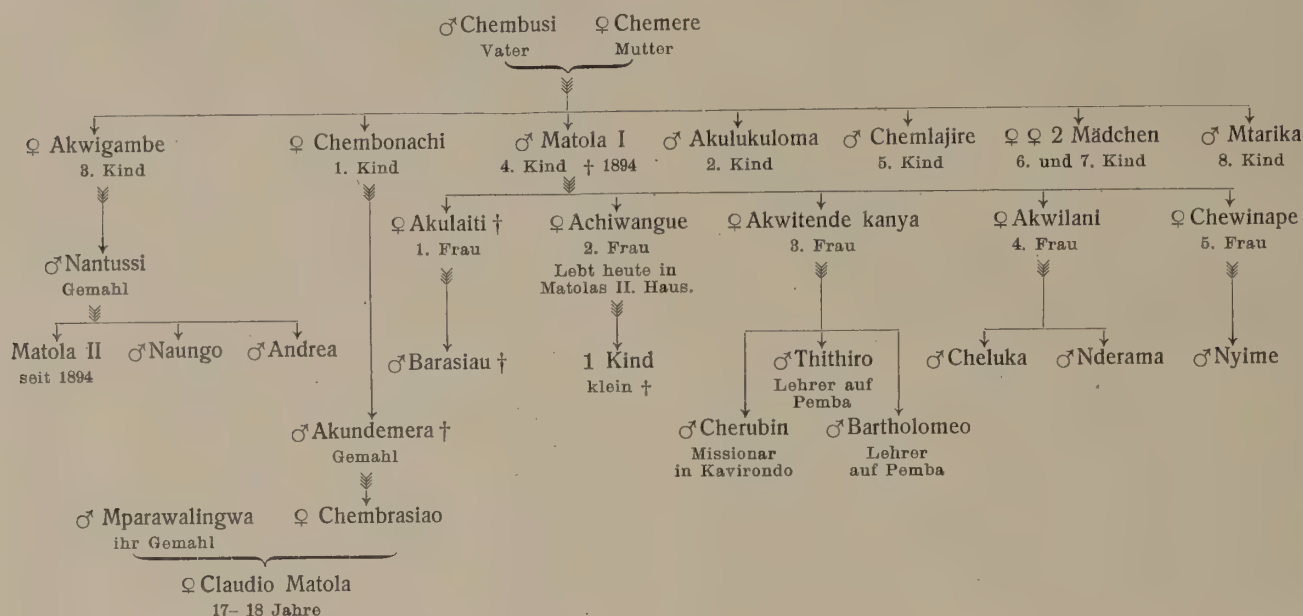
Die Einzelheiten des Baues sind nicht ohne einiges Interesse. Der innerste Pfeilerkreis besitzt nur einen Radius von 1,30 bis 1,40 Meter vom zentralen Mittelpfeiler ab; der Zwischenraum zwischen diesem und dem zweiten Kreise beträgt hingegen nicht weniger als 4,70 Meter. Der äußerste Kreis endlich verläuft in einem Radius von 7 Metern; das übrigbleibende halbe Meter entfällt auf das Überstehen des Daches. Die ganze Halle dient in erster Linie zu Ratsversammlungen und Gerichtssitzungen. Auch den schwarzen Akiden steht ja die niedere Gerichtsbarkeit zu; es ist also erklärlich, daß sie sich für diese Angelegenheiten gern möglichst würdevolle Räumlichkeiten zu schaffen suchen. Bei meiner Ankunft war denn auch eine große Menge Volkes in der Umgebung dieser Barasa versammelt, während Matola mit seinen Großen mir bis zur Grenze seines Gebietes entgegengekommen war. Den Fußboden bildet der gewohnte, aus Lehm und Asche gestampfte Estrich. Hier, wie auch in den Beratungshäusern der von mir berührten Dörfer am Westfuße des Plateaus, wird die Peripherie umzogen von einer erhöhten, ebenfalls aus Lehm gestampften und den Körperdimensionen der Sitzenden angepaßten Sitzbank, die nur dort eine Unterbrechung erfährt, wo der oder die Eingänge es erheischen. In Tschingulungulu waren die drei vorhandenen Eingänge zu meinem Erstaunen genau im Winkel von je 120 Grad vom Mittelpunkt aus angelegt. Leider war schon jetzt, nur wenige Jahre nach dem Neubau der Halle, diese ganze peripherische Sitzanlage stark im Verfall; manches dazu hatten die Tropenregen getan, das meiste aber wohl die fleißige Benutzung durch die Eingebornen, die sich während der arbeitsärmern Zeit des Jahres den ganzen Tag an dem schattenkühlen Plätzchen aufhalten. Um so höher rechnete ich es Matola an, daß er mir diesen Raum ohne Zögern zur freien Verfügung stellte.

Von einer Geschlossenheit der Ansiedlung war auch in Tschingulungulu nichts zu merken. In unmittelbarer Nähe der Barasa, nur dem Matolaschen Hause entgegengesetzt, lag ein großes, düsteres Gebäude, das für gewöhnlich zu Gefängniszwecken dient, jetzt aber in seinen stockdunklen Zimmern und unter seiner breiten Außenveranda meinen Dienern und Soldaten einen willkommenen Unterschlupf gewährte. Etwas weiter fand sich noch ein von hohen Palisaden umsäumter, ziemlich enger Raum, in dem ich zu meiner Freude eine mäßig große Herde von Buckelrindern entdeckte, und noch etwas weiter ab stand eine rohgebaute Hütte, in dem eine Sau mit 10 fröhlichen Ferkeln ihr Wesen trieb, ein für diesen Teil Afrikas nie gesehener Anblick. Sonst bot Tschingulungulu schon bei dem ersten Einmarsch das gewohnte Bild einer sehr weitläufigen Siedlung, in der man nach verschiedenen Richtungen kilometerweit wandern konnte, und wo die einzelnen Gehöfte sehr dünn verteilt inmitten ihrer eigenen Pflanzungen lagen.

Der Häuptling Matola ist innerhalb seiner Dynastie der zweite dieses Namens; er ist der Nachfolger, aber nicht der Sohn seines Vorgängers, des ältern Matola, der 1894 gestorben und oben neben der Boma von Newala begraben ist. Matola der Zweite, wenn man ihn so nennen will, ist heute ein Mann etwa in der zweiten Hälfte der 30er Jahre. Er gilt bei allen deutschen Behörden als ein durchaus zuverlässiger, ehrlicher Charakter, auf den in allen Fällen zu zählen ist; auch auf mich hat er während der ganzen langen Zeit, die ich in seinem Gebiet verlebt habe, einen durchaus guten Eindruck gemacht. Er ist zwar weit weniger gewandt und vielleicht auch weniger unterrichtet als Nakaam; das dürfte aber für den Süden unserer Kolonie, der ganz besonders schwierige politische Verhältnisse aufweist, durchaus nicht als Fehler betrachtet werden.

Nach der bei den Jao herrschenden Erbfolge ist Matola der Zweite der Neffe Matolas des Ersten. Er ist der Sohn von Matolas des Älteren Schwester Akwigambe und deren Gatten Nantussi. Zu seinem Nachfolger vorherbestimmt und zu dem Zweck auch erzogen und ausgebildet ist ein Jüngling namens Claudio Matola, der Sohn von Matolas Base Chembrasiao und deren Gatten Mparawalingwa. Nach dem

Stammbaum der Familie, den ich dem alten Mparawalingwa verdanke, hat Matola II. keine Schwester und infolgedessen auch keinen erbberechtigten Neffen; daher hier wohl der Übergang auf den Enkel der ältesten Tante Matolas II., der ältesten Schwester Matolas I. Chembonachi. In anderen Fällen, z. B. bei der Feststellung des Stammbaumes Susas, auch bei dem eines kleinen Makondehäuptlings Mponda, war das Neffenrecht durch mehrere Generationen rein und klar durchgeführt; hier bei der ungeheuer weitverzweigten Matolaschen Sippe war es nicht ganz leicht, in die verschlungenen Fäden der Verwandtschaft Einblick zu gewinnen. Zur nähern Erläuterung des Gesagten setze ich den Stammbaum der Dynastie, den ich der mühsamen Denkarbeit des alten Mparawalingwa verdanke, hierher:



Die Schicksale dieser Dynastie sind ebenso wechselvoll wie die aller Jaogruppen längs des Rowuma überhaupt. Den größten Teil des 19. Jahrhunderts hindurch bestehen sie in einem unaufhörlichen Verlegen der Wohnsitze von einer Gegend in die andere; bald sitzen Herrscher und Hörige unten in der Ebene an irgend einem Nebenfluß des Rowuma, bald flüchten sie vor den räuberischen Wangoni auf die Hochfläche des Makondeplateaus hinauf; und sogar hier oben wechselt die Residenz zwischen der Küste im Osten und Newala im Westen. Selbst nach dem endgültigen Abstieg vom Makondehochland hinunter in die Ebene, also seit reichlich einem Jahrzehnt, hat noch eine völlige Verlegung der Residenz stattgefunden; Tschingulungulu liegt nicht dort, wo auf dem Blatt G 6 der Karte von Deutsch-Ostafrika vom Oktober 1901 „Matoras" angegeben steht, sondern das Tschingulungulu von heute ist nach den mir gemachten Mitteilungen erst vor wenigen Jahren erstanden.

Aufenthalt in Tschingulungulu. Die Wajao.

Mein Arbeitsprogramm gestattete in dem unberührtern Völkergebiet unten in der Nähe des Rowuma eine weit planmäßigere Durchführung als in dem zugänglicheren und auch mehr begangenen Massassi. Über den stofflichen Kulturbesitz der Eingebornen habe ich mich auch hier durch die schon in Massassi begonnenen kleinen Rundmärsche zu unterrichten gesucht; den geistigen suchte ich zu ergründen durch die Heranziehung erfahrener, meist älterer Männer und Frauen, die ich systematisch oder in gelegentlichen Unterhaltungen ausfragte. Ausgezeichnete Dienste hat mir dabei die Sprach- und Landeskenntnis meines Begleiters Knudsen geleistet, der Jahre lang in völliger Einsamkeit auf dem wenige Stunden südwestlich von Tschingulungulu gelegenen Bergbaufeld Luisenfelde gelebt hatte und sozusagen fast ganz im Volkstum und in der Denkweise seiner schwarzen Nachbarschaft aufgegangen war. Ich habe keinen Augenblick gezögert, sein Verhältnis zu meiner Expedition zu einem recht engen zu gestalten und ihn offiziell in meine Dienste zu nehmen, nachdem die Kommune Lindi ihn von seiner Stellung als

Handwerkslehrer im August 1906 entbunden hatte. Innerhalb des Matolaschen Herrschaftsbereiches und in seiner weitern Nachbarschaft sind die Jao zwar ebenfalls stark mit Makua und schwächer mit Makonde und Matambwe gemischt; sie bilden jedoch politisch und intellektuell dermaßen das vorherrschende Element, daß, wenn überhaupt auf unserm Gebiet, so nur hier von einem wirklichen Volkstum dieses interessanten Stammes gesprochen werden kann. In den folgenden Ausführungen sollen denn auch sie so ausführlich und eingehend geschildert werden, wie sie es auf Grund ihrer Bedeutung und ihrer Vorzüge verdienen und wie sie mir vor die Augen getreten sind. Ganz ausschließlich auf sie und ihr Volkstum beschränken kann ich mich indessen auch in diesem, ihnen gewidmeten Abschnitt nicht; dazu sind die Einzelzüge des Völkerbildes doch auch hier in der Niederung zu stark ineinander verschmolzen.

Für die Schreibweise des Namens dieses Volkes hat sich neuerdings immer einheitlicher die Form Wahjao oder Wahyao eingebürgert; auch Fülleborn bevorzugt in seinem neuerdings und erst nach Abschluß meiner Reise erschienenen, großartigen Werke: „Das Deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet" die Schreibweise Wahjao. Ich muß gestehen, ich habe von einem aspirierten Laut niemals das Geringste vernommen, so daß wir mit der Schreibweise Wajao nicht nur vollauf auskommen, sondern mit ihr nach meinem Dafürhalten sicherlich auch das Richtige treffen.*) Dem verschiedenartigen Hören des Stammesnamens seitens der Europäer können sehr wohl dialektische Unterschiede zugrunde liegen, besonders zwischen den räumlich weitgetrennten Gebieten am obern Rowuma und am untern. Wie sehr derartige Unterschiede sich bemerkbar machen, konnte selbst ich, der ich mich bis dahin mit Sprachaufnahmen praktisch noch nie beschäftigt hatte, schon im Umkreis von wenigen Tagemärschen abseits von Tschingulungulu feststellen. Hier wurde die Vorsilbe tschi, das Präfix der umfangreichen vierten Substantivklasse, mit einem deutlichen Vorschlag, einer Art schwachen Schnalzlautes oder einem leisen Klix, ausgesprochen, während schon in Mtschauru und in Newala nichts davon zu hören war.

Noch auf ein anderes sprachliches Moment will ich gleich an dieser Stelle hinweisen. Wie wohl jeder, der sich mit der Bantugruppe beschäftigt, hatte auch ich bis zu meinem Eintritt ins Innere des Landes an der Ansicht festgehalten, die Präfixe würden unter allen Umständen und von jedermann strikt durchgeführt und beibehalten. Dem war auch so, aber mit einer Ausnahme, wie ich zu meinem Erstaunen feststellen mußte. Ich hörte nämlich sehr bald, daß man nicht immer Wajao und Wamakonde sagte, wenn man die Mehrheit oder den Stamm als Ganzes meinte, sondern daß ebenso oft auch die Formen Jao und Makonde auftraten, nie allerdings Jaos und Makondes, wie man so oft in unseren Büchern über Afrika, ja selbst in amtlichen Publikationen lesen kann. Das ist einfach eine sprachliche Barbarei, gegen die nicht scharf genug Front gemacht werden kann. Aber am Präfix brauchen nach dem Vorgang der Eingebornen also auch wir nicht unter allen Umständen festzuhalten. Ich habe es denn auch nicht getan, sondern gebrauche beide Formen beliebig nebeneinander.

Bis fast zur Gegenwart hin sind die Jao immer und immer wieder der Sulugruppe zugerechnet worden. Den Hauptanstoß zu diesem Schritt hat offenkundigerweise weit weniger ein eindringendes Studium ihrer Sprache, ihrer Physis und ihres Kulturbesitzes gegeben als zunächst die auch innerhalb der Völkerkunde leider bestehende Gewohnheit des kritiklosen Betretens altgewohnter Bahnen, fernerhin dann aber das hier allerdings recht naheliegende Gefühl, ein derartig tatkräftiges Volk könne unmöglich zu den schlaffen Ostbantu zwischen dem Njassa und dem Indischen Ozean gehören, müsse vielmehr ein Bestandteil der tatkräftigen Eroberer aus dem Südosten des Erdteils, also der Suluvölker, sein. Die Jao haben in dieser Beziehung vollständig das Schicksal der Wahehe geteilt, die ja ebenfalls bis dicht vor den Schluß des 19. Jahrhunderts immer wieder zu den Sulu gerechnet und als Anhängsel der Wangonireiche im Osten des nördlichen Njassasees betrachtet worden sind. Heute darf man mit voller Sicherheit beide Völker als echte Angehörige jener alten Völkerschicht betrachten, für die Oskar Baumann die etwas unglücklich gewählte Bezeichnung der „älteren Bantu" eingeführt hat. Ich möchte diese Schicht, die auch heute noch in voller Reinheit im bei weitem größten Teil Deutsch-Ostafrikas das einzige Element der Bevölkerung bildet, lieber als „Grund- oder Urbantu" bezeichnen. Unterhalb dieser Schicht haben wir, wenn überhaupt solche ältere Schicht existiert, in den Wassandaui und den kaum erst erkundeten Wakindiga und Wanege, lauter Völkerschaften in dem abflußlosen Gebiet um den Manjara- und den Ejassisee, nur eine einzige anthropologisch anders geartete Schicht, und zwar eine vermutlich der afrikanischen Zwergrasse angehörende. Im Norden haben sich über die Grundbantu hamitische Völker in Gestalt der Wahuma (Wa-

*) Die amtliche Schreibweise hat an Stelle des weichen y das harte j gesetzt. Der wirklichen Aussprache des Lautes bei den Bantuvölkern entspricht dieser Buchstabe nicht; die ist vielmehr außerordentlich weich.

tussi), der Massai, Wakuafi, Wandorobbo, Wafiomi, Wamburru usw. gelagert. Rings um die Massaisteppe hat sich unter diesem Ansturm dann eine Kontaktzone gebildet mit Völkern, die Oskar Baumann als „jüngere Bantu" bezeichnet, die ich aber lieber „metamorphische Bantu" nennen möchte; sind doch sie alle, die Dschagga, die Wapare, die Wakamba, die Wagogo, die Wanjaturu und wie sie alle heißen, ganz offenkundig das Produkt einer Mischung zwischen der nordostafrikanischen Rasse und den alteingesessenen Angehörigen unserer Grundschicht.

Im Süden unserer Kolonie sind dieser Grundschicht überhaupt keine anders gearteten Rassenelemente eingelagert worden; denn die Wangoni, wie wir heute die tapfern Eindringlinge zwischen dem obern Rowuma und dem Ulanga nennen, sind als Angehörige der Kafferngruppe ja ebenfalls Bantu. In den Wahehe mag wohl einiges Wangoniblut stecken, eine Folge der häufigen, wenn auch stets kriegerischen Berührung zwischen beiden Gruppen innerhalb des letzten halben Jahrhunderts; in der Hauptsache sind sie aber doch eben so reine östliche Bantu wie alle die Völker des weiten Gebietes zwischen dem Njassa und der Ostküste, die im Laufe eben dieses selben halben Jahrhunderts von der rauhen Hand der Wangoni einem jähen Untergang geweiht oder doch bis auf schwache Reste zertrümmert worden sind.

Die Schwierigkeit, in den Werdegang selbst so in die Augen fallender ethnischer Einheiten wie der Wahehe Einblick zu gewinnen, besteht in noch höherem Maße für die W a j a o. Sie sind uns aus dem Schire-Gebiet noch früher bekannt geworden als durch den Zug Livingstones den Rowuma aufwärts; nichtsdestoweniger ist die Frage nach ihrer eigentlichen Herkunft noch immer ungelöst; feststellen hat sich nur lassen, daß sie weder sprachlich, noch ethnisch, noch anthropologisch zu den Sulu gehören, sondern daß sie nach allen drei Beziehungen nicht aus der Gruppe der Grundbantu herausgehen. Selbst das Suaheli, das früher niemand mit dem Kijao zusammenzubringen den Mut gehabt hätte, geht nur unmerklich aus der großen Sprachgruppe des Kimakonde-Kijao-Kimatambwe heraus.

Für die K o p f z a h l der einzelnen Völkerstämme des Bezirks Lindi liegen offizielle Schätzungen aus den Jahren 1904 und 1905 vor. Für die Jao gibt diese Schätzung die Zahl von 26 020 an, worin die versprengten Jao des Makondeplateaus, die geschlossener wohnenden im Westen zwischen Massassi und dem Rowuma, sodann aber auch die Jao am oberen Rowuma und ihre Exklave am Umbekuru eingeschlossen sind. Auf Privatschätzungen beruhende frühere Angaben sprechen nur von 4000 Jao auf deutschem Gebiet. Diese Zahl ist unbedingt viel zu niedrig; ich bin vielmehr der Ansicht, daß die offizielle Schätzung die wirklichen Verhältnisse viel genauer trifft. Für die Küstenbevölkerung hat sie für jedes Haus eine Bewohnerzahl von 5 Köpfen zugrunde gelegt, für das Innere je 4 Köpfe. Ich konnte als einzelner die Gesamtschätzung natürlich nicht nachprüfen, habe aber doch ebenfalls feststellen können, daß man mit der Zugrundelegung der Zahl von 4 Hausbewohnern den tatsächlichen Verhältnissen am meisten Rechnung trägt. Da nun jeder Jumbe für sein Dorf und jeder Akide und Wali für seinen Bezirk und dessen Häuserzahl bei jener Schätzung verantwortlich gemacht worden ist, so läßt sich, selbst wenn man eine ziemlich große Fehlergrenze in Anschlag bringt, annehmen, daß die Regierungszahlen der Wahrheit einigermaßen entsprechen. Gegen jene niedrigen Privatschätzungen spricht auch schon der Umstand, daß Matola allein gegen tausend Bewaffnete ins Feld stellen kann, davon 400 bis 600 mit Vorderladern ausgerüstete Krieger.

Über eine Z u - o d e r A b n a h m e der hier eingesessenen Bevölkerung durch natürliche Vermehrung oder Verminderung liegen keinerlei Beobachtungen vor; Matola klagte indessen sehr über eine neuerdings eingetretene Verminderung der Geburtenzahl. Seine Mutter habe noch 12 Kinder gehabt, heute sei es schon viel, wenn eine Frau deren 3 bis 4 besitze. Als Ursache bezeichnete er die zunehmende Lasterhaftigkeit, die infolge des regen Handelsverkehrs von der Küste her ins Land gedrungen sei. Eine zweite ungünstige Erscheinung ist die bedeutende K i n d e r s t e r b l i c h k e i t. Weniger hier im Tiefland als später auf dem Makondeplateau ist es mir stets aufgefallen, daß die bei weitem größte Zahl der Frauen mit einem Baby auf dem Rücken erschien; meine zahlreichen Gruppenaufnahmen bezeugen das. Damit gar nicht in Einklang zu bringen war aber die andere Erscheinung, daß dem Säuglingsalter entwachsene kleinere Kinder nur in verschwindender Menge auftraten, ebenso wie auch die Menge der heranwachsenden Jugend durchaus nicht so groß war, wie sie auf Grund jener großen Kleinkinderschar hätte sein müssen. In der Tat mag die natürliche Zuchtwahl hier bei diesen Naturvölkern außerordentlich scharf ihres Amtes walten. Freilich kauert das kleine Kind zunächst ganz behaglich in dem Umschlagetuch auf dem Rücken oder an der Brust der Mutter; aber dieses Behagen hört doch sofort auf, sobald dieses Tuch benäßt oder in anderer Weise beschmutzt ist. Mittel zu einer gründlichen Reinigung des zarten, kleinen Körpers sind nicht vorhanden; kein Wunder, wenn ich einen großen Prozentsatz der Kleinen behaftet fand mit Beizwunden in den Kniekehlen, in der

Schenkelbeuge, am Gesäß usw. Auch um die Mundpflege, die von den Erwachsenen bekanntlich in so ausgedehntem Maße gehandhabt wird, war es bei den kleinen Kindern übel bestellt; in vielen Fällen quollen schwämmchenartige Gebilde förmlich aus dem Munde der bedauernswerten Wesen hervor, ohne daß die Mutter es für nötig hielt, diese Wucherungen zu entfernen. Ganz schlimm war es schließlich um die Augen der meisten Kleinen bestellt; litten hier im Tiefland schon die meisten Erwachsenen unter Entzündungen ihrer Sehorgane, hervorgerufen einesteils durch eine außerordentlich flinke und lebhafte, durch keine Mittel zu verscheuchende kleine Fliege, die jede Gruppe von Negern wie eine dichte Wolke umschwärmt, sodann durch den die Luft dauernd erfüllenden feinen Staub, so waren derartige Augenentzündungen bei Kindern in den ersten Lebensjahren ganz allgemein. Matola selbst hatte bisher schon mehrere seiner Kinder durch Krankheit und durch Brandigwerden der bereits erwähnten großen Wunden verloren. Auch während meiner Anwesenheit lief ein weiterer seiner Sprößlinge Gefahr, an einer ungeheuern, den größten Teil des Unterschenkels bedeckenden Wunde einem frühzeitigen Ende entgegenzugehen. Ich selbst besaß nicht die Kenntnis und hatte auch nicht therapeutische Mittel genug, mich der Behandlung zu unterziehen; auf mein Zureden hat der Vater aber dieses Kind in die Poliklinik von Lindi geschickt, wo es auch wiederhergestellt worden ist. In zahlreichen anderen Fällen, wo ich Eltern in gleicher Lage denselben Schritt anempfahl, fand ich nicht das mindeste Verständnis. Das Ende ist in solchen Fällen unweigerlich das Ableben des jungen Erdenbürgers. Durch die gewaltige Anhäufung derartiger Vorkommnisse aber wird die so wünschenswerte Volksvermehrung durchaus nicht gefördert, sondern eher zurückgehalten. Es wird die Aufgabe der Kolonialregierung sein, in hoffentlich nicht zu ferner Zeit durch geeignete Belehrung der Eingebornen auch hier Wandel zu schaffen.

Für die A n l a g e d e r D ö r f e r und die E i n r i c h t u n g d e r W o h n s t ä t t e n gilt auch für die Jao im großen und ganzen das bei der Schilderung Massassis Gesagte. Eigenartig berührt es den Europäer, daß beim Hausbau des Negers das, was wir Zimmerarbeit nennen, gänzlich wegfällt. Ebensowenig wie er zu tischlern versteht, d. h. bearbeitete Holzteile zu einem bestimmten Endzweck kunstgerecht durch Leim, Verzapfung usw. zusammenzufügen, so ist ihm auch die Verzapfung von Stämmen und Balken bei der Konstruktion seines Hausgerüstes gänzlich fremd; ebenso auch die Verwendung jeglicher Art von Nägeln. Bei ihm wird alles mit Verschnürungen gemacht; Material liefert die zähe Rinde des Mtschengabaumes, des Nyumbu und des Utumbu, deren Bindegewebe selbst in schmalen Streifen ein fast unzerreißbares Bindemittel ergibt. Zweige werden zu diesem Zweck abgehauen und in der Mitte längsgeteilt. Dann reißt man die Rinde ab, zerbricht sie in viele Stücke und hebt nun erst vorsichtig die äußere Borke vom Bindegewebe ab. Dieses heißt Ngoji.

Bei der regen Bautätigkeit, die gerade in Tschingulungulu herrschte, habe ich die Technik des Hausbaues ganz gut studieren können. Gerade in Rücksicht auf die Geringwertigkeit des verwendeten Materials kann man dieser urwüchsigen Baukunst seine Achtung nicht versagen. Hat ein Pärchen geheiratet, so baut der Mann ein Haus. Stets steht es in der Nähe der schwiegermütterlichen Hütte; Hörige bauen in der Nähe des Hauses ihres Patrons. Jeden Tag schleppt der Mann eine Last Holz, Bindestricke, Bambus und Stroh aus dem Walde herbei. Wohnung ist dabei bis auf weiteres eine improvisierte kleine Hütte oder aber das mütterliche Haus. Bei der Mutter der Frau wird auch einstweilen noch gegessen.

Der Bau beginnt mit dem Abstecken der geplanten Dimensionen; sodann wird der Grundriß festgelegt. Ovale Häuser werden zunächst rechteckig auf den Boden gezeichnet; die runden Enden werden sodann mit Hilfe einer Schnur als Kreisbogen gezogen. Darauf gräbt der Bauherr höchst eigenhändig mit einem spitzen Holz und der Hand enge, etwa $1/3$ Meter tiefe Löcher in den Sand, in die er die Tragpfeiler seines späteren Heims unter der Assistenz seiner Freunde und Schwäger einpflanzt und sie dann feststampft. Diese Pfeiler enden oben ausnahmslos in eine Gabel; meist ist diese natürlich, bei anderen wird sie mittels der Axt ausgehauen. In diese Gabeln oder Kerben wird dann der zum Tragen des Daches bestimmte Tragbalken eingelegt und mit Schnüren befestigt. Bei rechtwinkligem Grundriß kann dieser Tragbalken ein ziemlich kräftiger Baumstamm sein, nicht aber bei jedem Rund- oder Ovalbau. Da findet man zu seiner Überraschung diesen wichtigen architektonischen Bestandteil hergestellt aus lauter dünnen, biegsamen Ruten, die zu einem Bündel verschnürt in den Gabeln befestigt werden. Die erforderliche Biegsamkeit läßt in diesen Fällen keinen Einheitsbalken zu.

Für die Ideenarmut der Menschheit bezeichnend ist die Tatsache, daß der Neger nicht auf die praktische, rechtwinklige Auskehlung des Hausständers gekommen ist, sondern die unpraktische, spitzwinklige Auskerbung auch dort beibehält, wo er diese Kerbung erst künstlich mit der Queraxt herstellen muß. Am unteren Rowuma habe ich es mit eigenen Augen gesehen, wie die Last des Daches einen solchen künstlich gekerbten Tragpfeiler glatt auseinanderspaltete, wobei

sich die Dachmitte selbst erheblich senkte. Der Neger könnte mit Hilfe seiner ausgezeichneten Werkzeuge ebensogut ein rechtwinkliges und damit unaufspaltbares Balkenlager herstellen wie diese unglückliche spitzwinklige Kerbe, aber er tut's nicht; er hat gelernt, daß die Bäume seines Waldes in diese Gabelform auslaufen; er hat von jeher diese Gabeln in bestimmter Weise verwendet; sieht er sich nun gezwungen, aus bestimmten Gründen zu anderen Tragpfeilern zu greifen, so ahmt er eben ohne jedes Nachdenken diese altüberkommene Form nach, ganz einerlei, ob sie praktisch oder schlecht ist.

Die Wände werden in der mannigfaltigsten Weise und je nach der Gegend, dem vorhandenen Material und dem Geschmack des Erbauers aus verschiedenartigen Stoffen hergestellt. Die kräftigen, langen Halme der verschiedenen Hirsearten und die schlanken, leicht zu halbierenden Stämme des Bambus walten als Bekleidungsmaterial vor, doch sieht man hier und da auch Stroh oder eine Art Matten, die in höchst sinnreicher Weise aus aufgespaltenen, darauf zu einer Ebene ausgebreiteten und durch Schnüre miteinander verbundenen Bambuszylindern hergestellt sind. Die Schnüre liegen dabei in dem Material selbst, durch das sie mit Hülfe langer Nadeln hindurchgeführt werden. Befestigt werden alle diese Materialien an der Hauswand mittels horizontal angebundener Traglatten, die aus festem Holz oder dem leichten Bambus bestehen und sowohl zumeist an der Außen- wie an der Innenseite in bestimmten Abständen angebracht sind. Bei den solidesten Hausbauten wird die Wand durch eine Erdschicht verstärkt, indem die kubischen Hohlräume zwischen den vertikalen Trägern und den an sie horizontal angebundenen Latten durch faustgroße Klumpen von Termitenerde, die ja im Lande überall leicht zu haben ist, ausgefüllt werden. Sind alle Löcher in dieser Weise verstopft, so wird die ganze Wandfläche dick mit einer Lehmschicht überstrichen und geglättet, und zwar innen und außen. Diese Arbeit des Wandbestreichens ist merkwürdigerweise ausschließlich Frauenarbeit.

Die Herstellung des Fußbodens erfolgt, besonders in den gutgebauten Versammlungshäusern, aus einer Mischung von feuchtem Lehm und Asche. Fest und widerstandsfähig gemacht wird dieser Estrich mittels flacher Schlaghölzer, die am Handende winklig nach oben gebogen sind und damit eine bequeme und doch wirksame Handhabung zulassen. Der Name derartiger Hölzer im Kijao ist Chigombero.

Die Dachkonstruktion ist ganz analog der der Wände; die Sparren ruhen in Kegel- oder Satteldachform auf dem obersten, bereits beschriebenen Tragbalken auf; sie werden an ihren Spitzen miteinander verschnürt und zur Sicherung des Ganzen auch noch durch Querriegel miteinander verbunden. Horizontal werden an ihnen innen und außen wieder die Tragleisten für die Strohbedeckung befestigt, mittels einer Verschnürung aus demselben Baumbast, der auch an den Hauswänden zum Halten der Latten dient. Viel Sorgfalt wird auf diese Strohbedeckung verwendet; sie erfolgt in dicken, gleichmäßigen Lagen, das Stammende der Halme nach oben, damit nicht der Regen in die Zwischenräume zwischen Halm und Blattwinkel läuft und so das Ganze zum Faulen bringt. Nur die unterste Reihe der Lagen hat die Spitze nach oben; sie allein von allen wird auch am Dache festgebunden; alle anderen Lagen ruhen dagegen frei auf der Dachfläche. Halt bekommen sie in sinnreicher Weise dadurch, daß die Bambustragleisten nicht mit der runden, glatten, peripherischen Seite nach oben gekehrt sind, sondern mit der offnen, auf deren scharfen Kanten das Stroh durch den eigenen Druck schon Halt genug bekommt. Das schwierige Problem der Firstbedeckung löst der Jao in der Weise, daß er an der Spitze oder auf der Oberkante des Daches nicht etwa eine Längsschicht von Stroh anbringt, wie das bei uns in Europa stellenweise auf Strohdächern geschieht, sondern daß er eine besonders lange Lage des Deckmaterials genau mit ihrer Mitte auf dem Gipfel des Daches quer überlegt. Diese Lage biegt er dann gleichmäßig auf beiden Seiten nach unten, wodurch das beabsichtigte unschädliche Ablaufen aller Niederschläge in bester Weise erreicht wird.

Eine kurze Erwähnung verdienen die im ganzen Süden verbreiteten Pfahlbauten. In einem spätern Kapitel werden wir derartige Konstruktionen auch als menschliche Wohnbauten kennen lernen; hier im Tiefland, doch auch schon früher im LukuleditaI, sieht man hin und wieder in den Pflanzungen hochragende Gerüste, die oben in eine einfache Hüttenkonstruktion auslaufen. Den Zugang vermittelt eine einfache Leiter, hergestellt aus zwei Langbäumen, an die in weiten Abständen rohe Knüppel als Sprossen angebunden sind. (Taf. 10 Abb. 1.) Der Zweck dieser Baulichkeiten ist der von Wacht- und Wartehäusern zum Schutz der Felder gegen plündernde Affen- und Schweineherden. Hier in Tschingulungulu waren derartige Wartehäuschen selten, dafür aber erfreute sich dieses Kulturzentrum zweier anderer Pfahlbauten, die den Vorzug hatten, ihren ideellen Ursprung unserer europäischen kolonialen Architektur zu verdanken. Der eine Bau war ein mit den Mitteln der Wajao und auch von ihnen hergestelltes Geschäftshaus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, das ganz nach Art unserer besseren Kolonialbauten, allerdings nur aus Stangen, Stroh und

Lehm, auf einem Pfahlrost errichtet war; der andere war der Neubau der Bibliothek des schwarzen Pastors Daudi (David) von Tschingulungulu. Der schwarze Reverend ist ein Vetter Matolas, der seine wissenschaftliche Ausbildung in der englischen Mission in Sansibar erhalten hat und nun seinen Landsleuten und Stammesgenossen das Evangelium predigt. Er hielt es für angezeigt, seine Bibliothek in einem besondern Gebäude unterzubringen. Dieses war gerade im Bau; es war von ovalem Grundriß, etwa 7 Meter lang und 4 breit. Der Fußboden lag mindestens 2 Meter über der Erde; er reichte nach außen hin über die Hausfläche hinaus, eine etwa meterbreite Veranda bildend, die rings um das Ganze herumlief. In fertigem Zustande, den ich allerdings nicht mehr erlebt habe, wird dieser Pfahlbau im afrikanischen Pori sicherlich einen seltsamen, aber nicht unschönen Eindruck hervorrufen.

Besondere Frauenhäuser existieren bei den Jao nicht; nur in den Fällen von Polygamie herrscht nach Matolas Aussage die Sitte, daß jede Frau in einem eigenen Hause wohnt, außer der Hauptfrau, die mit dem Hausherrn die Wohnung teilt. Auch eigentliche Klubhäuser gibt es nicht, man müßte denn das Rats- und Versammlungshaus, das in keiner Siedlung fehlt, als solche ansprechen. Besondere Wohnbauten für menstruierende Weiber sind ebenfalls nicht vorhanden; zwar gilt die Frau während dieser Periode für unrein, aber sie bleibt gleichwohl unter demselben Dach wie der Hausherr. Kochhäuser sind auch hier ganz allgemein, ebenso besondere Vorratsbehälter für Früchte und Getreide. In den größeren Gehöften von Tschingulungulu traten sie in derselben Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit auf wie in Massassi, ja Matola besaß außer den vielen kleinen und großen Behältern auf seinem Hof schräg vor seinem Hause und neben der Barasa noch einen besonders großen Riesenspeicher, der ebensogut für eine Sehenswürdigkeit gelten konnte wie die übrigen Gebäude seiner Residenz. Es war eine Art kreisrunder Bottich aus derbem Stangengeflecht, etwa 4 Meter im Durchmesser und mehrere Meter hoch, überdeckt von einem weit überstehenden Strohdach; das Ganze auf einem luftigen, hohen Pfahlrost stehend, der Feuchtigkeit und Raubzeug abhalten sollte. (Taf. 10 Abb. 2.)

Besondere Abtritte habe ich nirgends feststellen können, der Neger verrichtet vielmehr seine Bedürfnisse an verschwiegenen Stellen des Poli. Nur in einem sehr gut eingerichteten Gehöft in Tschingulungulu fand ich eine durch Bambuswände abgeteilte Ecke, die nach den Aussagen der Hausbewohner als Pissoir diente, während sie nach Knudsen lediglich ein Raum zum Waschen des Körpers sein sollte.

Ein nicht uninteressantes Kapitel der Ethnographie unseres Gebietes ist der Türverschluß. Auf dem Makondeplateau habe ich später wirkliche Schlösser und wirkliche Schlüssel, beide sehr einfach, aber gerade darum um so sinnreicher aus Holz konstruiert, feststellen und sammeln können; hier unten, westlich vom Plateau, herrscht ganz allgemein der auch schon von Fülleborn und anderen Autoren geschilderte Türverschluß mittels eines bestimmten Balkensystems vor. Er beruht auf dem Prinzip der Reibung. Der Verschluß liegt, wie immer bei den Negerhäusern, im Innern der Hütte. Zu ihm gehören zunächst zwei in geringem Abstande von den Türrändern in die Erde eingerammte derbe Pfähle. Will der Neger sein Haus verlassen, so lehnt er einen dritten, ebenfalls recht derben Holzstab von Unterarmstärke ziemlich steil gegen die Mitte der Tür, so daß das untere Ende des Stabes um ein weniges über die Verbindungslinie der erstgenannten beiden Pfähle hinausragt. Sodann nimmt er ein viertes Holz von etwas größerer Länge als der Abstand der beiden ersten Pfähle beträgt, legt es horizontal und drückt es nun fest und nachhaltig nach unten zwischen jenen schrägstehenden Baum und die beiden senkrechten Pfähle, die sich hiermit als das durchaus nötige Widerlager für den „Schlüssel" ergeben. (Taf. 14 Abb. 3.)

Die innere Einrichtung der Häuser und der Höfe weicht kaum von derjenigen von Massassi ab. Es war auffallend, daß sie bei vielen Eingebornen von Tschingulungulu reicher und, wenn man so sagen darf, eleganter war als bei Matola selbst, trotzdem dieser im Rufe steht ein für afrikanische Verhältnisse sehr reicher Mann zu sein. Seitdem unsere Münzwährung auch hier im Innern zur Geltung gelangt ist, und vollwichtige Rupien von einer Hand in die andere gehen, drückt sich der Besitz nicht bloß mehr in der Zahl der Hörigen oder Sklaven aus, sondern er läßt sich genau so in jeder bestimmten Zahl wiedergeben wie bei uns. Matola aber steht im Ruf, Tausende von Rupien sein eigen zu nennen. Trotzdem also war seine häusliche Einrichtung direkt als kümmerlich zu bezeichnen; sie entsprach in nichts dem gewaltigen Eindruck seines großen Hauses, ja sie stand direkt im Gegensatz zu ihm. Über die Ursachen dieser Kümmerlichkeit hat er mich nicht unterrichtet.

Der Neger kennt im allgemeinen keine Architektur im höhern Sinne, nicht das, was wir die schöne Architektur nennen; sein Haus ist lediglich den Bedürfnissen des praktischen Gebrauchs angepaßt. Bar aller Linienführung und aller Plastik zieht sich die Wand aus Holz- und Bambusstäben dahin, meist überdeckt von einem schmutziggrauen Lehmüberzug, zuweilen auch unbedeckt und bloß. Ins Innere

dringt nur von den Türen her ein gedämpftes Licht herein; für die gewohnte Arbeit des Ugalikochens reicht es vollkommen aus; Fenster würden es zwar vermehren, aber gleichzeitig auch der Tropenwärme den Eintritt gestatten. Ganz dunkel sind die seitlich abgeteilten Räume des Hauses, denn die Zwischenwände reichen in den dämmerigen Dachraum hinein, und die Zugangstüren sind schmal. Meist sind sie auch stil- und kunstlos. Eine Ausnahme hat in Tschingulungulu das Haus eines wohlhabenden Jao gemacht; die den Flur begrenzenden Wände waren nach oben in der in Abb. 2 Taf. 12 wiedergegebenen hübschen Weise abgeschlossen, und auch die Verbindungstüren zwischen den einzelnen Zimmern (Taf. 12 Abb. 3, 4) gingen in ihrer Umrißform weit über das gewöhnliche Schlupfloch hinaus. Bei den Wänden liegt der Querbalken, wie immer, in den spitzwinklig ausgekehlten Enden der Tragpfeiler.

Zu den Grundlagen der Wirtschaft unserer Neger gehört auch hier im Süden von Deutsch-Ostafrika noch immer der Feuerbohrer. Es ist das fast universale, einfache Gerät, das aus einer auf den Boden gelegten Unterlage und einem senkrecht darauf geführten Drehstab besteht. Das Drehen oder Quirlen erfolgt zwischen den parallel geführten Handflächen, wobei das untere Ende des Rohrstabes sich in einer Vertiefung der Unterlage bewegt, in die seitlich eine Kerbe geschnitzt worden ist. (Taf. 30 Abb. 7 a b). Ich habe mir von jedem Überbringer solcher Feuerbohrer und auch von anderen, gerade Anwesenden die Technik vorführen lassen. Die Zeiten vom Beginn des Quirlens bis zum Aufflackern der Flamme waren je nach der Fertigkeit und Kraft und Geschicklichkeit des Künstlers verschieden; Stümper brachten überhaupt kein Feuer zustande, trotzdem sie sich viertelstundenlang herumquälten; andere, darunter einer meiner Leute, ein Mjao, und ein junger Mnjassa, gebrauchten nur wenige Sekunden. Das Quirlen erfolgt entgegen aller Erwartung außerordentlich ruhig und langsam, aber nachhaltig und ohne große Pausen beim Heraufführen der Hände am Drehstab zu machen. Auffällig war für mich dann die ungewöhnlich hohe Sorgfalt, mit der das aus der Kerbe seitlich herausfallende Bohrpulver beobachtet wurde. Es ist zweifellos das Wesentliche bei dem ganzen Verfahren, denn um seine Masse rasch zu vermehren, legten die Leute stets erst ein paar Sandkörner in das Bohrloch. Der Zweck jener Aufmerksamkeit war die Entdeckung des allerersten, ins Glühen geratenen Pulverstäubchens; sah das scharfe Auge des Negers auch nur die geringsten Anzeichen für dessen Vorhandensein, so hörte das Quirlen sofort auf zugunsten eines sehr vorsichtigen, aber unausgesetzten sanften Blasens mit dem Munde, das denn auch, je nach dem Zündmaterial, in kürzerer oder längerer Zeit zum hellen Aufflammen führte. Am liebsten griffen meine Gewährsleute zu Kattunstreifen als Zunder; sie nahmen aber auch das erste beste Bündel Stroh aus dem nächsten Hausdach oder auch trockenes Gras aus der nächsten Nachbarschaft.

Unter der so mannigfaltigen Verwendung des Feuers im menschlichen Haushalt waltet bei den Eingebornen unseres Gebietes die Funktion in der Küche vor. Die Stelle eines Blasebalgs vertritt hier der Feuerfächer, ein grobes Geflecht aus Palmblattstreifen, das entweder zu diesem Zweck direkt geflochten wird oder aber den zu keinem anderen Zweck mehr brauchbaren Rest einer alten, derben Matte darstellt. In nicht seltenen Fällen habe ich auch flache Körbe, wie sie zum Transport und zum Aufbewahren von Mehl und Getreide so gern benutzt werden, als Fächer benutzen sehen.

Im Tagewerk der Frau nimmt die Sorge für die Küche den bei weitem größten Zeitraum ein; gleichzeitig stellt die Zubereitung der Speisen auch die größten Ansprüche an den Körper des Weibes. Zu irgendeiner Mühlenform ist kein Volk des Innern gedrungen; hier im Süden der Kolonie werden vielmehr sowohl der Mörser, wie auch der Reibstein zur Bereitung des den Grundstock aller Nahrung bildenden Mehles herangezogen. Der Mörser dient nicht etwa, wie man glauben könnte, zum Zerkleinern des Korns, sondern nur zum Enthülsen; das Zerkleinern zu einem immerhin ziemlich feinen Mehl besorgt erst der Reibstein, nachdem durch ein Worfeln in großen, flachen Körben die leichte Spreu von den schweren Körnern gesondert worden ist. Die Hauptkörnerfrüchte sind hier verschiedene Hirsearten, der Mais und der Reis; von ihnen wird die Hirse trocken enthülst und geworfelt, sodann gewaschen und eine halbe bis zu einer Stunde in einem flachen Korbe zum Trocknen in die Sonne gestellt. Dann erst kann sie auf dem Stein mittels des Läufers zu Mehl zerrieben werden.

Bei der Zubereitung des auch hier üblichen steifen Breis wird das Wasser erst zum Kochen gebracht; dann schüttet man nach und nach das nötige Mehlquantum hinein und rührt es, bis die gewünschte Festigkeit erzielt ist. Der Mais wird in einem etwas nassen Mörser enthülst; darauf quillt er 3 Tage in kaltem Wasser; sodann wird er gewaschen und nun erst gestampft. Das Mehl kann durch Trocknen konserviert werden. Die Zubereitung des Reises ist entweder afrikanisch oder auch der bei uns üblichen Methode entsprechend; nach dem unumgänglich nötigen Enthülsen wird er entweder geworfelt und auf dem Stein zu Mehl zerrieben wie Hirse und

Mais, oder aber er wird nach dem Enthülsen einfach gewaschen und gekocht wie bei uns. Salz wird nach übereinstimmenden Aussagen der Eingebornen an keine Art dieses Speisebreis getan. Als selbstverständlich erscheint es, daß der Mais auch in geröstetem Zustande genossen wird; die halbreifen Kolben werden über das Feuer gehalten, bis die Körnerschale sich bräunt; die Körner werden dann einzeln aus dem Kolben herausgegessen. Derartig ihres Inhalts beraubte Maiskolben liegen in allen Dörfern und auf allen Wegen massenhaft herum.

Gewisse Speiseverbote bestehen auch bei den Jao; sie sollen später bei den Mannbarkeitsfesten näher besprochen werden.

Mit Vorsicht aufzunehmen ist die Aussage Matolas über einen noch nicht lange zurückliegenden Kannibalismus in dieser Gegend Afrikas. Matola gebrauchte dafür den Ausdruck Tauka; nach ihm habe der 1905 auf der portugiesischen Seite verstorbene Häuptling Mtarika die Gewohnheit gehabt, in jedem Monat einen Sklaven zu schlachten und aufzuessen. Einstens habe Mtarika auch einmal Matola besucht und um einen Mann zum Essen gebeten; Matola aber habe das natürlich verweigert.

Zu einer eigentlichen Hüttenbeleuchtung ist der Neger nicht fortgeschritten; höchstens daß er, um einen etwas helleren Lichtschein zu erzielen, seinem gewohnten Herdfeuer hellaufflackernde Strohbündel zuführt. Sonst muß dieses Herdfeuer, um das sich die ganze Hausbewohnerschaft herumkauert, für die Abendstunden ausreichen.

Bezüglich des Schmuckes nehmen die Jao hier im Süden eine Ausnahmestellung ein; haben die übrigen Völker, die Wamuera, Makua, Wangindo, Makonde und Wamatambwe an Körperverunstaltungen und auch an fremden Schmuckbestandteilen förmlich ein Übermaß aufzuweisen, so beschränken sich die Jaofrauen auf das schon erwähnte Pflöckchen im linken Nasenflügel und einen mäßigen Zusatz von Hals-, Arm- und Knöchelringen. Nur wo es der Geschmack der Mutter mit sich bringt, wird dem Töchterchen auch wohl die Oberlippe durchbohrt, um später dann demselben Pelele als Rahmen zu dienen, das die Gesichter der Frauen aller übrigen Stämme so seltsam verunstaltet (Taf. 6 Abb. 2). Besondere Schmuckstücke als Rangabzeichen habe ich nicht feststellen können; dahingegen wurde mir als Regel angegeben, daß kein Mädchen vor dem ersten Unyagofest ein glänzendes Chipini tragen dürfe. Die Anbringung des Nasenpflockes erfolgt in folgender Weise. Schon in früher Jugend, frühestens im vierten oder fünften Lebensjahre, wird der linke Nasenflügel mit dem zu einer Ahle ausgeschmiedeten Ende des Tätowiermessers durchstochen. Berufsoperateure gibt es nicht, es macht vielmehr ein beliebiger. In die Wunde wird ein mit Öl bestrichener Strohhalm geführt. Nach und nach nimmt man immer dickere Halme; später einen spiralig zusammengerollten Blattstreifen der Fächerpalme, der infolge seiner Elastizität die Öffnung immer mehr erweitert; schließlich einen festen Pflock oder einen entsprechenden Ring aus Hirsehalmen. Nach dem ersten Mannbarkeitsunterricht tritt dann, wie gesagt, an die Stelle dieser vorläufigen Zierate der endgültige aus Ebenholz, dessen Oberfläche außerordentlich geschmackvoll mit Zinnintarsia ausgelegt ist, oder der solide Zinnstift selber. Ein solches Chipini nebst einer Auswahl von Intarsiamustern ist auf Taf. 26 Abb. 1—8 wiedergegeben.

Die sonst von den Naturvölkern als fast allgemein geschilderte Sitte des Ausreißens bestimmter Haarpartien des Körpers besteht meines Wissens bei den Jao nicht allgemein. Zwar das Kopfhaar wird gern und ziemlich allgemein rasiert, aber sonst scheint es der Ehrgeiz jedes Mannes zu sein, möglichst alle Haare wachsen zu lassen; gerade bei Matolas Leuten habe ich recht stattliche Vollbärte zu bewundern Gelegenheit gehabt.

Die Mannbarkeitsfeste.

Über die künstlichen Verunstaltungen der Völker des Südens besitzen wir die zusammenfassende Arbeit von Fülleborn;*) ich kann infolgedessen über diesen Gegenstand kurz hinweggehen, zumal für die Jao, bei denen sie überhaupt stark zurücktreten. Körperbemalung ist gar nicht vorhanden, man müßte denn das Einreiben des Körpers mit Rizinusöl bei den Mannbarkeitsfesten als solche betrachten wollen. Ziernarben auf Brust, Bauch und Rücken treten heute nur noch wahlweise, aber nicht mehr als Stammesmerkmal auf, desgleichen das Einfügen von Fremdkörpern in Ohr und Oberlippe. Amputation einzelner Fingerglieder ist nicht üblich, auch nicht die Zuschärfung der oberen Schneidezähne, wie bei einigen der Nachbarvölker. So kon-

*) Fülleborn, Über künstliche Verunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Ethnologisches Notizblatt Band II, Heft 3, Berlin 1901.

zentriert sich denn das ganze Schmuckbedürfnis der Jao auf die Beschneidung. Ohne Zweifel ist die durch diese Operation symbolisierte Herübernahme des Knaben aus dem Kindes- in das Mannesalter das bedeutsamste Ereignis im Leben des hiesigen Schwarzen überhaupt. Ein chirurgischer Eingriff findet nur bei den Knaben statt; gleichwohl führen auch die mannigfaltigen und langdauernden Feste, die die Herübernahme des Mädchens in die Reihe der mannbaren Frauen und späterhin auch die Einzelerscheinungen des Frauenlebens als Gattin und Mutter begleiten, in ihrer Gesamtheit denselben Namen wie das Beschneidungsfest für die Knaben. Mit dem Ausdruck „Unyago" bezeichnet man in der Tat den Gesamtkomplex aller dieser Festlichkeiten und Zeremonien, ganz gleich, ob sie für die Knaben oder für die Mädchen gelten. Das Beschneidungsfest für die Knaben insbesondere führt daneben im Kijao den Namen „Lupanda".

Über diese Mannbarkeitsfeste ist merkwürdigerweise noch sehr wenig berichtet worden; die Missionare, die sehr wohl zu genauen Aufzeichnungen in der Lage sind, gehen in ihren Berichten über alle heiklen Punkte mit einer glatten Redewendung hinweg; die anderen Forscher in unserem Gebiet aber scheinen über ihren mannigfachen anderen Obliegenheiten am Studium gerade dieser Seite des dortigen Völkerlebens gehindert worden zu sein. Ich selbst kam leider auch etwas zu spät ins Land, um noch an den Eingangsfestlichkeiten teilnehmen zu können; dahingegen hat mich das Vertrauen, das mein Begleiter Knudsen bei allen Großen genoß, sodann aber auch die treffliche Fürsorge des Kaiserlichen Bezirksamts, in den Stand gesetzt, mich wenigstens an einer Reihe späterer, ebenfalls in den Turnus des Unyago hineingehörender Festlichkeiten zu beteiligen.

Die Pubertätsfeiern für beide Geschlechter fallen in die Zeit nach der Ernte; sie beginnen in den ersten Monaten der Trockenzeit und ziehen sich bis in den August, ja bis in den September hinein. Die Feier wiederholt sich nicht in jedem Bezirk alljährlich, sondern wechselt je nach dem Ausfall der Ernte oder der Machtstellung eines bestimmten Dorfhäuptlings innerhalb der einzelnen Siedlungen eines Distrikts. Auch im Alter sind die Kinder nicht ganz gleich; die Kandidaten und Kandidatinnen schwanken vielmehr zwischen dem 8. und dem 11. Lebensjahr. Bei den Mädchen mag die obere Grenze etwas früher liegen; genau bestimmen ließ sich das nicht, da ich keins von ihnen je ohne die den ganzen Körper dicht verhüllende Festgewandung gesehen habe. Zudem erschienen die Festjungfrauen stets auch in gebückter Haltung, die jede Altersschätzung ohne weiteres ausschloß. Nach den eigenen Beobachtungen und auch nach den Aussagen meiner Gewährsleute bestehen ganz einheitliche Regeln für die Feier des Unyago keineswegs; die Zeremonien schwanken nach Dauer und Art ihrer Durchführung vielmehr von Bezirk zu Bezirk, je nach der Überlieferung und sicherlich auch nach den Neigungen und Fähigkeiten der Organisatoren. Gerade dem Neger mit seiner regen Phantasie sind ja Neuerungen auf dem Gebiet seines Festkalenders etwas sehr Naheliegendes.

Das Knaben-Unyago.

Das Lupanda, also die Knabenbeschneidung, beginnt bei den Jao zur Zeit des letzten Mondviertels mit dem Bau einer Reihe kleiner Strohhütten, die kreisförmig den vorher bestimmten und gesäuberten Festplatz umschließen. Diese Hütten heißen Masakassa (Singular Lisakassa) (Taf. 40 Abb. 3). Auf dem Platz, der sich beim Dorf im Pori befindet, wird von alt und jung die ganze Nacht gesungen und getanzt, nur die Kandidaten sitzen untätig ringsum. Der Text eines bei dieser Gelegenheit gesungenen Liedes heißt nach dem Häuptling Akundonde und seinem Begleiter Akumapanje folgendermaßen:

Kausi lugono a kwete lugono a kwete
(Vogel) Kausi müde ist,
Kausi lugono a kwete.

Mit dem Vogel Kausi ist der zu beschneidende Knabe gemeint. Er war müde und schläfrig bis dahin; jetzt wird er lebhaft und munter werden (als reifer Mann). Dies Lied erinnert ganz deutlich an die von zahlreichen anderen Naturvölkern geteilte Ansicht, daß der Mensch mit dem Übergang in die Mannbarkeit ein ganz anderer, daß er sozusagen neu geboren wird.

Gegen Morgen ziehen die Knaben unter Führung ihrer Anamungwi, d. h. der Erwachsenen, von denen jeder Knabe für die Zeit des Unyago einen als Mentor zugeteilt bekommt, in den Wald und machen ein Feuer. Um dieses tanzen die Anamungwi, während die Knaben wieder zuschauen. Auf dem Festplatz tanzen dann alle Erwachsenen Masewe, einen wilden Reigentanz, bei dem die Teilnehmer durch Knöchelrasseln aus der Oncobafrucht (Taf. 46 Abb. 8), durch

Behänge von Affen- und Leopardenfellstreifen usw. abenteuerlich aufgeputzt sind. Nach der Masewe übergeben die Eltern ihren Söhnen das Honorar für den Wamidjira, den eigentlichen Beschneider; jeder Junge bekommt ein Stück Merikani, den bekannten Kattunstoff, im Wert einer halben Rupie auf den Kopf gelegt, um es an den Wamidjira selbst abzuführen. Die nächste Nacht schlafen dann die Knaben unter Obhut ihrer Lehrer ohne jedes Obdach im Busch. Von jetzt ab heißen die Kandidaten Wari; sie dürfen von diesem Augenblick an bis auf weiteres ihre Eltern nicht mehr sehen.

Am nächsten Morgen beginnen dann Lehrer und Schüler eine Daggara zu bauen, eine gemeinsame, mitten im Pori gelegene einfache Hütte für alle (Taf. 38 a b). In der Daggara errichtet man primitive Ruhelager aus Hirsehalmen oder Stroh. Auf dieser Bettstatt geht jetzt endlich die Beschneidung vor sich. Sie besteht bei den Jao aus einer Kombination von Inzision und Zirkumzision, so daß nur ein winziges Stück vom Unterteil des Präputiums stehen bleibt. Der Junge muß bei der Operation Mut zeigen; etwaiges Schreien wird durch lautes Gelächter der umstehenden Anamungwi übertönt. Die Blutung wird durch ein aufgestreutes Rindenpulver gestillt, der Penis dann auf einem Rindenstück hochgelegt, das von einer um den Hals gelegten Schnur in einer bestimmten Lage zwischen den Schenkeln gehalten wird. So liegt der Knabe, bis die Heilung erfolgt, oft 20 Tage und mehr; seine Nahrung wird ihm während dieser Zeit vom Anamungwi zugetragen. Nach der Gesundung nehmen alle ein großes Bad, um dann wieder in die Daggara zurückzukehren. Aber nur für kurze Zeit; dann geht es unter dem Jubel der Verwandten und Festgäste und unter dem Geklapper der im Takt geschwungenen Kakalle, d. h. langer schwanker Stäbe, deren Rinde ringweise abgehoben ist und auf denen oben eine mit Steinen gefüllte und mit Federn geschmückte Oncobafrucht steckt (Taf. 46 Abb. 3 a b), ins Dorf. Dort haben die Eltern schon alles zum Empfang der Wari vorbereitet, Pombe (Bier aus Hirse oder Mais) in großen Massen gebraut, Essen bereitet und feines Zeug zurechtgelegt, auch Geschenke in Gestalt von Hühnern, neuen Zeugstoffen und dergl. für Wamidjira und Anamungwi bereitgehalten. Während des folgenden Festes bekommt der nunmehr mannbar Gewordene die letzte Weihe durch das Salben mit Rizinusöl, mit dem der ganze Körper bestrichen wird.

In die Zeit des Daggara-Aufenthaltes fällt nicht nur die Heilung der Wunde, sondern auch der ethische Unterricht der Knaben durch ihre Lehrer. In diesem Unterricht walten die Vorschriften über das Verhalten zum weiblichen Geschlecht ganz bedeutend vor, zweifellos der Hauptgrund für das rasche Hinweggehen der Missionare über diesen Gegenstand. Ich habe einiges von diesen Lehren, die anscheinend einen ganz bestimmten Wortlaut haben, im Urtext festhalten können; so sei z. B. der Wortlaut der Ansprache an die Knaben, wie sie nach Akundonde und seinem Begleiter Akumapanje lautet, hier angeführt, wobei ich bemerke, daß die Rede von den beiden Gewährsleuten leider nicht zu Ende geführt worden ist.

Mwe mari, sambano mumbele. Atati na achikuluweno mnyogope. Nyumba kasamyinyira tinyisimana chimtumbanaga. Wakoongwe mkasa yogopa; mkagononau, mesi akayosinau. Imalaga akamtikite; imalaga akamila muchisie: masakam. Munyitikisie: marhaba. Mkuona mwesi sumyogope ngakawa kuulala. Kusimana timchiua; miasi jere kogoya. Jerueli winyi. (Unvollständig.)

(Du, mein Lehrling [Schüler], jetzt bist du beschnitten. Deinen Vater und deine Mutter, ehre sie. Ins Haus gehe nicht unangemeldet; du möchtest sie sonst treffen in zärtlicher Umarmung. Vor Mädchen mußt du keine Angst haben; schlaft zusammen; badet zusammen. Wenn du fertig bist, soll sie dich kneten; wenn du fertig bist, soll sie dich grüßen: masakam. Dann antwortest du: marhaba. Bei Neumond nimm dich in acht; dann würdest du leicht krank werden. Vor Kohabitation während der Regel hüte dich [du würdest sonst sterben]. Die Regel ist gefährlich; sie bringt viele Krankheiten.)

Ethnographisch wichtig in dieser Rede ist vor allem der Punkt, daß der Knabe von nun an dem Elternpaar sozusagen ein Fremder geworden ist; er darf sich nicht mehr unangemeldet der mütterlichen Hütte nähern; er darf außerdem nach allen mir gewordenen Berichten nicht mehr mit seiner Mutter auf derselben Matte oder demselben Bettrand sitzen, muß bestimmte Speiseverbote innehalten und was derartige Dinge mehr sind.

Den andern Teil des Unterrichts bilden dann vorwiegend Verhaltungsmaßregeln gegen die übrigen Stammesgenossen im allgemeinen und das Alter im besonderen; es ist ein ganzer Kodex von Anstandsregeln in allen Lebenslagen, die den Knaben hier in dem dreimonatigen Unterricht — denn so lange dauert die Absonderungszeit in der Daggara — gegeben werden. Eine auch für uns durchaus sympathische Folge dieses Unterrichts ist das nach allen von mir eingezogenen Nachrichten vorbildlich gute Verhältnis zwischen den einzelnen Familienangehörigen, insonderheit zwischen den Jungen und den Alten. Dem exogamischen Eheverhältnis entsprechend, das bei den hiesigen Völkern herrscht, werden besonders gute Beziehungen zu der künftigen Schwiegermutter ge-

lehrt, in deren Sippe der Schwiegersohn ja mit dem Eingehen der Ehe eintritt. Schon jetzt, im frühen Jugendunterricht, wird dem Knaben gelehrt, daß er späterhin nicht nur das schwiegermütterliche Haus in Ordnung zu halten, sondern auch die Feldwirtschaft dieser Verwandten in weitgehendstem Maße zu fördern habe.

Nicht uninteressant ist das Verhalten des heranwachsenden weiblichen Geschlechts den aus der Daggara ins Dorf zurückgekehrten Knaben gegenüber. „Was habt ihr nur im Busch gemacht?" fragen die kleinen Mädchen ihre bisherigen Gespielen; „früher hattet ihr doch ein langes, spitzes Ding; jetzt ist es kurz und rund". „Das haben uns die Männer," so lautet die vorgeschriebene Antwort, „in den Leib zurückgeschoben und zugebunden." Vom Schneiden dürfen die Mädchen nichts erfahren.

Bei den übrigen Stämmen des Gebietes, aber auch bei anderen Jao-Gruppen, sind die hier kurz skizzierten Einzelzüge des Knaben-Unyago anders geartet und ausgebildet; im großen und ganzen aber ist der Verlauf dem hier geschilderten ähnlich. Eine Isolierung der Knaben tritt unter allen Umständen ein, und weiblichen Wesen ist das Betreten des Waldgebiets, in dem die Daggara verborgen liegt, streng verboten. In den Strafakten des Bezirksamts Lindi, zu deren Studium ich nach Schluß meiner Expedition eigens einen Dampfer überschlug, befindet sich ein Fall, bei dem die rabiaten Jungen eine harm- und arglos des Wegs dahinziehende alte Frau übel zugerichtet haben; wie es dort in den Akten heißt, auf Anstiften ihrer erwachsenen Führer. Ganz ohne Medizinen der verschiedensten Art geht übrigens auch dieser Unterricht nicht ab; in dem von mir besuchten Knabenhause in der Nähe der Residenz des alten Häuptlings Akundonde, einen halben Tagemarsch westlich von Tschingulungulu, stand mitten zwischen den primitiven Rohrlagerstätten der Knaben ein sperriger Baumast, von dessen Zweigen die verschiedenartigsten Amulette, Vogelbälge und Federn herunterhingen (Taf. 38 Abb. 1 b).

Die lange Isolierung der mannbar werdenden Knaben im Walde oder überhaupt an einer entlegenen Stelle ist nahezu ein Gemeingut aller primitiven Völker, bei denen man derartige Übergangsstadien beobachtet hat. Der häufig angenommene Grundgedanke des Verfahrens, durch dieses zeitweilige Verschwinden und die darauf erfolgende Wiederkehr des Novizen eine förmliche Wiedergeburt symbolisch darzustellen, wird hier wie auch anderswo gestützt durch die Erscheinung, daß der für mannbar Erklärte nunmehr auch einen neuen Namen bekommt. Eine lange Reihe solcher Namen habe ich bei allen von mir besuchten Völkerschaften mit großem Fleiß gesammelt und auf ihre etymologische Bedeutung hin untersucht; eine Auswahl von ihnen soll später noch folgen. Nicht gelungen ist es mir, zu erfahren, ob diese Namen in einem besonderen, feierlichen Akt zuerteilt werden, oder ob sie sich erst im Laufe der Zeit für den einzelnen einbürgern; die mir gegebenen Erklärungen sprechen mehr für die letztere Sitte als für die erste Eventualität, indem die meisten oder doch sehr viele durchaus den Charakter unserer Spitznamen haben.

Das Mädchen-Unyago.

Beim Studium der bei der Knabenbeschneidung bestehenden Bräuche war es leicht, Aufschluß auch über das zu erlangen, was ich selbst nicht habe sehen können; Nakaam, Susa, Matola, der alte Akundonde und seine Ratgeber, dann endlich ganze große Kreise von erwachsenen Männern und erfahrenen Greisen sprachen sich rückhaltlos über diesen Teil ihres Volkstums aus. Demgemäß war eine Kontrolle der Aussagen auf ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit hin nicht schwer. Für das Mädchen-Unyago lagen die Verhältnisse weit ungünstiger; ich bin eigens, viel früher als ich ursprünglich wollte, aus dem Tieflande nach Newala marschiert, um hier noch an den von Chembrasiao, die als die gegebene Führerin auf dem Gebiet dieser Sitte galt, zu jener Zeit veranstalteten Feierlichkeiten teilnehmen zu können. Es ist mir nicht gelungen. Von dem Chiputu zeugte dicht bei Newala zwar noch die halbkreisförmige Hütte, in der die Mädchen ihren mehrmonatigen Unterricht empfangen, von den Mädchen selbst aber war dort nichts mehr zu sehen. Ich habe die „Prinzessin" dann durch Versprechungen aller Art zu irgendwelchen Äußerungen über Art und Gang der Zeremonien zu veranlassen versucht, aber sie war gänzlich unzugänglich. Einen erfreulichen Ausweg in dieser Verlegenheit gewährte mir die tatkräftige Unterstützung des fürsorglichen Akiden von Newala, der es mit nimmermüdem Entgegenkommen zu vermitteln wußte, daß ich wenigstens bei einer Reihe von Schlußfesten dieses Chiputu zugegen sein konnte. Für die übrigen Teile des gerade für die Mädchen sehr vielgestaltigen Unyago

habe ich mich schließlich auf die Aussagen verschiedener alter Matambwefrauen, einiger jüngerer Makondeweiber und des alten, bereits erwähnten Mparawalingwa verlassen müssen; auch sie alle waren nur nach vielem Zureden und unter Aufwendung verhältnismäßig hoher pekuniärer Opfer zur Preisgebung ihrer Geheimnisse erbötig.

Das Unyago des weiblichen Geschlechts umfaßt nach den Aussagen aller meiner Gewährsleute die gesamte Entwicklung des Weibes vom 7., 8. oder 9. Lebensjahre an bis über die Geburt des ersten Kindes hinaus. Die Jao bezeichnen die einzelnen Etappen dieses Werdegangs mit den folgenden Wörtern:

1. Chipútu, die Einweihung in die Geschlechtsverhältnisse,
2. Maténgusi, die Feier der ersten Menstruation, (von kuténguka, die Menses beginnen),
3. Chituúmbu (Chitúmbo, Bauch) die erste Schwangerschaft,
4. Ya (oder Wa) mwana, Verhaltungsmaßregeln nach der Geburt des ersten Kindes.

1. Das Chiputu.

1. Das Chiputu ähnelt in Form und Dauer im großen und ganzen dem Unyago der Knaben, nur daß bei den Mädchen keine Beschneidung stattfindet, sondern die 2- bis 3 monatige Absonderung lediglich den Unterricht über den Geschlechtsverkehr und das allgemeine Verhalten gegen die Erwachsenen umfaßt. Nur bei den Makuamädchen, sehr wahrscheinlich aber hier und da auch bei denen anderer Stämme, so auch bei den Jao, beginnt während dieser Zeit ein systematischer Eingriff in die natürliche Form der Genitalien, indem die Kinder gehalten werden, durch systematisches, Tag für Tag und Jahre hindurch betriebenes Zerren die Labia minora ganz unnatürlich zu verlängern. Ich selbst habe dermaßen verunstaltete Glieder von 7 bis 8 cm Länge gesehen und photographiert; nach den gern gegebenen Aussagen zahlreicher männlicher Eingeborener soll diese Verlängerung jedoch zuweilen Dimensionen annehmen, daß jene Labia bis halbwegs an die Knie herunterbaumeln. Der Endzweck dieser Körperverunstaltung ist lediglich erotischer Natur; sie soll erregend auf das männliche Geschlecht einwirken.

Am ersten Tag des Chiputu wird von allen Frauen des gemeinsam feiernden Bezirks in der Nähe des Festdorfes ein Hüttensystem errichtet, das für die Dauer des Unterrichts den Mädchen als zeitweilige Behausung dienen soll. Diese Hütte liegt stets in der Nähe des Dorfes selbst, nicht im Busch. In ihr schläft in der darauf folgenden Nacht die Oberleiterin des Festes (Nteresa) allein. Den zweiten Tag füllt vorwiegend ein Tanz der erwachsenen Frauen aus; sie sind geschmückt mit Bambusringen und einer ganz seltsamen Art von Kopfbedeckung, von der ich zu meiner großen Freude bei Akundonde noch einige Exemplare auf dem Müllhaufen auflesen konnte. Es sind doppelkonische Gestelle aus Stäben eines Pflanzenmarks oder aus Hirsehalmen, die mit Stiften ineinandergefügt sind (Taf. 46 Abb. 5). Gegen Abend werden die Kandidatinnen herbeigeholt; gleichzeitig bringt jede Mutter Mehl und Gemüse für die Lehrerinnen mit. Die Entgegennahme des Mehls durch diese heißt machingamiro. Die Lehrerinnen singen dabei:

„: Kanga ukakuli tuye :“;

die anderen Weiber entgegnen:

Mkauya muyiganiri mkauya.

Dem nun folgenden Tanz schauen die Kandidatinnen unbeteiligt zu. Nach dem Tanz werden die Mädchen entkleidet, bekommen Perlenschnüre um den Leib und einen Lappen als Schamschurz. In früheren Zeiten hat dieser ganz allgemein aus neuangefertigtem Rindenstoff bestanden; heute ist er bei den Jao ein Kattunfetzen, wie die Kleidung im allgemeinen. Mitsamt den Eßvorräten werden jetzt die Mädchen in die neue Hütte mit ihren vielen Einzelabteilungen gebracht, wo sie von jetzt ab für lange Zeit verbleiben. Die Alten tanzen während der Zeit weiter und je nach Neigung und Lustigkeit die ganze Nacht hindurch. Dabei schlagen die Männer die Trommeln, schießen Freudenschüsse in die Luft und vollführen sonstigen Übermut. Dieses Stadium heißt Kusiwirandindi. Dazu singen die Frauen:

Wasiwire äh, wasiwire äh indindi ya musi kulusolo kwangayenda.

(Ihr seid eingesperrt, ätsch . . . . . Nachmittag Brunnen gehen.)

Der dritte Tag ist zunächst dem Tanz Kuschunga gewidmet. Während er ausgeübt wird, haben die Lehrerinnen das am Tage vorher empfangene Mehl und Gemüse bestimmten Personen übergeben, die es später zubereiten müssen. Bald geht der Kuschunga in den Speertanz Lipanga über: Die Lehrerin des vornehmsten Kindes trägt den anderen eine Art Speer, einen einfachen Bambusschaft, voran. Das dabei gesungene Lied wußten meine Gewährsleute nicht. Bei ihm bringt man der Nteresa und den anderen Lehrerinnen — wie jeder Knabe, so hat auch jedes Mädchen seinen Mentor, eine Erwachsene — Geschenke dar: weiße Zeugstücke, Zuckerrohr, Erdnüsse, Bananen und andere Leckerbissen, Perlen usw.

Am vierten Tag gehen die Lehrerinnen in den Busch, um Medizin, bestimmte Wurzeln und Blätter bestimmter Pflanzen zu sammeln. Nach der Rückkehr wird viel Speise bereitet, und die ganze Fest-

versammlung, die Novizen, ihre Eltern, die Lehrerinnen und die Gäste speisen in fröhlicher Feststimmung miteinander. Im Übermut wirft man sich sogar mit den Resten. Nach dem Mahle setzt man Wasser auf zur Bierbereitung aus Utulua, dem Malz, und Wasser. Während dieser Zeit müssen sich die Novizen mit einem Dekokt der Blätter- und Wurzelmedizin die Hände waschen. Dies Händewaschen heißt manawa, nach dem Strauch, von dem die Blätter genommen sind. Mit dem Waschwasser Manawa zusammen wird ein Ei gebracht. Unter den Worten: „So sehen die Testikeln der Männer aus; lauft nicht weg, wenn sich ein Mann Euch nähert", wird es den Mädchen gezeigt.

Ist das Bier fertig, so stellt man die Novizen einzeln auf, den Kopf in den Nacken gebogen. In dieser Stellung wäscht man ihnen mit dem Bier den Kopf, der unmittelbar darauf rasiert wird. Von diesem Augenblick ab heißen die Festmädchen Chemari; bis dahin haben sie mwisichana geheißen. Nach allen diesen Zeremonien beginnt eine neue Phase: die Chemari bekommen jede ein Tuch über den Kopf, welches die Gabe des zukünftigen Ehemannes ist. Es heißt mawiko und ist ein Stück weißen Kattuns, oder aber an konservativeren Orten ein Stück Rindenstoff vom Mtschengabaum. Es wird oben zu einem Knoten zusammengebunden und dieser sodann nach innen gewandt. So bildet er eine Art Kappe, die man dem Mädchen auf den Kopf setzt. Von jetzt ab darf nur noch die Lehrerin das Kind sehen; dieses muß auch ganz stumm sein bis auf wenige Worte zu den anderen Chemari. Die Antworten auf die Fragen der Lehrerin werden mittels Kopfbewegungen gegeben.

Im Gegensatz zu der Daggara der Knaben, die für ihre Bewohner die ausschließliche Behausung während der Heil- und Unterrichtszeit ist, dient das Unterrichtshaus der Mädchen diesem Zwecke nur bei Tage. Bei Nacht halten sich Lehrerin und Schülerin in einer kleinen, zu diesem Zweck besonders gebauten Hütte auf, die unmittelbar neben der mütterlichen Behausung liegt. Überall, wo die Verlängerung der Schamlippen angestrebt wird, bildet das Zerren an ihnen einen nicht unwesentlichen Gegenstand des Unterrichts. Zu seiner Ausübung werden Rizinusnüsse (mbarikwa) zu Kohle verbrannt und zerstoßen. Mit dem Ruß an den Händen müssen die Mädchen dann an den Labia zerren. Gleichzeitig müssen sie mit den Zeigefingern die eigene Vagina systematisch aufweiten. Die Labia heißen Matunga; die Klitoris heißt nangongo. Sie wird nicht gezerrt. Außerdem wird den Mädchen auch mancherlei hygienisch Wertvolles gelehrt; sie werden im Kneten des Körpers unterrichtet und lernen auch, daß sie während der Chiputu-Periode nie baden, sondern den Körper nur mit Maiskleie abreiben dürfen.

Nach zwei bis drei Monaten geht der Unterricht zu Ende. Jetzt wird viel Bier gebraut und Essen vorgerichtet. Den Chemari wird in ihren Hütten der Kopf rasiert und der Körper mit Wasser abgerieben; der Kopf wird mit Öl gesalbt. Gleichzeitig wird das Mädchen mit neuen Stoffen völlig neu eingekleidet. Dann werden die Chemari zunächst rittlings auf den Schultern der Lehrerinnen, späterhin auf Matten auf den Festplatz getragen. Dort müssen sie im Solotanz, dem Chamba und dem Kuwijula, zeigen, was sie im Busch gelernt haben, und bekommen darauf von Freunden und Bekannten Geschenke. Den Beschluß des Festes bildet ein allgemeines Gelage.

2. Matengusi.

Nach dem Chiputu hat das Mädchen einen Mann bekommen, mit dem es zusammen lebt. Menstruiert es im Laufe der Zeit, so bekommt es Angst und geht naturgemäß zu seiner Mutter. Diese holt die frühere Lehrerin, die auch im späteren Leben in einem ganz merkwürdigen Schutzverhältnis zu ihrem Zögling bleibt, ebenso wie auch die Anamungwi der Knaben ihr ganzes Leben hindurch eine gewisse moralische Verantwortung für das Verhalten ihres Schülers tragen. Auch jetzt wird das Mädchen, nachdem wieder genügende Festvorräte hergerichtet worden sind, in eine besondere Hütte gebracht, wo es allein bleibt. Andere Mädchen kommen herzu, trillern und tanzen; die Lehrerin aber und die anderen erwachsenen Frauen beginnen jetzt einen wahren Kursus von Verhaltungsmaßregeln und Vorschriften zu halten. In seinem Inhalt kurz skizziert, zielt er etwa dahin, daß das Mädchen durchaus nicht krank sei, sondern daß der Zustand nach höchstens 5 oder 6 Tagen vorübergehen würde. Sie dürfe während dieser Zeit mit niemandem verkehren, weder mit ihrem eigenen Mann, noch mit anderen; außerdem müsse sie sich rein halten und waschen. Dabei werden Lieder gesungen und Tänze aufgeführt; es wird gegessen und getrunken. Das Mädchen aber wird eingesperrt, bis es wieder gesund ist.

3. Chituumbu.

Bleiben die Menses aus, so geht die junge Frau zur Mutter und erzählt ihr den Tatbestand. Die Mutter besieht sich die Brustpartie der jungen Frau und bedeutet ihr dann, sie sei wohl krank; dann läßt sie die Tochter gehen. Darauf macht sie der Lehrerin von dem Geschehnis Mitteilung, die nun ihrerseits das junge Weib kommen läßt und ihm ebenfalls bedeutet, es sei krank, die Krankheit werde sich aber beheben. Im fünften Monat wird der Schwangern der Kopf

rasiert; die Haare werden weggeworfen. Der weinenden Frau sagt man, es sei so Sitte. Nach einem weiteren Mondmonat, wenn die Haare wieder gewachsen sind, werden Festvorbereitungen getroffen, Mehl, Bohnen usw. bereitgestellt. Jetzt röstet man auch Mais und zerstampft ihn, nachdem man die Körner mit Wasser gemischt hat. Der entstandene Brei wird der Schwangern auf den Kopf geschmiert. Jetzt muß ihr Mann im Busch Rindenstoff machen; dabei ist eine weibliche Verwandte seiner Frau zugegen. Diese zieht sich bis auf einen ganz kleinen Schamschurz aus und setzt sich auf das eine Ende des beim Klopfen des Rindenstoffes als Unterlage dienenden Baumstammes. Während der Mann klopft, singt das Mädchen: „Nalishanira wosewa neakutenda". Der fertige Rindenstoff wird fein mit Perlen bestickt und seitens der Lehrerin der Schwangern um den Hals gehangen. Er heißt mare ndembo. So heißt von jetzt ab auch die Schwangere.

Am nächsten Morgen versammeln sich alle Leute unter Trillern, Händeklatschen und Gesang. Von der Menge abgesondert, geben die alten Frauen und die Lehrerin der Schwangern jetzt wieder eine lange Reihe von Verhaltungsmaßregeln. Danach darf sie, der jetzt erst die Art ihres Zustandes erklärt wird, nicht auf den Matten anderer Leute sitzen, weil das leicht Abortus zur Folge haben könnte; sie darf auch nicht mit Freunden und Freundinnen verkehren, weil auch das ihrem Kinde schaden würde, denn jene könnten ja möglicherweise gerade vorher kohabitiert haben. Wenig ausgehen soll sie, sie darf sich vielmehr möglichst nur ihrem Manne zeigen, denn sonst könnte ihr Kind leicht anderen ähnlich sehen. Auf dem Wege muß sie den Leuten seitlich ausweichen, weil auch der Dunst dieser Leute dem Kinde Schaden verursachen könnte. Der Grundgedanke für alle diese Verbote ist zweifellos die Idee des Analogiezaubers; alle diese Fremden könnten ja, kurz bevor sie der Schwangern begegnen, kohabitiert haben; schon der Dunstkreis dieser Tat wird dem werdenden Menschen schädlich sein.

In langer Reihe folgen dann auch die üblichen Speiseverbote; Eiergenuß der Mutter würde Haarlosigkeit des Kindes im Gefolge haben; Affenfleisch würde bedingen, daß das Kind albern wie ein Affe würde (kulawalawa impera liyani); der Genuß von Speiseresten (mkute) würde das Kind krank machen.*) Lebewohl darf die Schwangere keinem sagen, auch wenn sie gegrüßt wird; sonst muß sie lange auf die Geburt warten; die Schamhaare darf sie nicht rasieren, sonst bekommt das Kind keine Haare. Auch die Übertragung auf das andere Geschlecht liegt hier vor: der Mann darf kein anderes Mädchen berühren, sonst würde seine Frau abortieren und sie selbst sterben. Dasselbe Schicksal würde ihr erblühen, wenn sie selbst mit einem Anderen verkehren würde (kuluwala ndundu marra).

Nach Schluß der Belehrung nehmen wieder alle erwachsenen Frauen an den Tänzen und Liedern teil, während die Schwangere zuschauend dabeisitzt. Gegend Abend wird von allen gemeinsam gegessen; sodann läuft alles auseinander. Von jetzt ab untersteht die junge Frau einer ständigen Kontrolle ihrer Lehrerin, die alle zwei Tage bei jener erscheint, um den Gesamtzustand und auch die Beschaffenheit der Genitalien, die immerfort einer systematischen Aufweitung unterzogen werden, ständig zu überwachen.

4. Wamwana.

Nach der Geburt wird Mehl gemacht. Die Frauen des Dorfes und die Lehrerin kommen zusammen und bringen den Mann zu der Wöchnerin in die Hütte. Unter Trillern und sonstigen Freudenbezeugungen singen sie das Lob des jungen Vaters. Die Mutter mit dem Kinde sitzt dabei auf dem einen Ende einer Matte, der Vater auf dem andern. Auch jetzt geht es nicht ohne Verhaltungsmaßregeln ab; beiden Parteien wird jeglicher Verkehr miteinander und auch mit fremden Angehörigen des anderen Geschlechts untersagt; beides habe den Tod des Kindes zur Folge. Eine Mischung sehr verständiger hygienischer Regeln und krassen Aberglaubens sind die folgenden Vorschriften: die Frau muß jeden Morgen früh aufstehen, das Kind an die Luft bringen und es nach der Rückkehr in die Hütte kneten, darauf das Neugeborene mit lauwarmem Wasser waschen und mit Öl einreiben. Damit das Kind aber nicht verzaubert werden kann, und damit es auch stark werde, wird ein Fundi, ein Medizinmann, ausgeschickt, um wirksame Medizinen zu suchen und für das Kind herzustellen. Es sind das eine Halsschnur mit stets zwei Wurzelstückchen, eine Gürtelschnur und zwei Knöchelschnüre. Für die Wartung des Kleinen bekommt die Mutter noch andere Instruktionen mit: sie soll es fleißig warten und rein halten. Leider aber werden diese Vorschriften nicht übermäßig lange befolgt; dazu fehlt die Zeit und fehlen auch die Mittel. Da Windeln oder etwas Entsprechendes ganz unbekannt sind, entleert das Baby seine Exkremente einfach in das Tragtuch, in dem es auf dem Rücken oder der Hüfte der Mutter wacht und schläft und ißt und trinkt. An ein Wechseln des Tuches ist nicht in jedem Einzelfalle zu denken, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn Mutter wie Kind schließlich von Beizwunden bedeckt sind.

Außerordentlich interessant sind die Regeln über

*) Auch beschnittene Knaben dürfen nichts Übriggebliebenes essen.

die Wiederaufnahme des Geschlechtsverkehrs nach der Geburt und die Vorbeugungsmaßregeln gegen eine zu baldige neue Konzeption. Jene hängt von der Erlaubnis des Dorfältesten ab; sie wird nach einer Version erst gegeben, wenn das Kind sitzen kann, nach der andern, wenn es 6—7 Monat alt ist. Um die Empfängnis zu verhüten, setzt die Frau sich mit einem Fundi in Verbindung, der etwas vom Knotenknüpfen versteht. Der Fundi geht in den Wald, sucht sich zwei verschiedene Rinden und dreht sie zu einer Schnur zusammen; in die Schnur hinein aber reibt er Eigelb. Das kann uns nicht überraschen, denn wie wir wissen, haftet am Ei hier zu Lande ja stets der Fluch des Unfruchtbaren. In die Schnur knüpft er sodann 3 Knoten, wobei er spricht: Du Baum (Rinde) heißt so und so, du so, du aber, du Ei, aus dir wird auch ein lebendes Tier. Aber jetzt will ich nichts Lebendes haben. Und damit schürzt er den letzten Knoten. Diese Schnur wird von der Frau um den Leib getragen.

Hilft diese Medizin nicht, so legt die Frau sich nachts eine andere Wurzel unter den Kopf. Morgens wird diese Wurzel weggeworfen und dafür die alte Zauberschnur wieder umgebunden. Will die Frau von neuem schwanger werden, so braucht sie nur die Knoten in der Schnur zu lösen, die Schnur in Wasser zu legen und dies zu trinken. Nachher wird die Schnur achtlos weggeworfen. Fesselnd sind alle diese Manipulationen gerade im Hinblick auf genau das gleiche Verfahren, das in früherer Zeit auch bei uns ganz allgemein geübt wurde, stellenweise auch heute wohl noch geübt wird, wobei das Knüpfen der Knoten ebenfalls die Empfängnis verhindern soll. Nach anderen mir gemachten Berichten kann übrigens auch der Mann die Schnur umlegen, um sich auf diese Weise für eine bestimmte Zeit unfruchtbar zu machen.

Ein hübsches Beispiel von Analogiezauber bei den Jao ist dann das folgende Verfahren zum Schutz des Kindes. Hat der Mann die Erlaubnis zur Neueröffnung des Geschlechtsverkehrs vom Dorfältesten bekommen, so übergiebt ihm der Fundi eine aus gestampften Blättern hergestellte Medizin. Abends kohabitiert der Mann, wobei die Blättermedizin ihm zur Seite liegt. Nach der Kohabitation legt er die Blätter in einen Topf. In diesen hinein waschen sodann Mann wie Frau ihre Geschlechtsteile; auch die Medizinschnüre des Kindes werden hineingetan. Mit der auf diese Weise hergestellten Flüssigkeit wird das Kind gewaschen, der Topf aber danach hinter's Haus gestellt, wo er verbleibt, bis er zerfällt. Durch diese Waschung ist das Kind vor ferneren Krankheiten geschützt.

Personennamen.

Außerordentlich bezeichnend für den Negercharakter mit seiner gelinden Neigung zum Spott und der Fähigkeit, an seinem Nächsten sofort jede Schwäche zu entdecken und sie durch einen meist nicht ohne Witz erfundenen Namen zu bezeichnen, sind die Personennamen. Wie überall, wo besondere Pubertätsfeste gefeiert werden, so erfolgt auch hier eine Umbenennung des Individuums, doch habe ich den Eindruck, daß dieser zweite Name sich nicht in allen Fällen zeitlich direkt an die Mannbarkeitsfeste anschließt, sondern sich unter Umständen erst später bildet, sei es, daß ein körperliches Gebrechen diesen Namen hervorruft, oder aber bestimmte Lebensschicksale, bestimmte Charaktereigenschaften oder anderes. Den ersten Namen bekommt das Kind gleich nach seiner Geburt; erteilt werden diese Namen in der Regel entweder von den Großeltern oder aber anderen älteren Leuten des Dorfes. Auch die Namen werden dieser ältern Generation entlehnt.

Von Frauennamen, wie sie bei den Jao nach dem Chiputu, dem ersten Mannbarkeitsfeste, verliehen werden, seien hier folgende aufgeführt:

1. Chemalaga d. h. sie ist ganz allein zurückgeblieben (die anderen sind gestorben?).
2. Chewasonga, die Leute kommen auf sie zu und sagen bald dies, bald das.
3. Chekotowatyi, sie macht viel Gutes, aber die Leute sehen's nicht ein.
4. Chemesichi, welcher Monat?
5. Chechelajero, sie hat es immer schwer.
6. Akulutambiche, die Kette.
7. Akulumbiche, d. h. zwei Dinger zusammensetzen.
8. Akulinda (kulinda = warten).
9. Chetulaye, sie lebt schlecht.
10. Chemere, mit Absicht (ist sie gezeugt worden?).
11. Chewaope, ich bin Dein (sie ist Dein).

Männernamen:

12. Wanduwandupe, er hat keine Verwandten; alle sind ihm fremd.

13. Chekamenya, Sieger im Gefecht.

14. Masanyara, der Lappen (das zerfetzte Zeug), Kimakua = Matapata.

15. Akundonde, so benannt nach dem früher so berühmten Volk der Wandonde.

16. Akumapanje. Mapanje ist ein großer Berg, an dem Akumapanje, einer meiner Gewährsleute und der ständige Begleiter des alten Häuptlings Akundonde, nach seiner Aussage früher gewohnt hat. Nachdem er durch die ewigen Kriege von jenem Wohnsitz vertrieben worden ist, erinnert nur noch sein Name an diese alte Heimat.

17. Machina, Freude (herrschte über seine Geburt).

18. Makwenja, rafft alles an sich.

19. Chipembere, Herr Nashorn, d. h. einer, der schnell wütend wird, ein Jähzorniger.

20. Chelikosue, Herr Ratte, d. h. er ist schnell und listig wie eine Ratte.

21. Mtarika, sehr weit.

22. Mataka. 1) Erde. Bedeutung nach Daudi vielleicht: ich besitze die ganze Erde. Mataka ist in der Tat einer der mächtigsten Jao-Häuptlinge. 2) Ein weißer Kattun. In diesem Fall wäre der Name ganz analog denen gebildet, wie sie meine Wanjamwesi mit Vorliebe führten. Von ihnen hieß einer Kofia tule d. h. niedrige Mütze, ein anderer Bulingeti, vom englischen Wort blanket — die Wolldecke.

23. Chemkagula, von kukagula, folgen, hinterherlaufen.

24. Chemduulaga, einer der wenig aus sich macht, bescheiden ist.

25. Matola, räubert überall.

26. Pambalipe, einer, der immer abseits sitzt von den anderen; der abseits wohnt.

27. Maligani d. h. welcher Besitz (gehört ihm?). Nämlich gar keiner. Bedeutung also: ein renommierender Habenichts. Ein leider auch schon aus dem Suaheli übernommener Name.

28. Chikwenga, alles was er macht, ist ausgezeichnet, gut.

29. Mkokora, trägt den Dreck mit den Händen weg.

30. Siliwindi, Vogelname: guter Sänger.

31. Katala, der Weg.

32. Mkotima, ein ruhiger Mann.

Ich erkundigte mich bei den Jao auch nach dem Vorhandensein von Altersklassen. Davon war bei ihnen nur eine einzige bekannt: die der Wachekulu (Sing. Mche-) oder Achakulungwe (Sing. Mcha-), das sind „die Großen", die voll Erwachsenen. In der Tat entspricht diese Klasse nach meinen „Achinakalanakala", d. h. den Weisen des Stammes, die alle alten Gebräuche kennen, aufs genaueste der Klasse der Akulungwe bei den Makonde.

Kastration besteht heute nicht mehr, weder als Strafe noch aus anderen Gründen. In früherer Zeit soll sie als Strafe verhängt worden sein über Männer, die sich an den Frauen des Häuptlings vergangen hatten. Über die Verunstaltung der weiblichen Genitalien s. oben.

Kleidung.

Fremder Einfluß macht sich in Afrika zu allererst stets im Äußern seiner Einwohner bemerkbar, in der Kleidung und dem Schmuck. Die Jao sind, seitdem sie mit der Küste in Berührung gekommen sind, die eifrigsten Nachtreter der Suaheli gewesen; infolgedessen sind das weiße Hemd der Suahelimänner und die phantastisch gemusterten, bunten Kattune der Frauen heute bei ihnen ziemlich weit verbreitet. Aber doch bloß bei den Wohlhabenderen; der gewöhnliche Mann läuft im ganzen Tiefland westlich vom Makondeplateau nach wie vor mit vollständig nacktem Oberkörper und nur mit einem Kattunschamschurz bekleidet in der Welt herum. Auch die Ledersandale, die bei den stutzerhaften Suaheli der Küste immer mehr aufkommt, war nur erst spärlich vertreten; Barfüßigkeit war vielmehr die Regel.

Eine Bestätigung der auch schon früher festgestellten Verlagerung des Schamgefühls fand ich hier im Gebiet des mittlern Rowuma vielfach; auch jetzt war die Erlangung von Nasenpflöcken stets mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht unmöglich. Nur verhältnismäßig selten ist es mir gelungen, solche Schmuckstücke hier zu Lande von den Trägerinnen direkt zu erhandeln; in der Regel mußte man die Vermittlung der betreffenden Ehemänner anrufen. Gelang aber eine direkte Verständigung, so bedeckte die Trägerin des Chipini, nachdem sie das Schmuckstück dem Nasenflügel entnommen hatte, die Nasenpartie mit fast komisch wirkender Hast mittels der Hand, die sie auch nicht wieder wegnahm, solange sie sich im Gesichtskreis des Europäers befand.

Waffen.

In bezug auf die Waffen gehört der Süden von Deutsch-Ostafrika heute zu den Gebieten, wo dieser Gegenstand bereits anfängt, vom historischen Standpunkt aus betrachtet werden zu müssen; es ist interessanter zu sehen, was einstens gewesen ist, als was heute dem Forscher vor Augen tritt. Zwar ist die Mannigfaltigkeit der Kriegs- und Jagdwaffen des Mjao auch heute noch nicht gering, aber unstreitig nimmt unter allem Gewaffen das importierte Vorderladergewehr eine überwiegende Stellung ein; alles andere fängt an, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden, und noch vor Ablauf vielleicht eines Jahrhunderts werden Bogen und Pfeil, Wurfspeer und Keule ebenso zu Überlebseln geworden sein, wie es bei uns der Flitzbogen und die Armbrust sind. Der ursprüngliche Waffenbesitz der Jao wird nicht anders gewesen sein als der aller anderen Ostbantu überhaupt; er wird also aus Bogen und Pfeil, dem Wurfspeer und vielleicht einer bestimmten Keulenform bestanden haben. In unsern Gesichtskreis ist das Volk getreten mit einem Waffenbesitz, der, wenigstens soweit die Angriffswaffen in Frage kommen, ziemlich genau demjenigen der Sulukaffern entsprach. Nicht mehr der alte Wurfspeer war die Hauptwaffe, sondern der kurze, feste Stoßspeer; Bogen und Pfeil aber waren anscheinend fast ganz verschwunden. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieser Waffenbesitz, zumal in Verbindung mit einer Taktik, die ebenfalls der der Sulu einigermaßen verwandt war, der Hauptanlaß gewesen sind, die Jao direkt für Sulu selbst zu erklären. Erst heute, wo kein ernsthafter Forscher dieser Lehre mehr huldigt, finden wir, daß es mit der Suluähnlichkeit auch in bezug auf Waffenbesitz und Taktik nicht übermäßig weit her ist; in jeder Hütte steht noch heute der übliche Stoßspeer neben dem Vorderlader; sucht man aber genauer nach, so wird man auch fast stets noch den alten Bogen und das zu ihm gehörige Geschoß des Pfeiles, so manche Keule und auch den alten, langen, schlanken Wurfspeer vorfinden. Als das einzige Neue stellt sich also der Stoßspeer heraus, der zwar eine Folge der Berührung der Jao mit den Wangoni ist, ihre Zugehörigkeit zu diesem Volksstamm aber keineswegs beweist. Bei den Wahehe liegt die Sache ganz ähnlich und doch auch wieder etwas anders; auch sie haben von den Wangoni vor allem den Stoßspeer übernommen; auch ist dieser gerade bei ihnen zur wirksamsten und best konstruierten Angriffswaffe Ostafrikas überhaupt geworden; aber neben dem Speer haben sie dann auch noch den typischen ovalen Fellschild der Suluvölker angenommen. Dieser Schild hat noch heute den alten, südostafrikanischen Bau und ebenso die alte Höhe; nur in der Breite ist er etwas schmäler geworden. Bei den Jao ist nach übereinstimmenden Aussagen aller meiner zahlreichen Gewährsmänner der Schild nie und in keiner Form üblich gewesen, jedenfalls nicht während des Bewußtseins der jetzt lebenden Generation. Das besagt zunächst, daß die Jao stets in erster Linie Bogenschützen gewesen sind, für die ein Schild als Schutzwaffe sich nicht eignet; sodann aber spricht auch dieses Moment dafür, daß die Jao mit den Sulu in Südostafrika in keinerlei genetischer Beziehung stehen.

Die Art des Bogenspannens, der Befestigung der Sehne am Bogen, die Herstellungsart der Pfeile und ähnliche Fragen sind Gegenstand der Spezialbehandlung; sie mögen deswegen diesem Bericht, der nur eine Übersicht über die hauptsächlichsten meiner Ergebnisse bringen soll, fernbleiben. Als allgemein gültige Art der Bogenhaltung fand ich die senkrechte; ziemlich allgemein war dann auch die Auflage des Pfeiles auf die Hand links vom Bogen. Entweder lag er frei auf der Mittelhand, oder aber er lief zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurch. (Taf. 37 Abb. 1). Ganz regellos war wieder die Spannweise; der eine spannte hier mit Zeige- und Mittelfinger, der andere mit Mittel- und Ringfinger, der dritte mit allen drei Mittelfingern (Taf. 37 Abb. 1, 2); nur die europäische Spannung mit Daumen und Zeigefinger kam hier nicht vor, ebensowenig die mongolische. Spannvorrichtungen für den Bogen sind mir nicht aufgefallen; auch keine Schutzapparate gegen den Schlag der Bogensehne.

Beide Arten von Waffen gehören ihrer Herstellung nach noch dem Gebiet der geschlossenen Hauswirtschaft an; jedermann scheint sein eigener Waffenschmied zu sein, d. h. Bogen und Pfeil für den eigenen Bedarf allein herzustellen. Ganz selbstverständlich ist diese Tatsache nicht; nicht einmal die Töpferei, die sonst am längsten eine ganz allgemein verbreitete Frauentechnik ist, scheint von allen Angehörigen des weiblichen Geschlechtes verstanden oder wenigstens gleich gut verstanden zu werden. Am besten merkt das der Forscher, wenn er sich anschickt, die betreffenden Techniken in ihren Einzelzügen zu studieren; ich durfte es durchaus nicht wagen, in das erste beste Gehöft zu gehen in der Erwartung, dort nun die Frauen für meine Zwecke heranziehen zu können, sondern stets hieß es, wo ich auch immer danach fragte: „Ja Herr, die Frau des Soundso wird dir die Sache zeigen, die kann das." Es wäre also durchaus nicht unmöglich, daß auch die Bogen- und Pfeilherstellung schon zu einem

wirklichen Handwerk geworden wäre, zur Angelegenheit und Aufgabe des Fundi (wie man an der Küste sagt), der dort für jede Einzeltechnik längst vorhanden ist. In der Tat beginnt die Neigung zur Arbeitsteilung schon tief unten in den Schichten der Menschheit.

Mit der Treffsicherheit der Bogenschützen und der Speerwerfer scheint es bei den Jao, trotz ihrer entschieden kriegerischen Veranlagung, nicht übermäßig viel besser zu sein als bei den Einwohnern von Massassi, wenngleich es hier einzelne Schützen gab, die nur selten ihr Ziel verfehlten. Andere waren dafür ganz hilflos, wofür sie bei ihren verlegenen Versuchen von ihren Stammesgenossen weidlich ausgelacht wurden. Größer als die Zielsicherheit war dafür die entfaltete Kraft des Geschosses; wenn es das Ziel wirklich traf, dann drang der mit furchtbarer Kraft geschleuderte Speer tief in den Baumstamm. Auch die eisernen Pfeilspitzen waren dann nur mühsam wieder herauszuziehen.

Eine ethnographische Überraschung allerersten Ranges wurde mir zu Anfang meines Aufenthaltes in Tschingulungulu zuteil. Ich wollte gerne wissen, ob die Schleuder hier in Gebrauch sei und machte demnach eine entsprechende Wurfbewegung mit dem rechten Arm. Schon nach kurzer Zeit erschien ein Eingeborner mit zwei merkwürdigen Geräten. Eine Schleuder war keins von ihnen, wohl aber war das eine eine Art Wurfstock, das andere eine wirkliche Wurfschlinge. Bei dem Gebrauch des Stockes wickelte der Besitzer den Wurfstein in eine am Wurfstock befestigte Schnur und klemmte sodann den Stein mitsamt der Umwicklung in die Gabel, in welche der Stock oben auslief (Taf. 28 Abb. 3). Dann schwang er mit einer ähnlichen Wurfbewegung wie der, mit der man einen Stein aus der bloßen Hand schleudert, den Stock nach vorn. Mit stark surrendem Geräusch sauste der Stein davon, erst in sehr beträchtlicher Entfernung den Boden erreichend. Beim Gebrauch der Schlinge befestigte der Werfer diese zunächst mittels einer Schleife am Zeigefinger. Dann wickelte er den Stein in die Schnur selbst und klemmte Stein und Umwicklung zwischen Daumen und Zeigefinger, die also hier genau die Rolle der Stockgabel vertraten (Taf. 28 Abb. 2a b). Auch hier flog der Stein erheblich weiter als man ihn mit der Hand allein hätte werfen können. Besondere Namen haben die beiden Geräte heute nicht mehr; man nennt sie einfach mcheso, Spielzeug. Dieser Umstand spricht dafür, daß sie schon fast gänzlich der Vergangenheit anheim gefallen sind; ich habe überhaupt gefunden, daß man nach allen Dingen fragen muß, sofern man sie herbeigebracht sehen will. Auch die Schleuder selbst war im Lande vorhanden, aber sie erschien doch auch erst, nachdem ich an den verschiedensten Stellen und durch die verschiedensten Gesten auf sie aufmerksam gemacht hatte. Das eine Exemplar, in dessen Besitz ich gelangt bin, stellte sich dann zwar als ein den Suaheli zukommender Gegenstand heraus, aber der Umstand, daß ich ihn durch Vermittlung der Eingebornen des Binnenlandes erlangt habe, bestätigt doch nur die von mir betonte Notwendigkeit, wo es auch sei in der Welt, grundsätzlich nach jedem der Menschheit überhaupt eigentümlichen Gebrauchsgegenstande zu fragen.

Im Kampf wollen die Jao sich eines besonderen Kennzeichens bedienen oder doch bedient haben. Neuerdings sei es ein weißer Streifen Merikani gewesen, den sie um ihre Stirn gewunden hätten. Der Zweck sei, Freund und Feind voneinander zu scheiden. Eine besondere Kriegsbemalung ist wohl nie üblich gewesen; um so üppiger blüht dagegen das Wesen der Kriegsamulette, die ihren Träger oder Besitzer gegen Tod, Verwundung oder Krankheit schützen sollen. Steinwaffen oder -geräte irgend welcher Art sind gänzlich unbekannt. Ich habe immer wieder nach solchen Dingen gefragt, habe meinen Gewährsmännern Steinbeile, wie sie aus den verschiedensten Örtlichkeiten Zentral- und Westafrikas, vom Kapland und aus Somaliland bekannt sind, in natürlicher Größe vorgezeichnet; aber alles war erfolglos. So etwas hätten sie selbst nicht im Gebrauch, und so etwas würde auch im Boden nicht gefunden.

Die Jagd.

Alle Völker des Südens von Deutsch-Ostafrika sind ihrer Wirtschaftsform nach ausgesprochene Feldbauer, ohne indessen die Jagd irgendwie zu vernachlässigen; ja, eins von diesen Völkern, nämlich das der Makua, nimmt in unserer Afrikaliteratur geradezu die Stellung eines Jägervolkes par excellence ein. Doch mit Recht nur bis zu einem gewissen Grade, denn auch die Makua sind ihrer großen Masse nach Ackerbauer, die sich von den benachbarten Stämmen nur dadurch unterscheiden, daß es unter ihnen mehr Berufsjäger gibt als unter den anderen. Auch unter den Jao soll es früher sehr viele und auch gute Jäger

auf Großwild und Kleinwild gegeben haben; heute beginnt dieser Zustand jedoch der Vergangenheit anheimzufallen. Durch die Verpflichtung, genau wie der weiße Herr sich einen Jagdschein zu lösen, wird manchem der schwarzen Jäger das Handwerk gelegt. Sehr mit Recht, denn mit dem Überhandnehmen des Vorderladers ist zumal die Jagd auf Elefanten zu einer wirklichen Aasjägerei geworden.

Der Besitz des Gewehrs hat den einheimischen Jäger nur insofern europäisiert, als er das Wild auf größere Entfernung und unter Umständen auch wirksamer aufs Korn nehmen kann; für die Durchführung seiner Jagdmethoden selbst mit all ihrem Drum und Dran ist diese Neuerung ziemlich bedeutungslos geblieben. Zunächst ist es Regel, daß niemand ganz allein jagen geht, sondern daß man mindestens einen Jungen zu etwaigen Botendiensten mit sich nimmt. Jede Jagd aber, ganz gleich, ob man allein auf die Birsch geht oder aber eine große, gemeinsame Schießjagd veranstalten will, setzt voraus, daß erst die nötige Medizin angefertigt wird, um dem Unternehmen den gewünschten großen Erfolg zu sichern. Die Anfertigung dieser Medizin ist zu einem Teil die Aufgabe besonderer Medizinmänner, zum andern der Jäger selbst. Unter ihren Bestandteilen nehmen Körperteile von totgeborenen Kindern, Stücke von der Nachgeburt und anderes Menschliche den wichtigsten Platz ein. Grundsatz ist dann, daß man wenig über Ort und Ziel der bevorstehenden Jagd selbst spricht, aus Angst vor Zaubereinwirkungen von dritter Seite. In großer Anzahl befestigt man Amulette am Gewehr, am eignen Hals, auf der Stirn usw. Der Aufbruch zur Jagd erfolgt morgens sehr früh; die nötigen Nahrungsmittel werden von Knaben und Jünglingen nachgetragen. Draußen im Freien waschen sich die Jäger dann erst mit bestimmten Wurzelmedizinen (Abkochungen), um den Hausgeruch zu verwischen. Gegen Elenantilopen ist sehr viel Medizin nötig; gegen anderes Wild weniger. Am meisten aber verlangt der Elefant, dessen Geruchssinn ja bekanntlich am allerfeinsten entwickelt ist.

Um der einmal gefundenen Wildspur zu folgen, erklettern die Jäger Termitenhaufen, Bäume und Hügel; vorsichtig auf der Erde hinkriechend, schleichen sie sich dann möglichst nahe an das Wild heran. Die größte Schußweite beträgt 40 bis 30 Meter; mutige Männer oder schlechte Schützen suchen noch näher an das Wild heranzukommen.

Nach einem glücklichen Schuß werden die Amulette mit dem Blut des erlegten Tieres getränkt, um sie wirksamer zu machen. Das abgeschnittene Schwanzende bildet sodann den heißersehnten Schmuck des erfolgreichen Jägers. Dieser und seine Gefährten nehmen darauf ein wenig von der Nase des Tieres als Medizin, zweifellos aus dem Grundgedanken heraus, dadurch ihren eigenen Spürsinn zu verstärken und zu verfeinern. Auch die Herzspitze wird genossen; desgleichen etwas Fleisch von der Stelle, wo die Kugel eingeschlagen ist; schließlich auch etwas von den beiden Augen und vom Gehirn. Die zu Grunde liegende Idee ist auch hier leicht zu ersehen: die genossenen Teile von Augen und Gehirn sollen Gesicht und Verstand des Jägers schärfen; das Stück vom Kugeleinschlag den gleichen Erfolg für später verbürgen. Von Leber und Herz darf zunächst nur der Jäger essen, auf dessen Schuß hin das Tier gefallen ist; erst nach ihm dürfen auch die anderen sich davon nehmen. Nach dem Genuß dieser Zaubermittel besteht die Regel, alles das, was von den Fleischteilen an den Händen sitzen geblieben ist, an das Gewehr zu schmieren. Auch auf dieses gehen dann alle guten Jagdeigenschaften über. Unmittelbar nachher holen sich die Jäger neue Wurzelamulette aus dem Busch, um sich durch das Waschen mit den aus ihnen gewonnenen Extrakten gegen die Rache des erlegten Tieres zu schützen. Daß dieses als ebenso beseelt gedacht wird wie der Mensch, ist ein Zug, der bei fast allen Naturvölkern wiederkehrt; ja, daß den Tieren selbst menschliche Würden und Eigenschaften zugeschrieben werden, ist nicht erstaunlich. So gelten die Elenantilope und der Elefant bei den Eingeborenen als sehr große Häuptlinge.

Das überschüssige Fleisch, das nicht gleich an Ort und Stelle verzehrt werden kann, wird entweder am Feuer oder an der Sonne getrocknet. Verkleidungen zu Jagdzwecken kommen vor; wie man mir berichtete, soll es Eingeborne geben, die sich in Tierfelle hüllen, um sich auf diese Weise besser an das Wild heranschleichen zu können. Ich hege ernsthafte Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieser Aussage. Weniger unwahrscheinlich ist hingegen die Mitteilung über bestimmte Lockrufe; vielfach wird nach meinen Gewährsmännern der Ruf des Perlhuhns zur Paarungszeit: Hökehöh, Hökehöh, Hökehöh, angewendet, um die Tiere anzulocken.

Die ausgedehntesten und kompliziertesten Vorbereitungen erfordert stets die Elefantenjagd; 7 Tage und Nächte angestrengtester Arbeit bedarf es, um alle die Medizinen vorzubereiten und alle die Manipulationen mit sich selbst vorzunehmen, die zu einem erfolgreichen Birschgang unbedingt erforderlich sind. Im wesentlichen ist das Verfahren folgendes: der Jäger sucht sich im Walde Wurzeln und fragt dann den Kissanguzauberer d. h. den Besitzer eines der stärksten Zaubermittel im ganzen Gebiet, ob für den Jagdzug irgendwelche schlechten Aussichten beständen. Sind die Vorzeichen gut, so geht der Jäger heim und fängt an, Medizin zu machen.

Der Behälter für diese sind zwei Früchte des Affenbrotbaumes, in deren Höhlung der Jäger mittels eines viereckigen Loches die für die Jagd bestimmten Kugeln tut. Auf diese Kugeln gießt er dann Wasser, zu dem menschliches Sperma hinzugefügt wird. Dies wird in unvollständiger Kohabitation gewonnen. Der Mann wäscht sich nachher über der einen der beiden Fruchtschalen, die Frau über der andern. Mitten in der Nacht wäscht sich der Mann dann, das Gewehr auf der Schulter, in einem Absud von allerlei Wurzeln und Holzrinden, wobei er Zauberformeln vom Elefanten murmelt. Die Rindenstücke spielen im Glauben der hiesigen Eingeborenen eine sehr große Rolle; vom Lukuledital bis zum Rowuma hinunter konnte man an vielen Stellen des Weges reichlich handgroße Defekte in der Rinde zahlreicher Bäume sehen; sie waren mit scharfem Beilhieb kunstgerecht herausgehauen worden. Dieses Heraushauen muß bei nacktem Körper erfolgen; ferner gehören je zwei derartige Rindenstücke, die aber von verschiedenen Bäumen stammen müssen, zusammen (Taf. 31 Abb. 8). Zwischen je zwei solcher Zylindersegmente legt nun der Jäger alle möglichen Gegenstände: kleine Schädelstücke vom Menschen und vom Elefanten; zwischen je zwei andere Holzstücke: Teile von den Beinen, ebenfalls von Mensch und Elefant; zwischen noch andere: Stücke von der Haut des „Blattes" des Elefanten. Bevorzugt zum Heraushauen dieser eigenartigen Holzamulette sind Plätze, wo früher bereits einmal ein Elefant getötet worden ist. Nach der Waschung legt sich der Jäger zur Ruhe.

Ähnliche Manipulationen wie die hier skizzierten setzt der Mann 5 bis 6 Nächte hindurch fort. Nach dieser Zeit mischt er den Inhalt der beiden Medizinbehälter zusammen. Von jetzt ab ist ihm jeder geschlechtliche Verkehr mit seiner Frau streng untersagt, sonst wird er allen Jagdglücks verlustig gehen. Eine ganz besondere Medizin wird während dieser Nächte noch in der Weise hergestellt, daß alles Sperma, das etwa auf die Matte fließt, mit Menschenknochen zusammen zu einer Rolle zusammengewickelt und mit Bast umwunden wird. Das Gewehr wird während dieser Vorbereitungszeit jede Nacht mit Medizin eingerieben.

Endlich ist der Tag der Jagd gekommen; der Mann und seine Gefährten marschieren ab. Während ihrer Abwesenheit müssen die Frauen ganz bestimmte Regeln befolgen; sie dürfen nur wenig oder gar nicht reden, dürfen keinen Besuch empfangen, dürfen nicht mit Gegenständen, besonders hölzernen, werfen und dürfen auch nicht ausgehen. Auch für mich war es unmöglich, während der Abwesenheit auf Elefanten jagender Hausherren zu ihren Häusern Zutritt zu erlangen. Treffen die Jäger frische Elefantenspuren, so folgen sie ihnen, bis sie wissen, daß sie dicht in der Nähe des Wildes sind. Dann nimmt der Jäger 4 Stück Ebenholz und macht, wenn es nicht anders geht, mittels des Bohrstäbchens Feuer. Die 4 Ebenholzklötzchen legt er in Kreuzesform auf die Erde; auf jedes von ihnen stellt er einen kleinen, gebrannten Topf. In diese Töpfe kommt nunmehr die zuletzt genannte, in die Rolle gewickelte Spermamedizin. Nach dem nicht gerade übermäßig klaren Bericht wird diese dann aber auch noch zu Kohle verbrannt. In den aufsteigenden Rauch wird das ungeladene Gewehr, die Mündung nach unten gehalten, damit der Rauch hineinzieht. Nachher wird die Kohle der Medizin mit einem Ladestock zerrieben und in einen Lappen getan. Von diesem Pulver wird ein wenig zwischen die Ladung des Gewehrs gemischt. Mit einem anderen Teil desselben Pulvers impfen sich dann die Jäger gegenseitig bestimmte Muster auf die Beugeseite des Unterarms. Es sind das die schon von früheren Autoren her bekannten, dicht übereinanderliegenden Horizontalschnitte, die reihenweise nebeneinander liegen und im Kisuaheli Daua ya bunduki genannt werden.*) Der Rest des kostbaren Pulvers wird in der Kleidung untergebracht oder in besondere Medizinbehälter getan. Dann erst bricht man auf, um, also gerüstet, dem Elefanten den Garaus zu machen.

Nach der Aussage eines meiner Makua-Gewährsleute, der selbst ein anerkannter Jäger war, gibt es zum Schluß übrigens ein unfehlbares Mittel, den Elefanten zum Stehen zu bringen: man nimmt Erde aus den vier Fußstapfen des verfolgten Tieres, mischt sie mit Wurzelmedizin und bindet diese Mischung irgendwo fest. Dort muß dann der Elefant unbedingt stehen bleiben.

Um sich gegen dessen etwaige Angriffe zu sichern, tragen die Jäger noch je ein Amulett aus Hyänenklauen; auch haben sie, um die Treffsicherheit und Kraft des Gewehres zu erhöhen, vorsorglich die beiden Baobabbehälter mit der Spermamedizin mitgenommen, in deren Öffnung die Gewehrmündung täglich gesteckt wird. Um aber schließlich ganz sicher und erfolgreich vorzugehen, waschen sich die Jäger im Walde täglich mit dem höchst interessanten Inhalt eines mitgeführten Rindenzylinders. Äußerlich besteht dieser Inhalt nur aus Wasser; aber es ist ein Wasser ganz besonderer Art und von ganz bestimmter Zubereitung; ist es doch geweiht worden durch die Berührung mit dem kräftigsten Zaubermittel, das die hiesigen Jäger kennen. Dies Zaubermittel ist eine Art Beutel. Hergestellt wird er aus zwei gegeneinandergenähten Schwanzfellen vom Sindi

*) Fülleborn, Ethnologisches Notizblatt Nr. II, Heft 3, pg. 3. Derselbe, Das Deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet pg. 78.

(Gnu?). In ihn hinein tut man die als Medizin überaus geschätzte menschliche Nachgeburt, die man auf jede Weise zu bekommen sucht, ferner Teile von totgeborenen Kindern, Schädel- und Knochenteile von Leichen alter Leute, Menschenfett, Elefantenfett, Fett von kleineren Tieren. Dies alles zusammen wird in das Wasser des Rindenzylinders hineingehängt. Es ist dadurch zur stärksten Medizin geworden.

Ich habe diese etwas stark abenteuerlich klingenden Schilderungen von alten Makua- und Jaojägern; auch mein Begleiter Knudsen war über derartige Dinge sehr gut unterrichtet. Man wäre von vornherein berechtigt, einige Zweifel in die Zuverlässigkeit des ganzen Berichtes zu setzen, hätten mir die einzelnen Gewährsleute ihre Aussagen nicht ganz unabhängig voneinander gemacht. Immerhin mag noch einiges Jägerlatein mit untergelaufen sein.

Ist der Elefant glücklich erlegt, so ist das erste Gebot, ihm den äußersten Teil des Rüssels mit den beiden fingerartigen Fortsätzen abzuschneiden und sie zu vergraben. Es heißt, man dürfe sie nicht länger sehen, sie lebten auch noch lange nach dem Tode des Elefanten, an dem sie das Gefährlichste seien. Erst wenn sie aus dem Gesichtskreis sind, atmen die Jäger auf. Sie tanzen um den gefällten Koloß und knallen Freudenschüsse in die Luft. Gleichwohl gilt es, sich zunächst gegen die Rache des erlegten Tieres zu sichern, indem man sich, wie das vorhin geschildert worden ist, mit Extrakten wirksamer Wurzeln einreibt. Ist das geschehen, so werden die Zähne aus dem Schädel gelöst und zum Dorf der Jäger heimtransportiert. Dabei wird zuerst einer der Jäger vorausgeschickt, der ununterbrochen schießen muß. Die Ankunft der Zähne selbst muß abends spät oder morgens ganz früh erfolgen. Bei dem bekannten Fleischhunger des Negers ist die Erlegung eines so riesigen Tieres wie eines Elefanten natürlich immer ein willkommenes, von ganzen Distrikten freudig begrüßtes Ereignis.

Weniger abenteuerlich und phantastisch, aber doch immer noch kompliziert genug, sind die Vorbereitungen der Jao zu einer Treibjagd (umero) mit dem Stellnetz. Diese Stellnetze sind etwa 1 Meter hoch, 6 bis 10 Meter lang und werden auf der Erde senkrecht befestigt mittels zweier Pfähle, die mit ihren Spitzen in den Boden hineingerammt werden. Als Zeichen der Aufforderung bläst auf Geheiß des Jagdherrn ein Sklavenjunge oder ein anderer Knabe auf einem Antilopentuthorn (Lipenga) im Dorfe herum, zum Zeichen, daß morgen die Jagd bevorsteht. Jetzt kommen die Jäger zusammen; der Ordner sagt den Plan laut an. Darauf geht jeder nach Haus, um für Prov[illegible] zu sorgen. Abends werden drei Netze in bestimmter Anordnung nebeneinander gelegt: in der Mitte das des Häuptlings, links davon das des Veranstalters, rechts das eines anderen Teilnehmers. Am nächsten Morgen früh zieht jeder mit seinem Netz los; auch benachbarte Siedlungen beteiligen sich an diesem Unternehmen. An dem zu umstellenden Busch wird zuerst das Netz des Häuptlings aufgestellt. An dieses reihen sich nach links und rechts die anderen Netze an. Ist die Aufstellung beendet, so gehen zwei Männer in weitem Bogen unter stetigem Schreien um den Busch herum. Die anderen liegen währenddem unter Gras, Blättern, Laub usw. verborgen hinter den Netzen. Von ihnen steigt zu einem bestimmten Zeitpunkt einer über die Netzwand in den Busch hinein und schreit ebenfalls. Dadurch noch verwirrter gemacht, stürmt das Wild gegen die Netze, verfängt sich in ihnen mit den Hörnern und wird von den dahinterliegenden Jägern abgefangen und durch Halsabschneiden getötet. Ist ein Busch erledigt, so kommt der nächste an die Reihe. Als Jagdrecht gilt der Satz: Was in mein Netz kommt, gehört mir, dem Häuptling aber gebührt von jedem Stück Wild eine Keule.

Haben die Jäger ein Übermaß an Fleisch erbeutet, so daß seine Vertilgung auf einen Sitz trotz des notorischen Fleischhungers des Negers nicht möglich ist, so konserviert man, was nicht sofort vertilgt werden kann. Ich habe zwei Methoden gesehen; nach der einen wird das Fleisch in lange, reichlich fingerstarke Streifen geschnitten, die man dann luftig, aber im Schatten aufhängt. Knudsen und ich versuchten unser Heil in der gleichen Weise, wenn wir je einmal etwas anderes als Hühnerfleisch hatten; unsere Köche verstanden aber die Technik nicht.

Das andere Verfahren ist ein Trocken- und Räucherprozeß über dem Feuer: die Leute bauen über einem solchen ein richtiges, 30—50 cm hohes Gerüst aus Zweigen, das auf 4 Holzgabeln ruht; auf den Stäben wird dann das geschnittene Fleisch ausgebreitet. Am Rowuma wurden auch Fische in dieser Weise konserviert (Taf. 14 Abb. 2).

Fallgruben sind nach den mir gewordenen Nachrichten im Südosten Deutsch-Ostafrikas heute nicht mehr üblich. Ihre frühere Einrichtung ist bekannt; sie wich nicht von der andrer ostafrikanischer Fallgruben ab; ein langer, schmaler, nach unten spitz zulaufender Graben von etwas mehr als der Länge des aufzunehmenden Wildes; darüber eine leichte Decke von Mtamahalmen, Reisig und anderem unauffälligen Material; zu oberst endlich Gras und Laub. Von der Anwendung spitziger Pfähle zum Aufspießen des Wildes habe ich nichts gehört.

Über den Gebrauch von Jagdhunden s. weiter unten.

Haustiere.

Verhältnismäßig sehr gering ist der ursprüngliche Besitz der Eingebornen dieses Gebietes an Haustieren. Das allgemeinste von ihnen ist das Huhn, das dem ganzen Erdteil und der Wirtschaft seiner Bewohner gleichsam den Stempel aufdrückt. Man kann mit leichter Mühe zwei verschiedene Rassen unterscheiden: die Nambuta, eine kurzbeinige, sehr fruchtbare Rasse, und eine andere mit langen Federn auf dem Kopf als Kamm. Die Eier werden im Lande wenig gegessen; meist läßt man sie ausbrüten, um später die jungen Hühner verspeisen zu können. Der Hühnerstall (msinga ya nguku) hat dieselbe Form wie der mehrfach geschilderte Taubenschlag; es besteht aus denselben Rindenzylindern, die man auf hohen Gerüsten übereinandertürmt und zu denen eine primitive Leiter den Zugang gewährt. Ob die Taube (ngunda im Kijao), die in wohlhabenderen Gehöften nirgends fehlt, in diesem Teil des Kontinents autochthon ist, weiß ich nicht; heute scheinen viele Subspecies zu existieren. Die Eier bleiben stets ungegessen; um so höher schätzt der Neger dafür die Kandi, die Jungen. Gefüttert werden die Tauben ebensowenig wie die Hühner; sie sind ausgesprochene Feldflüchter, die sich ihre Nahrung selber suchen.

In dem wasserreichern Gebiet am Westfluß des Makondehochlandes ist hier und da auch Entenzucht zu Hause; es ist eine Spezies von wahrhaft riesiger Größe. Tagsüber halten sich die Tiere in den Tümpeln der Bäche auf; nachts sperrt man sie in Ställe von der Art des auf Taf. 37 Abb. 3 wiedergegebenen ein. Den Verschluß des rohen, aber festen Bauwerks bildet eine Steinplatte, ein Brett oder dergleichen, die man in der auf dem Bilde sichtbaren Weise festkeilt.

Zu den Haustieren gehört auch das Perlhuhn (ganga); man sucht seine Eier im Busch und läßt sie von Hühnern ausbrüten. Beginnen dann die Jungen flügge zu werden, so werden sie vom Eigentümer selbst verspeist oder aber verkauft.

Vom Hund (mbwa) kommen mehrere Rassen vor; die nach meinen Erfahrungen stark vorherrschende ist der mittelgroße, spitzschnauzige, glatthaarige Köter, der in ganz Ostafrika allgemein ist. Als Wachthund taugt er wenig; besser soll er zur Jagd geeignet sein. Diese Hunde bekommen auch Namen, die manchmal ebenso witzig sind wie die ihrer Herren selbst. „Wakongo masika" (Kijao) oder „nkongonchero" (Kimakonde) lautet zum Beispiel so ein Name. Das bedeutet: „Mädchen in der Erntezeit," und will besagen: du taugst nur, wenn es was zu essen gibt, sonst nicht. Ein anderer lautet „kwakaneyao", d. h. er beißt andere Hunde weg, wenn er Beute gemacht hat; er ist unduldsam. Oder: Yauyaupe, er ist der Beste (im Tierfangen). Der Name Taiger oder Taigar scheint mir nicht afrikanischen, sondern englischen Ursprungs zu sein, wie so manches in den modernen Sprachen Ostafrikas.

Rassenzucht des Hundes ist bekannt; man paart einen guten Hund mit einer guten Hündin. Zum Apportieren wird der Jagdhund nicht angehalten, doch berichtete Knudsen von einem Fall, bei dem ihn sein Hund zu einem von diesem gefangenen Waldhasen geholt hat. Er war so lange an seinem Herrn herumgesprungen, hatte ihn angewedelt und war ihm vorangelaufen, bis Knudsen schließlich auf die Absicht aufmerksam geworden und mitgegangen war. Diese Hunde sollen auch ein bestimmtes Ehrgefühl besitzen, indem sie nach Schlägen das vorgesetzte Futter verschmähen, sich schämen usw. Gegessen wird Hundefleisch nicht.

Nach übereinstimmender Aussage fängt kein Hund ein Stück Wild, wenn er nicht vorher Medizin bekommen habe. Das seien vielerlei Wurzeln, je nach der Art des Wildes, und Fleisch von der betreffenden Wildsorte selbst. Mit den Wurzeln werden ihm die Zähne eingerieben; auch macht man ihm kleine Schnitte in die Nase und reibt in die Wunde etwas von der Wurzel hinein. Dies tut man, so oft der Jagdeifer des Hundes nachläßt. Nach dem Einreiben soll dieser Jagdeifer dann zuweilen so groß sein, daß der Hund auf eigene Faust in den Busch rennt, um zu jagen, falls sein Herr nicht gleich mit ihm geht. Für jede Wildart besteht eine bestimmte Hundemedizin. Allzu scharfe Jagdhunde werden übrigens kastriert. Das tut man auch, damit sie nicht so zweck- und ruhelos umherlaufen sollen.

Ob die Ziege und das Schaf zum alten Haustierbestande der Eingebornen gehören, vermag ich nicht zu sagen. Beide waren in meinem Forschungsgebiet verhältnismäßig selten und kamen deswegen für die Wirtschaft der Eingebornen kaum in Betracht. Ganz neu waren hingegen das Rind und das Schwein; von dem erstern besaß der Akide von Massassi, ein Küstenmann, ein oder ein paar Exemplare, während Matola über eine ziemlich zahlreiche Herde verfügte. Beide Mal war es das typische ostafrikanische Buckelrind. Nach seiner Herkunft gehört es entweder an die Küste oder in das Gebiet am Njassa, zu den Wangoni. Seine Milch dient nur wenig zum Genuß, und auch nur, nachdem sie sauer geworden ist. Das Fleisch kommt als Genußmittel lediglich in Frage, wenn ein Tier durch Krankheit oder Unglücksfall aus dem Leben geschieden ist.

Noch geringer ist die Rolle des Schweins, von dem 1906 nur Nakaam und Matola je einige Exemplare besaßen. Alle diese Tiere stammten von der Mission her. Vögel im Bauer sind nicht selten, wenn auch nicht so häufig wie an der Küste, wo sie in fast keinem Hause fehlen; aber man sagte mir, die Vögel blieben nicht lange in ihrem Käfig, weil sie immer schon nach kurzer Zeit von ihren Besitzern verspeist würden.

Das Melken der Kühe wurde bei Matola von Knaben besorgt. Wollte man die Kälber am Saugen hindern, um etwa für den menschlichen Gebrauch etwas Milch zu gewinnen, so kannte man kein anderes Mittel als die Entfernung des Kalbes von der Mutter. In Chingulungulu war die Folge davon, daß die Kühe nachts mehrfach ausbrachen und alles über den Haufen rannten.

Ackerbau.

Im ganzen Gebiet ist der Feldbau die Grundlage der menschlichen Wirtschaft; selbst auf dem hochgelegenen Makondeplateau mit seinem so durchlässigen Boden treten neben ihm alle anderen Wirtschaftszweige weit in den Hintergrund. Leider ist hier oben der extensive Raubbau noch immer die Regel, was für das gesamte Äußere des Landes von den übelsten Folgen ist. Unten im Tiefland, also im Lukuleditał und in der Ebene westlich vom Plateau, verbietet sich ein solcher Raubbau ganz von selbst; hier ist der fruchtbarste Boden vorwiegend auf die Verwitterungszonen am Fuße der Gneiskuppen und die schmalen Hänge der Flußtäler beschränkt; das übrige Land trägt wohl auch Früchte, aber in trockenen Jahren sind die Aussichten auf eine sichere Ernte sehr zweifelhaft. Demgemäß haben die menschlichen Siedlungen im Tiefland eine ganz bestimmte geographische Lage: Massassi mit seiner riesigen Erstreckung am Fuß der bekannten Kuppenreihe ist für die eine bezeichnend, Tschingulungulu, Akundonde, Mtschauru, Mkululu, Mwiti sind es für die andere; alle diese weitläufigen Siedlungen ziehen sich auf den Kuppen des flachwelligen Hügellandes dahin, während sich die Schamben (Felder) mit Vorliebe auf den geneigten Hängen zu beiden Seiten der Flüsse und Bäche ausdehnen.

An der Bestellung und Bewirtschaftung der Felder nehmen im allgemeinen beide Geschlechter teil, höchstens daß bei den Großen der Hausherr ausscheidet und die Arbeit ganz oder ausschließlich den Hörigen zufällt. Das Ackergerät ist einfach, aber zweckentsprechend. Die quergestellte Breithacke lijera (Taf. 19 Abb. 9) dient zum Lockern des Bodens und zum Reinigen der Beete; auch zum Abschlagen leichten Unterholzes. Für alle derberen Stämme ist die Axt epacho (Taf. 17 Abb. 3) das Universalinstrument. Zum Abernten der harten, starken Halme oder Schafte der Hirse, des Maises und der übrigen Halmfrüchte dienen Sicheläxte von den Formen der in Abb. 4, 5 Taf. 17 wiedergegebenen. Als ein zu allem verwendbares Gerät hat der Neger schließlich stets sein langes Messer zur Hand (Taf. 17 Abb. 7). Er trägt es — meist ohne Scheide! — im Gürtel auf der Hüfte oder im Kreuz.

Soll ein neues Feld angelegt werden, so sucht sich der Hausherr während der Trockenzeit eine gute Stelle aus und hackt zunächst das Unterholz ab. Dann werden die schwächeren Bäume abgehauen, die großen aber nur geringelt, damit sie absterben und noch auf dem Stamm trocken werden. Das Verbrennen erfolgt erst dicht vor der Regenzeit, damit die Asche, die einen willkommenen Dünger abgibt, nicht wegfliege. Das beim ersten Brennen von den Flammen noch nicht verzehrte Holz wird zusammengelegt und später noch einmal angezündet (Kukunguvira). Erst unmittelbar vor dem Einsetzen der Regenzeit wird die Saat in die Erde gelegt.

1. Um die Hauptfrucht Mapemba (Sorghum vulgare) auszusäen, bedient sich der Sämann einer chisero genannten, flachen Korbschale, die er mit Hirse füllt und handlich an die Erde stellt. Jetzt nimmt er etwas von der Hirse in die eine Hand, die Hacke in die andere. Dann schlägt er die Hacke in die Erde hinein und zieht sie etwas an, in der Richtung auf sich zu. In die dadurch entstandene Öffnung läßt er 3 bis 4 Hirsekörner fallen und tritt die Stelle nach vorsichtigem Herausheben der Hacke mit dem Fuße vollends dicht. Im allgemeinen werden die Körnergruppen 60 bis 70 Zentimeter auseinander eingelegt, aber durchaus nicht in regelmäßigen Reihen, sondern wie es das Gelände und der Ordnungssinn des Einzelnen ergibt.

In ganz ähnlicher Weise wie die Hirse werden auch 2. Mais (Imanga), 3. Likutwe (Eleusine coracana) und 4. Bohnen (ngunde) eingelegt, nur daß der Mais etwas dichter angeordnet wird. 5. Die hauptsächlich gezüchtete Erbsenart mbelemende, ein Strauch, der dem Wanderer um Massassi bei stunden-

langer Wanderung fast ununterbrochen entgegentritt, wird einzeln eingelegt.

Aus den zahlreichen übrigen Nahrungs- und Genußmitteln seien hier nur folgende herausgehoben: 6. Wassermelonen (Likumbira, pl. ma-) und Kürbisse (liungu, pl. mungu), die als Gemüse sehr gern gegessen und als Unterfrucht zwischen den Mais, die Hirsearten und die Bohnen gepflanzt werden. 7. Die Erdnuß (mtesa), die stets auf besonderen Beeten ausgepflanzt wird. Sie liebt einen sandigen Boden. 8. Usanje, eine Getreideart ähnlich der Likutwe, aber mit ganz roten Körnern. Sie wird ausgesät wie der Mais und die übrigen großwüchsigen Pflanzen. 9. Chindumba, eine der vorigen ähnliche Hirseart, die wie Sago schmecken soll. Methode des Aussäens wie bei Nr. 8. 10. Liwanje, auch eine Hirse, deren Körner dadurch charakterisiert sind, daß sie ganz glatt durch die Hand laufen. 11. Nguja oder mgwingwisu, eine Bohnenart. 12. Matangu, eine gurkenähnliche Frucht, die roh gegessen wird. 13. Tanganyassa, eine Gurkenart, die bis 15 cm dick und bis 40 cm lang wird, ebenfalls roh gegessen. 14. Batata, die Süßkartoffel, je eine rote und eine weiße Art. 15. Mbesu (Suaheli: Chiroko), eine Hülsenfrucht. 16. Mkuya, Sesam. Er wird auch als Samen gesät. 17. Mbarika, Rizinus. Seine Körner werden achtlos bei jedem Hause weggeworfen; er wächst dann einfach ungepflegt wild auf. Das aus seiner Frucht gewonnene Öl dient vor allem zum Bestreichen von Gesicht und Körper bei den verschiedensten Festlichkeiten; es ist auch der Grundbestandteil für Medizinen. 18. Nyumbu, eine kleine Kartoffelart, ein Strauch mit gelber Blüte etwa vom Charakter unseres Löwenmauls. 19. Mkota, eine Pflanze mit einem Halm, der wie Zuckerrohr gekaut wird, und einer Ähre wie Mapemba, aber von roter Farbe. 20. Myama (?) eine erbsenähnliche Hülsenfrucht. 21. Ligombo, pl. magombo, die Banane, die in mehreren Sorten vorkommt. 22. Maniok (Manihot utilissima). Diese Frucht bildet, wie in den meisten tropischen Gegenden, den Grundstock in der Ernährung unserer Eingebornen; auch bei ärmlichen Ansiedlungen ziehen sich die Felder mit ihren sperrigen Strauchbeeten meist weit hin.

Außer diesen Pflanzen werden sicherlich noch viele andere in den Haushalt der Eingebornen hineinbezogen. Merkwürdigerweise waren Salate noch ganz unbekannt, trotzdem die schwarzen Hausfrauen bereits oftmals Gelegenheit hätten haben können, die Rezepte zu dieser Art von Gerichten den Köchen durchreisender Weißer abzulauschen. Allerdings fehlt alles, was mit Essig irgend eine Ähnlichkeit hat; das ist wohl der Hauptgrund für diesen Mangel.

Die weitere Behandlung des Gesäten und Gepflanzten ist im allgemeinen sehr einfach; sie beweist indessen gleichwohl, daß der Neger durchaus nicht zu ernten berechtigt ist, wo er nicht gesät hat, d. h. daß er ganz ohne Pflege seines Ackers keineswegs auskommt. Die erste Reinigung der Felder durch Jäten und Hacken erfolgt, wenn die Bestände 20 bis 30 cm hoch sind. An dieser Arbeit beteiligt sich alles: Männer, Frauen und Kinder. Wo nichts aufgegangen ist, wird nachgepflanzt. Die Hacke (lijera), (Taf. 19 Abb. 9) das Universalinstrument, ist in früheren Zeiten ausschließlich von eingebornen Schmieden hergestellt worden, heute wird das Eisen von der Küste her bis weit hinein ins Innere geholt. Eine eigentliche Düngung ist, soweit ich einen Einblick habe gewinnen können, im Lande nirgends bekannt; man rechnet nur mit dem Brennen, um später die Asche mit unter die Erde zu hacken. Auch ein Fruchtwechsel besteht nicht, sondern die Regel ist das bei allen Naturvölkern übliche Weiterziehen, oder aber das Verlegen des Fruchtfeldes in der Weise, daß man die Pflanzungen in bestimmter Richtung erweitert, während man die alten, ausgesogenen Teile unbebaut liegen läßt. Dem auf diesen verlassenen Böden emporsprießenden dichten Busch verdankt das Makondehochland seine charakteristische Vegetation. Bei einer solchen Erweiterung der Pflanzungen wird stets Medizin gemacht, doch war es weder Knudsen bekannt, noch mir möglich zu erfahren, welcher Art diese Medizinen sind. Auch über den Zweck und die Bedeutung der gebrannten Holzstäbe, die quer in den Weg zu jeder Schambe gelegt werden, habe ich nichts erkunden können. Daß die Leute auch, um große Ernten zu erzielen, Medizin machen, ist wohl verständlich und erklärlich.

Zur Zeit der ersten Reinigung der Felder werden die Blätter von Kürbis und Bohnen bereits zum Küchengebrauch herangezogen; das geschieht in der Form von Gemüsen, die der Neger als Zugabe zu seinem Ugali außerordentlich schätzt und nur ungern entbehrt. Die zweite und letzte Reinigung der Felder erfolgt ungefähr einen Monat nach der ersten. Jetzt wird der Küchenzettel schon reicher und mannigfaltiger, indem nun auch die meisten gurkenähnlichen Gewächse herangezogen werden können. Auch anderes Gemüse ist in Fülle vorhanden. Im Februar hat dann auch der Mais schon Kolben angesetzt, die frisch, geröstet oder gekocht genossen werden.

Bei der endgültigen Ernte geht der Eingeborne genau so planmäßig vor wie unsere Landwirte; die Halmfrüchte: die verschiedenen Hirsearten und der Mais werden einzeln abgehauen und parallel zueinander auf den Acker gelegt bis sie trocken sind. Das dauert 2 bis 3 Tage. Dann bricht man die Kolben

ab und wirft sie zu Haufen. Beim Mais werden die Kolbenhüllen einstweilen unberührt gelassen. In solchen Haufen lagert er ebenfalls 2 bis 3 Tage; dann werden die Kolben, die man mitsamt den Hüllen zu Bündeln vereinigt hat, in der Hütte aufgehangen, oder aber man nimmt die Hüllen ab und hängt die nackten Kolben, ebenfalls zu Bündeln vereinigt, in den Rauch. Ein in jeder Siedlung hundertfach wiederkehrender Anblick sind auch sorgsam verschnürte Maiskolbenbündel in den hohen Bäumen rings um die Hütten.

Solange die Körner der verschiedenen Hirsearten noch nicht reif sind, werden sie ebenfalls gern roh gegessen, oder aber man kocht sie in diesem Stadium, ohne sie erst zu einem Brei zu zermalmen. Nach der Ernte ist die Behandlung ganz ähnlich der des Maises: man wirft die abgeschnittenen Ähren nach dem auf dem Felde erfolgten Trocknen auf einen Haufen, die Körner nach innen, die Stiele nach außen, wohl um dem Raubzeug nicht zuviel Gelegenheit zum Stehlen zu geben. Die weitere Unterbringung dieser Ähren erfolgt dann in den Vorratsbehältern, die in ihrer Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit geradezu ein Wahrzeichen für die so oft angezweifelte Lebensfürsorge unserer schwarzen Landsleute sind. Ein eigentliches Dreschen ist hier im Süden unbekannt. Das einzige Hilfsmittel, die Körner aus den Ähren zu lösen, sind die eigenen Finger und der unvermeidliche Mörser. Den Fingern liegt die Arbeit des Abstreifens der Körner von den Ähren ob; die Mörserkeule befreit sodann die einzelnen Körner von ihrer Umhüllung selbst.

Nach den Aussagen meiner Gewährsleute habe früher alles Land dem Häuptling gehört; jetzt, nach dem Eindringen der Deutschen, sei dieses Land herrenlos, und jeder mache seine Schamba, wo er wolle. Ob dieses frühere Eigentumsrecht des Häuptlings tatsächlich bestanden hat, kann ich nicht feststellen; jedenfalls ist es für die Auffassung der heutigen Generation bezeichnend, daß mit dem Auftreten des Weißen auch die alten Grundgesetze bedeutungslos geworden seien. Dem Negercharakter entspricht auch der Gebrauch, daß, wenn heute jemand sein Feld brach liegen läßt, um sich anderswo anzubauen, und nach Jahren ein Anderer Miene macht, jenes längst wieder mit Busch bestandene Feld für sich in Anspruch zu nehmen, daß dann der Erste Ersatzansprüche erhebt, weil sein Eigentumsrecht noch nicht erloschen sei. Dieser Gebrauch sei früher ganz allgemein gewesen; er werde aber auch heute noch geübt. Ob lediglich einfache Gewinnsucht als Beweggrund anzusprechen ist, oder ob sonstige Motive vorliegen, ließ sich nicht ermitteln. An sich hat die Scholle keinen eigentlichen Wert, was am besten daraus hervorgeht, daß man das Feld, das seine Schuldigkeit getan hat, einfach liegen läßt, um sich ein anderes zu suchen und urbar zu machen. Platz für die verhältnismäßig dünne Bevölkerung ist ja genugsam vorhanden; und für die eine oder andere Frucht reicht selbst der ärmste Boden noch aus.

Das Zeichen für die vollzogene Besitzergreifung eines Stück Landes ist einfach genug: der neue Herr haut lediglich ein paar Bäume um; dann ist kein Anderer berechtigt, an dieser Stelle ein Feld anzulegen. Allerdings kann darauf der Konkurrent seinerseits eine sehr nahe Grenze schon dadurch ziehen, daß er ganz in der Nähe den Beweis seiner Besitzergreifung durch Umhauen andrer Bäume führt.

Bei dem Vorhandensein unzähliger tierischer Schädlinge macht dem Schwarzen die Sorge für seine Felder viel Mühe. Das sicherste Mittel, diese Felder gegen Schweine, Affen und sonstige Vierfüßer zu sichern, ist der möglichst ständige Aufenthalt inmitten der Felder selbst. Daher denn auch die Häufigkeit der Wartehäuschen in vielen Teilen des Landes. Kulinda heißt wachen, warten im Kijao; Chilinda, pl. ilinda heißen denn auch diese auf hohen Stangengerüsten angebrachten, zierlichen Häuschen (Taf. 10 Abb. 1). Mit ihrer Höhe gewähren sie zunächst eine vollkommene Übersicht über einen großen Teil des Feldes, sodann aber bieten sie auch einige Sicherheit gegen Raubtiere und Mücken. Das Verscheuchen der Schädlinge erfolgt auf dem natürlichsten Wege durch lautes Schreien, auch durch Werfen von Steinen, durch Schießen, doch auch durch Klappern mit eigens dazu bestimmten Instrumenten. Gegen Affen nützlich sind im Felde an Stöcken aufgehängte Felle von Leoparden. Unter Umständen stopft man diese Felle sogar noch aus. Gegen Vögel werden hier und da Scheuchen aufgebaut, die aus Gras hergestellt werden und mit einiger Phantasie eine menschliche Figur erkennen lassen.

Genußmittel.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Teilen Ostafrikas tritt hier im Süden der Tabak als Genußmittel schlechthin zwar nicht zurück, wohl aber seine Verwendung mittels der Pfeife; es ist mir nur bei schärfstem Nachforschen gelungen, einige Exemplare solcher Rauchutensilien aufzutreiben; zudem wurde bei den meisten Exemplaren auch noch betont, daß sie Hanfpfeifen seien. Dieses Genußmittel muß also auch gebräuchlich sein. Gesehen habe ich nichts davon.

Alle diese Geräte sind Wasserpfeifen; das den Kopf tragende Rohr ragt in dem mit Wasser gefüllten Saugbehälter bis auf den Boden hinab. (Taf. 30 Abb. 3, 4, 6). Die beliebteste und ganz allgemein von Groß und Klein geübte Art des Genießens ist das Schnupfen; auch das Kauen des Tabaks wird vielfach geübt. Auf die künstlerische Ausgestaltung der Tabaksfläschchen wird viel Wert gelegt; Taf. 24 Abb. 8 und Taf. 25 Abb. 1 und 17 liefern den Beweis dafür.

Der Tabak ist im Lande nicht selten; besonders wo die Makua etwas zahlreicher angesiedelt waren, wie im Zuflußgebiet des Mwiti, sah man prachtvolle, ausgedehnte Felder dieser Pflanze. Vielleicht ist eine der Ursachen für die Geringfügigkeit des eigenen Konsums, daß der Tabak an der Küste hoch bewertet wird (die Spiralrolle von 1—2 Pfund Gewicht $^1/_2$ Rupie); die Produzenten bringen ihn deshalb lieber an die Küste, als daß sie ihn selbst verzehren. Handelspackung ist eine dicke Flechte, die spiralig in sich zusammengerollt wird. Betel, der auf Sansibar und auch an unserer Küste ganz gewohnheitsmäßig gekaut wird, ist nur vereinzelt bis ins Innere gedrungen.

Von Getränken kommen als Genußmittel nur verschiedene Biersorten in Frage; die Banane ist zu selten im Lande, und die Kokospalme kommt fast gar nicht vor. Das ursprüngliche Braumaterial ist die Hirse; erst in neuerer Zeit ist der Mais hinzugetreten. Nach den Schilderungen, wie sie mir in Tschingulungulu, wo eine ganz ausgezeichnete Pombe gebraut wird, gemacht wurden, ist der Vorgang bei der Herstellung folgender. Mapemba, Likutwe oder Mais (Imanga) wird von Mittag bis Abend in kaltem Wasser eingeweicht; dann wird das Wasser durch ein Sieb oder durch die Finger abgegossen. Das Korn kommt darauf in eine große Chiwiga, einen rundbodigen Tonkrug von bedeutenden Abmessungen. Diese Chiwiga deckt man mit Blättern vom Baum mtomoni zu, die man tief in die Öffnung hineindrückt. Der Topf steht 3 bis 4 Tage, während deren das Korn keimt. Haben diese Keime diejenige Größe erreicht, die ihre Verwendung als Malz (chirungo) am besten gewährleistet, so unterbricht man den Keimungsprozeß und breitet die Masse in der Sonne zum Trocknen aus. Für den Gebrauch wird das Malz zu Mehl eingestampft.

Zur Einleitung des eigentlichen Brauprozesses nimmt die Hausfrau — denn deren vornehmste Obliegenheit ist die Herstellung des Bieres — einen Krug mit kochendem und einen anderen mit kaltem Wasser. In diesen letztern wird gewöhnliches Mehl getan und umgerührt. Dann gießt man das heiße Wasser unter stetem Umrühren zu dem kalten hinzu. Dieses alles wird zu einem dicken Brei verkocht, der vom Feuer genommen und, auf mehrere Krüge verteilt, mit warmem Wasser verdünnt wird. Ist der gewünschte Grad der Verdünnung erreicht, so stellt man die Töpfe zum Kaltwerden hin. Erst wenn sie kalt sind, tut man Malz hinein. Am nächsten Tage wird die Masse noch einmal aufgekocht, wieder zur Seite gestellt und zugedeckt. So steht das Gebräu wiederum einen Tag. Am vierten Tage wird es unter weiterm Mehlzusatz noch einmal gekocht. Nach dem Kaltwerden erfolgt ein neuer Malzzusatz. Am fünften Morgen endlich wird das nunmehr fertige Bier durch ein Sieb (lisungulo) gegossen (kumunda); es kann jetzt getrunken werden. Genau wie bei uns sind auch dort die Biere ungleichwertig; die eine Hausfrau hat Geschick, die andere bringt ein abscheuliches Gemisch zustande; getrunken wird aber trotzdem alles. Offenkundige Folgen des Mißbrauchs dieses geistigen Getränkes sind mir weder zu Gesicht, noch zu Ohren gekommen.

Geld und Wertmesser.

Heute ist auch im ganzen Hinterlande die Rupie und der Heller die offizielle Währung. Ich bin sehr gut mit den Münzen durchgekommen, um so besser, als ich fast immer frisch geprägte Stücke, die direkt aus der Berliner Münze kamen, in Umlauf bringen konnte. Nur in entlegenen Gegenden hatte ich mit der halben oder der Viertelrupie zuweilen geringe Schwierigkeiten zu überwinden, da die Leute diese größeren Stücke anscheinend noch nie in Händen gehabt hatten. Doch wenn man ihnen zuredete und

ihnen beteuerte, es sei wirkliches, gutes Geld, dann nahmen sie auch diese Münzen. Konservativ ist der Neger genau wie wir selbst; wie auch wir in bestimmten Zusammenhängen noch immer gern mit dem guten, alten Taler rechnen, von Mietstalern sprechen usw., so hatte sich auch der Eingeborne noch gar nicht an den Heller gewöhnt. Wunderlich genug nimmt sich in seiner afrikanischen Umgebung zum mindesten dieser Name aus; es kehrte sich im Grunde genommen auch kein Mensch an ihn, sondern jede Preisforderung wurde, sobald sie nicht in Sumnis, halben oder ganzen Rupien erfolgte, durchweg in Pesa gestellt; ich hatte dann stets das Vergnügen, die Forderung in Heller umrechnen zu müssen. Für Eier wird sich, soweit ich die Sachlage übersehen kann, dieser Gebrauch auch noch lange erhalten.

Über die Wertmesser einer frühern Zeit mit reiner Naturalwirtschaft war es nicht leicht Aufschluß zu erlangen; das Wenige, was ich erfahren habe, ist das Folgende. Die Rolle der großen Münze hat der Sklave oder die Sklavin gespielt; ihm gleichgestellt an Wert war ein Stück Stoff von bestimmter Länge oder 4 Hackenblätter (lijera). Wollte man seinen Wert mittels Getreide (z. B. Hirse) erreichen, so mußte man ein normales Vorratshaus von etwa 8 Makalala (das likalala ist eine große Korbschale, die oben rund, unten quadratisch ist) Inhalt zahlen. Dem Sklaven gleichgesetzt an Wert war außerdem das Steinschloßgewehr. Salz ist heute verhältnismäßig billig, früher ist es teurer gewesen; legte man zu einem chisapo, dem langen, bordeauxroten Rindenstoffschlauch voll Salz, noch eine Hacke, so bekam man für beides schon einen Sklaven. Dieses Salz war entweder Küstensalz von Kilwa Kiwindje, oder aber es wurde, wie das ja noch heute in ziemlich großem Maßstabe bei Massassi geschieht, aus Pflanzenasche und Erde ausgelaugt. Elfenbein ist seit langer Zeit zur Küste gebracht worden; man tauschte dafür Zeug ein, für das man im Innern Sklaven erhandelte. Dieser lukrative Handel erklärt die ungeheuer große Zahl der Sklaven, die im vorigen Jahrhundert küstenwärts transportiert worden sind. Für Zeug im Werte von 8 bis 10 Rupien bekam man einen Sklaven.

Technik.

Ob es bei den Naturvölkern der Gegenwart überhaupt noch das gibt, was der Leipziger Nationalökonom Bücher geschlossene Hauswirtschaft nennt, ist fraglich; bei den Völkerschaften im Südosten von Deutsch-Ostafrika ist sie sicherlich nirgends mehr vorhanden; oder doch höchstens nur mit einer starken Einschränkung. Die Insassen eines Hauswesens sind vielleicht noch fähig und imstande, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sie ziehen es aber vor, gewisse Gebrauchsgegenstände von anderen käuflich zu beziehen, weil diese Gebrauchsgegenstände praktischer, besser und vielleicht auch schöner sind als die von ihnen selbst hergestellten. Das gilt sogar auch von der Töpferei, die bei den Naturvölkern von allen Techniken sonst am längsten ein Gemeingut jeder Wirtschaft ist. Auch heute noch sind sicherlich die meisten, vielleicht sogar alle Frauen des Rowumagebietes imstande, ihren eigenen Bedarf an keramischen Produkten selbst herzustellen; sie tun es aber nicht, sondern verlassen sich zumeist auf den Handelsverkehr, der ihnen mit anderen Gütern auch die Tongefäße besonders bevorzugter Industriezentren, wenn man so sagen darf, ins Haus bringt. Ich konnte sicher sein, in der Traglast eines großen Teils der mir begegnenden Wanderer stets einen oder mehrere Töpfe bestimmter Art zu finden. Meist rührten sie aus der Gegend von Njangao her, wo Graphit ansteht, der von den spekulativen Eingesessenen zum Polieren ihrer Tongefäße benutzt wird. Diese bekommen dadurch ein glänzend schwarzes, elegantes Äußere und gehen deswegen weit ins Land. Doch auch aus anderen Ortschaften des Gebietes fand nach Aussage meiner Gewährsleute eine Ausfuhr selbst bis auf große Entfernungen statt.

Wieweit innerhalb des Hauses oder aber des Stammes die A r b e i t s t e i l u n g geht, ist auf Grund eines so kurzen Aufenthaltes, wie er mir in jenem Gebiet beschieden war, nur schwer zu bestimmen. Vorhanden ist sie ganz allgemein in der Richtung, daß den weiblichen Familienmitgliedern die Sorge für die Küche und den Haushalt obliegt; eine männliche Person habe ich bei der Mehlbereitung nur in einem einzigen Fall gesehen, und auch hier schien mir das Einspringen dieses Mannes auch nicht einmal ein ganz freiwilliges, sondern durch meine Anwesenheit verursachtes zu sein. Dafür liegt dem Manne ganz allgemein die Feldarbeit und der Rohbau des Hauses ob, d. h. die Herstellung des Gerüstes und des Daches, sowie das Ausfüllen der Wände mit Termitenerdstücken. Seltsamerweise soll das Glattstreichen dieser Wände mit Ton oder Lehm wieder ausschließlich Frauenarbeit sein. Im Tiefland sah man an den

spärlichen Wasserlöchern stets nur Frauen und Kinder; später auf dem Makondeplateau teilten sich beide Geschlechter einträchtiglich in das zeitraubende und mühselige Geschäft des Wasserholens. Bei den dortigen Entfernungen — das Wasser muß in allen Fällen vom untern Rande des Plateaus heraufgeholt werden — ist diese Arbeitsteilung wohl verständlich.

Dem Studium der Technik in ihren verschiedenen Unterabteilungen habe ich, wo sich irgend die Gelegenheit bot, einen großen Teil meiner Zeit gewidmet; ich habe die einzelnen Phasen der Arbeiten mit dem photographischen Apparat, dem Zeichen- und dem Schreibstift festzuhalten versucht und habe möglichst auch die Zwischenstufen der einzelnen Erzeugnisse gesammelt. Leider sind diese küstennahen Völker nicht mehr unberührt genug, um auch noch in die interessantesten aller afrikanischen Techniken, die Webkunst und die Herstellung des Eisens, einen Einblick zu gewähren; gewebte Stoffe werden heute ausschließlich eingeführt, vermutlich auch alles Eisen. Von der Webkunst sollte nur noch ein einziger Webstuhl zeugen; als sein Besitzer galt Medulla, ein alter Mann in der Ortschaft Mtschauru zwischen Tschingulungulu und Newala. Medulla zeigte mir einen ganzen Nachmittag lang die Technik des Fadenspulens; von seinem Webstuhl indessen und dem Weben selbst habe ich nichts zu sehen bekommen; aus dem einfachen Grunde wohl, weil dieser Webstuhl nicht mehr existiert.

Töpferei.

Von der Einfuhr außerafrikanischer Erzeugnisse, wie er sonst schon für so viele Zweige des täglichen Lebens besteht, hat sich die einheimische Keramik glücklicherweise noch ganz frei gehalten; nicht einmal eiserne Töpfe, die an der Küste schon fast die Alleinherrschaft führen, treten im Binnenlande merkbar hervor. Die Keramik ist in ihrem ganzen Umfang Angelegenheit der Frau, vom Sammeln des Rohmaterials bis zum Brennen des fertigen Gefäßes. Ich habe mir die Technik an möglichst vielen Örtlichkeiten vorführen lassen; merkwürdigerweise war gerade in der zivilisiertesten Gegend, nämlich bei Massassi, von den Anfängen der Töpferscheibe nicht das Mindeste bekannt, im Gegensatz zu den Jao von Tschingulungulu und den Makua, Makonde und Wangoni des Makondeplateaus, bei denen eine alte Topfscherbe die Dienste dieses technischen Hilfsmittels versah (Taf. 15 Abb. 6, 7). Das sonstige Instrumentarium war fast überall einander gleich und sehr einfach: ein Bambussplitter, ein entkörnter Maiskolben, ein glatter Kiesel, ein paar scharf zugeschliffene Stücke vom Flaschenkürbis, das war so ziemlich alles (Taf. 16 Abb. 4). Auch der Hergang bei der Herstellung der Gefäße ist überall fast derselbe. Von der sonst bei Naturvölkern vielfach beliebten Methode, die Gefäßwand aus Einzelringen zusammenzusetzen, die man dann verstreicht, habe ich hier nichts bemerkt; ganz allgemein war vielmehr das Verfahren, den Topf oder die Schale aus dem vollen, kompakten Tonklumpen herauszukneten (s. Taf. 15 Abb. 1 bis 3). Die Rohform wurde auf diese Weise stets in sehr kurzer Zeit, man kann sagen in Minuten erzielt, so geschickt waren die Finger der Künstlerinnen. Mehr Mühe verursachte bei dem ungeschlemmten Material das Glätten der Innen- und der Außenfläche; hier traten zunächst der erwähnte Maiskolben und der Bambussplitter in Tätigkeit, mittels deren die gröberen Steine aus der Wand herausgekratzt und diese vorläufig geglättet wurde (Taf. 15 Abb. 4, 5). Die weitere Politur der Wände erfolgte stets erst nach einem längern Trockenprozeß des Gefäßes, bei dem dieses nicht der prallen Sonne ausgesetzt, sondern in den Schatten gestellt wurde. Auch der Rand wurde endgültig erst am halbtrocknen Gefäß mittels eines scharfen Bambusmessers durch Beschneiden hergestellt. In diesem Stadium, wo der Topf schon mehr Widerstand als im ganz frischen Zustand besitzt, wird auch der Boden herausgearbeitet, wobei man das Hauptgewicht auf eine gleichmäßige Dicke der Wandung legt. Zeigen sich dabei Risse, so wird das Arbeitsobjekt einfach weggeworfen, um von neuem eingeknetet zu werden.

Das Interessanteste bei der ganzen Töpferei war für mich die Herstellung der Ornamente. Diese gleichen in dieser Gegend sehr unserer europäischen Schnurornamentik; umsomehr erstaunte ich, als ich sah, daß bei ihrer Herstellung irgendeine Schnur nichts zu tun hatte, sondern daß sie durch Einstechen kleiner Vertiefungen mittels der bereits erwähnten, zugeschärften Flaschenkürbisstücke erfolgte (Taf. 16 Abb. 4). Andere Ziermuster, wie die hier häufig auftretenden dreieckigen, flachen Eindrücke, wurden mit denselben Kürbisschalstücken hervorgerufen; man brach diese rautenförmig zurecht und drückte darauf zu der einen Art des Musters die Flachseite, zu der andern die rechteckige Spitze der Kürbisschale in den halbharten Ton hinein. Eine kleine Übersicht solcher keramischen Gefäßformen samt den häufigsten Ornamentmustern zeigt die Tafel 16 und Taf. 17 Abb. 1 2.

Bei dem Arbeiten ohne „Töpferscheibe", wo das Gefäß auf dem gereinigten Erdboden in einer mittels eines Schneckenhauses hergestellten Vertiefung steht, ist die Herbeiführung der regelmäßigen Gefäßform und die Anbringung der Ornamente sehr mühselig und schwierig, indem die Arbeiterin sich bei allen

Manipulationen rings um das Gefäß herumbewegen muß. Die einfache Topfscherbe, die anderswo als der Anfang der Töpferscheibe bezeichnet werden muß, erleichtert beide Arbeiten ganz wesentlich, indem ein Drehen des werdenden Gefäßes auf dieser Unterlage sehr wohl möglich ist. Nicht durch Einstechen, sondern durch Auftragen neuen Tones stellte die Töpferin bei den Wangoni von Ntschitschira ihre Ornamente her; die Arbeiterin nahm besonders fein geschlemmten und gereinigten Ton und formte daraus eine lange Walze von der Dicke des kleinen Fingers, deren eines Ende zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten wurde. In dieser Haltung fuhr sie bei der Herstellung horizontaler Ringe mit großer Geschwindigkeit und Sicherheit rings um das Gefäß herum, indem sie gleichzeitig dabei den Tonstreifen durch die Finger gleiten ließ, in genau derselben Weise wie ein geschickter Glaser den Kitt in die Fensterfuge streicht (Taf. 15 Abb. 6). Bei diesem Umfahren wurde der beabsichtigte Tonwulst rasch und glatt auf die Topfperipherie aufgedrückt. In ganz analoger Weise wurden auch Zickzackmuster hergestellt, nur daß jetzt das Augenmaß bezüglich der Gleichmäßigkeit natürlich mehr auf Kosten der Geschwindigkeit beansprucht werden mußte (Taf. 15 Abb. 7). Immerhin ging auch diese Arbeit recht schnell von statten. Den Abschluß aller Vorbereitungen vor dem Brennen bildete ein letztes Polieren, Nachglätten und Prüfen der Wandstärke.

Der Brand selbst war überall der offene Feldbrand. Das durch mehrtägiges Trocknen schon recht widerstandsfähige Gefäß wurde in einen Scheiterhaufen eingebaut, der aus möglichst trockenem Holz, meist daumen- oder höchstens unterarmstarken Zweigen und recht trockenen Bambusstäben, bestand. Das Gefäß ruhte auf einer dichten Unterlage solcher Hölzer, nicht auf der bloßen Erde. Das Einbauen in den Holzstoß wurde mit großer Sorgfalt und mit viel Überlegung ausgeführt; bei seinem Abschluß war vom Brennobjekt nichts mehr zu sehen. Die Entzündung des Holzstoßes erfolgte in allen von mir beobachteten Fällen an der der Windrichtung abgekehrten Seite; erst wenn diese brannte, wurde auch die Luvseite angezündet. Bei dem sehr raschen Herunterbrennen des trockenen Holzes war ein stetes Nachlegen neuen Materials erforderlich. Auch hierbei ließ man große Vorsicht walten, um das Gefäß nicht zu verletzen oder gar zu zerstören. Eine weitere Sorge war sodann, nachdem der Holzstoß vollkommen heruntergebrannt war, das gleichmäßige Anhäufen der glühenden Kohlenmassen um das nunmehr ebenfalls rotglühende Gefäß. Dieses Anhäufeln der Kohle, zugleich auch das Umdrehen des Topfes, der möglichst gleichmäßig erhitzt werden muß, geschah mit einer derben Holzstange. (Taf. 15 Abb. 9 bis 11.)

Der ganze Prozeß des Brennens dauert nur den Bruchteil einer Stunde; die von mir vermerkten Zeiten schwanken zwischen 20 und 35 Minuten. Den Abschluß des Verfahrens bildet das Besprengen des noch heißen Gefäßes mit einer Flüssigkeit, die bei den Bewohnern von Massassi aus Wasser besteht, in dem die Blätter des Mchesobaumes, die aussehen wie Spinat, und außerdem die Rinde vom Mloondobaum eingeweicht und ausgezogen sind. Das Gefäß soll dadurch schwarz und gleichzeitig auch haltbarer gemacht werden. Die Wangonifrauen von Ntschitschira nehmen zu dem gleichen Endzweck die mit Wasser angefeuchtete Rinde des Mtumbatibaumes (s. Taf. 15 Abb. 12).

Über die Töpferei der Wamuera habe ich leider keine Beobachtungen machen können; ich bedauere das um so lebhafter, als gerade sie über nicht nur sehr große und stattliche, sondern vor allem sehr schön und geschmackvoll gestaltete und wundervoll ornamentierte Erzeugnisse der Keramik verfügen.

Flechtkunst.

Zu der Höhe, wie sie an der Suaheliküste angetroffen wird, reicht die Flechtkunst bei den Völkern auf und am Rande des Makondeplateaus nirgends heran; im Gegenteil, sie geht nicht über die einfachsten Gebrauchsgegenstände hinaus. Unter diesen spielen Körbe von jeglicher Art, Form und Größe die Hauptrolle; selbst die Trinkgefäße für das Hirse- und Maisbier werden mit Vorliebe geflochten. Ausgeübt wird die Technik unterschiedslos von beiden Geschlechtern, vielleicht mit der Maßgabe, daß die Männer sich hier im Innern mit ihr mehr befassen als die Frauen; im Gegensatz zur Küste, wo die Herstellung der zierlichen Mattenstreifen ganz ebenso zur Beschäftigung der weiblichen Hausbewohner gehört wie die Anfertigung von Handarbeiten bei unseren Frauen. So oft ich den Wunsch äußerte, die Technik zu studieren, erschienen stets nur Männer.

Meine Zeit reichte leider nicht aus, den Werdegang aller Arten von Flechtwerken zu überwachen; für Korbwaren und dergleichen habe ich mich damit begnügen müssen, angefangene oder halbfertige Exemplare als Belegstücke mit nach Hause zu bringen. Über die Technik ihrer Herstellung steht mir einstweilen noch kein Urteil zu. Ohne Zeitverlust studierbar war hingegen die Herstellungsart der Matten, Feuerfächer und dergleichen. Für jene kommt fast ausschließlich das im Kimakonde uchindu genannte Material in Frage: Palmfiederblätter vom Rowuma und aus den Niederungen anderer Flüsse; zu sauberen Bündeln verschnürt sah ich sie von den Leuten zu

Hunderten durchs Land getragen werden. In dem Flechtprozeß, auf den ich hier nicht näher eingehen will, interessiert am meisten der Umstand, daß jede Matte aus zahlreichen Einzelstreifen besteht, die nach ihrer Vollendung miteinander vereinigt, zusammengenäht werden. Das Mittel dazu ist eine simple Holznadel mit durchgestecktem Pflanzenfaden, die vom Flechter sehr geschickt und ohne die Streifenränder zu beschädigen durch deren beiderseitige Randmaschen gezogen wird (Taf. 17 Abb. 10). Die Arbeit wird ganz allgemein so sauber ausgeführt, daß es selbst dem Kenner schwer fällt, die Anwesenheit des Durchzugsfadens nachzuweisen.

Holzschnitzerei.

Da der Neger das künstliche Zusammenfügen verschiedener Holzteile zu einem Ganzen nicht kennt, ist er für alle seine aus Holz bestehenden Gebrauchsgegenstände auf die Herausgestaltung der gewünschten Formen mittels des Schnitzmessers angewiesen. Die Schnitzkunst ist denn auch geradezu ein Wahrzeichen der afrikanischen Kultur; den Beweis dafür erbringt jeder Blick in ein ethnographisches Museum. Im Gegensatz zu vielen Teilen West- und Zentralafrikas, wo, wie z. B. im Kongobecken, in Teilen Kameruns und in Benin, diese Schnitzkunst wahre Triumphe der Phantastik feiert, ist sie im Osten des Erdteils außerordentlich einfach und nüchtern. Der Ostafrikaner sieht mehr auf Zweckmäßigkeit als auf künstlerische oder phantastische Form. Dennoch ist es erstaunlich, wie der Neger auch diese einfachen Schnitzwerke mit Hilfe seines einzigen Instrumentes, seines Messers, zustande zu bringen weiß. Dieses Messer ist weder sehr zierlich, noch sehr handlich; dennoch dient es seinem Besitzer zu aller und jeder Betätigung, sei es im Hause, sei es auf dem Marsch oder in der Pflanzung. (Taf. 17 Abb. 7.)

Eine besondere Stellung unter den mannigfachen Schnitzwerken der hiesigen Gegend nehmen die Skulpturen ein, die den Menschen oder bestimmte Tiere darstellen, und die durch ihre Ausführung den Anspruch auf den Rang eines Kunstwerkes erheben. In ganz Ostafrika tritt die künstlerische Nachbildung der ganzen menschlichen Figur oder aber die Wiedergabe des menschlichen Gesichts in Gestalt der Maske nur ganz vereinzelt auf, ja, auf deutschem Gebiet ist die Maske ursprünglich sogar lediglich auf die Makonde und Matambwe beschränkt. Um so freudiger überrascht war ich daher, daß die bildende Kunst, wenn auch nicht bei den Jao, so doch bei ihren Nachbarn im allgemeinen in hoher Blüte stand. Bezeichnenderweise war in den Skulpturen stets nur die Frau wiedergegeben, niemals der Mann (Taf. 22 Abb. 1 bis 3). Das ist ein Vorkommnis, das auch bei anderen Naturvölkern beobachtet wird; hier am Rowuma ist es zunächst erklärlich durch den bloßen Hinweis auf das höchst abenteuerliche Äußere der Frau, die mit ihrer riesigen Lippenscheibe und den gewaltigen Ohrpflöcken förmlich zur künstlerischen Wiedergabe reizt. Auch die Ziernarbenbedeckung der Brust, des Bauches, der Arme, des Rückens, des Gesäßes und der Oberschenkel mag nicht wenig zu dieser Bevorzugung des weiblichen Geschlechts beitragen; mir wurde von den Künstlern, wenn ich sie nach dem Zweck der Figuren fragte, für jede von ihnen angegeben, sie hätten sie lediglich deswegen gemacht, um eben das merkwürdige Gesicht und die Art der Tätowierung zur Darstellung zu bringen. Welche Bewandtnis es mit diesen Frauenstatuen in Wirklichkeit hat, werden wir später bei der Behandlung der Makonde-Stammessage sehen. Ihre Bedeutung geht jenen Künstlern doch über die eines bloßen Modebildes hinaus, ja, sie sind, unbeschadet der mir gewordenen Erklärungen und Auskünfte, dennoch eine Art von Kultfiguren, indem sie die Urmutter des Stammes darstellen sollen. Vielleicht liegt bei der Aussage meiner Gewährsleute böser Wille vor, wahrscheinlicher aber doch bloße Unkenntnis der wahrhaften Bedeutung.

Tritt bei der Darstellung des menschlichen Körpers das Bestreben nach naturalistischer Wiedergabe ganz ersichtlich in den Vordergrund, so macht sich bei der Darstellung von Tieren die Neigung zum Stilisieren ziemlich allgemein bemerkbar, besonders überall da, wo das Schnitzwerk zugleich einem praktischen Zwecke dienen soll. Sehr gern werden die Sitzbänke und Schemel hier zu Lande in der Form stilisierter Tiere dargestellt; in früherer Zeit muß diese Art der Kunstbetätigung viel häufiger gewesen sein als gegenwärtig, wo mit den Wamuera die besten Schnitzer durch den Aufstand ganz ausgeschaltet sind. Nach meiner Erinnerung besitzt das Berliner Museum für Völkerkunde eine ganze Reihe derartiger Sitzgerätschaften in der Form von Leoparden und anderen Tieren. Einen solchen Schemel stellt Abb. 7 Taf. 22 dar.

Von der naturalistischen Tierdarstellung geben die Abbildungen 4 bis 6 auf Tafel 22 sowie 4 und 7 auf Tafel 23 ein paar Proben. Recht gut sind der Watvogel (wohl ein Storch), das Schwein und das Litotwe gearbeitet; den Vogel ntinondo kann ich nicht identifizieren; schlecht ist der Marabu. Ich bin der Ansicht, daß mein Gewährsmann mir eine falsche Deutung gegeben hat; sehr wahrscheinlich stellt diese Skulptur etwas ganz anderes dar als den langschnäbeligen Philosophen.

Ein außerordentlich häufiges Erzeugnis der Kleinkunst sind die Pulverbüchsen, die an keines Mannes

Gürtel fehlen (Taf. 25 Abb. 18 bis 20). Der eigentliche Behälter ist bei diesen Gegenständen entweder ein durch einen natürlichen Knoten unten geschlossenes Stück Bambus, oder aber ein aus dem Vollen gearbeiteter Holzzylinder, oder ein Stück Tierhorn und dergl. Dieser Teil ist fast immer ganz kunstlos; nicht aber der Deckel. Bei dessen Ausgestaltung lassen die Verfertiger nicht nur ihrer Phantasie alle Zügel schießen, sondern sie entwickeln auch sehr viel Geschmack. Über die Bedeutung der reichen Ornamentik dieser Büchsendeckel war nicht viel zu erfahren; in den meisten Fällen wurde eine bestimmte Bedeutung überhaupt geleugnet, in anderen sollten die verschiedenen Figuren der Deckeloberfläche die Stammesmerkmale der betreffenden Völkerschaft wiedergeben. Es wird gut sein, sich allen derartigen Angaben gegenüber sehr vorsichtig zu verhalten. Eine Musterauswahl solcher Deckelornamente siehe Taf. 25 Abb. 3 bis 16.

Neben den Pulverbüchsen spielen im Kulturbesitz der erwachsenen Männer die „Mtete“ (Plural Mitete) genannte Art von Medizin- und Schnupftabakbehältern eine bedeutende Rolle (Taf. 24 Abb. 1 bis 14, Taf. 23 Abb. 1 bis 5). Nach allen Aussagen sind sie kein Erzeugnis Deutsch-Ostafrikas, sondern Arbeiten der Mawia auf dem benachbarten portugiesischen Gebiete jenseit des Rowuma. Diese Mitete verkörpern nun zweifellos den höchsten Grad ostafrikanischer Kleinkunst überhaupt. Auch bei ihnen ist der eigentliche Behälter stets ganz schmucklos; entweder ist er ein Stückchen Bambus- oder Holzrohr, oder aber gar eine europäische Patronenhülse. Doch wie sticht der Oberteil des Gefäßes davon ab! Man kann hier zwei Klassen von Bildwerken unterscheiden: die Darstellung des Menschen und die der einheimischen Tierwelt. In jener Klasse werden stets die Mawia selbst dargestellt mit ihrem Übermaß von Gesichtsziernarben; mit ihrem wilden Ohrschmuck und mit ihrer Frisur, die in Gestalt eines dicken Zopfes in kühnem Bogen entweder nach hinten in den Nacken oder seitwärts nach der Schulter strebt (Taf. 23 Abb. 2 und 3, Taf. 24 Abb. 3 und 10). Aus den Tierdarstellungen hinwiederum könnte ein Zoolog einen großen Teil der Fauna dieses Gebietes herauslesen; in der Tat ist von den größeren Vierfüßlern und Vögeln kaum einer ausgelassen. Doch weit häufiger als alle anderen zusammengenommen gelangt der Kopf eines Tieres zur Darstellung, der allerdings zur Nachbildung ebenso stark anreizen muß wie der Körper der Frau oder der Kopf der Mawiamänner. Es ist das Litotwe, ein etwa kaninchengroßes Tier mit einem unendlich langen Rüssel, der seinem Träger ein höchst drolliges Aussehen verleiht (Taf. 35 Abb. 5). Von allen Tieren wird sein Kopf stets noch am naturalistischsten wiedergegeben, wohingegen die anderen, die Affen, Vögel, Löwen, Leoparden, die verschiedenen Antilopenarten usw. meist mehr oder minder stilisiert zur Darstellung gebracht worden sind (Taf. 23 Abb. 4, 5; Taf. 24 Abb. 1, 2, 4, 5, 7, 9, 11, 12, 14).

Daß die Kunst der Herstellung solcher Gegenstände naturgemäß nicht mehr der Gemeinbesitz aller ist, leuchtet ohne weiteres ein; in Wirklichkeit sind wohl nur wenige berufen, auch hier das Höchste zu leisten.

Weberei.

Von dieser Technik besteht, wie ich bereits erwähnt habe, heute nichts mehr als der spärliche Rest der Kunst des Fadenspulens, und auch diese Technik habe ich nur bei zwei alten Männern studieren können. Der eine war ein zittriger Greis im Dorf Mkululu, der andere der alte Medulla in Mtschauru. Der Hergang war bei beiden übereinstimmend folgender: 1. Entkernen der rohen Baumwolle. 2. Schlagen derselben mit einem spitzen Stock, um sie zu lockern. Dabei entsteht eine Art großer, lockerer, zarter, weißer Platte. 3. Langsames und bedächtiges Auszupfen der Baumwolle zum rohen Faden. 4. Verbindung dieses rohen Fadens mit dem Spindelfaden und Drehen der Spindel in der Rechten. Die linke Hand wird bei dieser Manipulation in weitem Abstand gehalten. (Taf. 8 Abb. 3). 5. Wirbeln der Spindel auf dem rechten Oberschenkel, um dem Faden den nötigen Drall zu verleihen. 6. Aufwickeln des fertigen Fadens auf die Spindel selbst. Dann beginnt das Verfahren mit frischer Baumwolle von neuem. Die Spindel (Taf. 21 Abb. 3) weicht in der Form nicht von der Normalspindel der Menschheit ab; den Wirbel bildet der Abschnitt eines entkörnten Maiskolbens.

Rindenstoff.

Die Herstellung von Rindenstoffen erfolgt noch immer häufig, da er zwar nur noch unter bestimmten Umständen als Kleidung, ganz allgemein aber als Packmaterial Verwendung findet. Wohl infolge dieser Beschränkung wird auf die Eleganz des Erzeugnisses nicht das Gewicht gelegt wie z. B. in Uganda und Ussoga, sondern mehr auf Derbheit und Dauerhaftigkeit gesehen; anderseits mag auch das zur Verfügung stehende Rohmaterial sich nicht so gut zur Herstellung der Stoffe eignen wie das am Victoria Njansa benutzte. Zur Herstellung der Stoffe scheinen mehrere Baumrindenarten geeignet zu sein, doch wird bei den Jao mit Vorliebe dieselbe Mchengarinde benutzt, die auch zur Herstellung der Schnüre und Stricke dient. Bei dem Verfahren, wie ich es bei den Jao mehrfach beobachtet

habe, breitet der Verfertiger das vom Stamm abgelöste Borkenstück auf einem glatten, möglichst astlosen Baumstamm aus. Dort weicht er die Rinde mit Wasser ein und fängt erst dann an zu hämmern. Das Klopfinstrument ist ein äußerst praktischer Hammer, dessen Heft in seiner Form einigermaßen an das australische Pareh erinnert, während der Schlagteil selbst ziemlich genau dieselbe konische Form hat wie die Rindenzeugschlägel in den Ländern am Ostufer des Tanganjika. Das Heft ist weiter nichts als ein der Länge nach halbierter Holz- oder Bambusstab, zwischen dessen zwei Hälften der Hammer in höchst einfacher Weise eingeschnürt wird (Taf. 19 Abb. 1). Dergestalt ist der Hammer bei seinem kreisförmigen Querschnitt vollkommen um sich selbst drehbar, was bei der Natur seiner Schlagfläche als durchaus wünschenswert erscheint. Diese Schlagfläche ist, wie in allen Rindenstoffgebieten, gerieft, um dem Stoff eine bestimmte Struktur zu verleihen. Eine andere Hammerart ist einfacher; bei ihr steckt der Schlagteil mittels eines Loches auf einem normalen Hammerstiel (Taf. 19 Abb. 2). Beim Hämmern wird die Rinde von vornherein gleich mindestens doppelt gelegt, um ein Zerschlagen des zarten Materials möglichst zu vermeiden. Trotzdem kommt es noch häufiger als wünschenswert vor; selbst ein dreifaches Zusammenlegen verhütete in den von mir beobachteten Fällen das Entstehen von Fehlstellen nicht. Der Rindenstoff wird während des ganzen Verfahrens fortdauernd sehr naß gehalten; er wird auch wieder und wieder umgelegt, damit jede Stelle möglichst von beiden Seiten mit dem Hammer in Berührung kommt. Zum Schluß faltet man ihn dann quer; es tritt ein zweiter Mann als Gehilfe hinzu. Jeder von ihnen faßt das Rindenstoffstück an je ein Ende; beide wringen es, wie man ein Stück Wäsche auswringt, ziehen es dann lang aus und breiten es nach der anderen Dimension soweit es geht auseinander. Darauf wird der nunmehr fertige Stoff in die Sonne gelegt und getrocknet.

Bei den Makua von Newala habe ich den Prozeß wiederholt von seinen allerersten Anfängen an verfolgen können (Taf. 18 Abb. 1a—f). Im Kijao heißt der Rindenstoff liondo; bei den Makua heißt der bevorzugte Baum nakoto. Das Verfahren beginnt mit dem Umringeln des Baumes an zwei Stellen, die die Länge des gewünschten Stoffes bedeuten; mit dem Messer wird einmal unten, sodann weiter oben ein horizontaler Schnitt rings um den Baum gemacht. Sodann hebt der Künstler die harte, äußere Borke des Baumes vorsichtig mit dem Messer ab, öffnet mit einem langen, senkrechten Schnitt den Zylinder auf dem Stamm selbst, klopft ebenso vorsichtig, wie er vorher das Ablösen der Borke vollführt hat, den ganzen Zylinder mit dem Rücken seines Beiles ab, um ihn auf seiner Unterlage zu lockern und abziehbar zu machen, und fängt nun an, die Rinde durch sachtes, nachhaltiges Ziehen vom Baum abzulösen. Nach Vollendung dieses, große Vorsicht erheischenden Werkes beginnt auf dem Knie des kauernden Mannes das eigentliche Präparieren des Rohstoffs mit dem Messer; ohne Ermüdung sitzt der Mann und putzt und befreit sowohl Innen- wie Außenseite von überflüssigen Bestandteilen. Ist der gewünschte Endzustand erreicht, so schneidet er die Enden des langen, schmalen Rohstoffes glatt und kann nunmehr zum Hämmern selbst übergehen. Dieses Schlagen der Rinde erfolgt in genau derselben Weise wie bei den Jao, aber, im Gegensatz zu jenen, ohne den Stoff naß zu machen. Dieser Trockenbehandlung verdankt das fertige Material zweifellos seine leuchtend bordeauxrote Farbe, während der naß geschlagene Jaostoff ein stumpfes Fahlgelb aufweist. Ein Beweis für die immer noch bestehende Gebrauchsfähigkeit der unteren Extremitäten bei diesen Völkern war die Geschicklichkeit, mit der die Klopfer den Stoff am Schluß des Verfahrens zwischen ihre Zehen klemmten, um das Material allein und ohne Hinzutreten eines Zweiten durch Wringen und Zerren geschmeidig zu machen.

Andere Techniken.

Bei der Bearbeitung von Tierfellen zu Schurzen, Taschen, Gürteln und sonstigen Gebrauchsgegenständen muß man unterscheiden, ob die Felle ihre Haare behalten oder zu einer Art Leder zugerichtet werden sollen. Leder in unserem Sinn, also chemisch behandelte, enthaarte Felle sind hier ebenso unbekannt wie im ganzen übrigen äquatorialen Afrika; die Kunst seiner Herstellung ist vielmehr bloß auf den Nordrand und den westlichen Sudan beschränkt. Will der Jao ein Fell unter Erhaltung des Haarpelzes präparieren, so spannt er den Balg mit der Haarseite nach unten mittels Pflöcke auf der Erde aus. Mit seinem Universalinstrument, dem Messer, kratzt er dann die dem Fell anhaftenden Fetzen von Fleisch und Bindegewebe ab und reibt es intensiv mit Fett ein. Ist das Fell sehr dick, so wird es zuvor zusammengerollt und systematisch durchgeklopft. Das Einreiben mit Fett erfolgt je nach der Notwendigkeit mehrfach. Den Schluß macht ein kräftiges Durchkneten, Walken und Wringen mit den Händen. Das ist das ganze Verfahren.

Das andere Verfahren ist etwas komplizierter. Zunächst gräbt der schwarze Gerber ein Loch in die Erde; in dieses legt er das noch behaarte Fell entweder zwischen eine bestimmte Art von Blättern, oder aber er bedeckt es dick mit Asche. Dann deckt

er das Loch wieder zu. Sein wesentliches ferneres Arbeitsgerät ist nun ungemein einfach: es besteht lediglich in einer ganz straff zwischen zwei Bäumen ausgespannten, starken Schnur. Über diese Schnur wird das Fell, wenn es nach 3- bis 4 tägigem Lagern in der Blätter- oder Aschenschicht wieder an das Tageslicht hervorgezogen worden ist, strichweise, mit der Haarseite nach unten, hin- und hergezogen. Dabei fliegen die Haare nur so von dannen. Hat das Fell die gewünschte Glätte erreicht, so wird es in der Sonne ausgespannt und nunmehr wiederholt mit Rizinusöl und anderen Fetten eingerieben. Den Schluß bildet auch hier ein kräftiges Kneten und Walken.

Zum Färben von Zeugstoffen benutzt der Jao die Rinde vom Mambiribaum; sie wird gestampft und in Wasser getan. Die darin eingeweichten Kattune nehmen eine dunkelrote Färbung an. Auch zum Färben der wertvolleren Korbarten, z. B. des Chisero und des Liuniko, wird derselbe Färbstoff benutzt. Zum Schwarzfärben scheint hier kein chemisches Färbmittel bekannt zu sein; die Holzteile der Körbe wenigstens, die fast immer sehr lebhaft gemustert sind, werden in der Weise schwarz gemacht, daß man die betreffenden Flächen mit einem rotglühenden Eisen brennt. Zum Weißfärben werden, wie überall in der Welt der Naturvölker, weiße Tonerden benutzt. Hier im Tiefland kommen sie fast ausschließlich bei der Herstellung der unzähligen Fresken auf den Hauswänden zur Geltung, während oben auf dem Hochland eine sehr weiße Tonerde auch zum Färben der Lippenscheiben verwendet wird.

Stricke und Taue in unserm Sinne sind nicht bekannt, was um so verwunderlicher ist, als der Neger ja unendlich viel mehr zum Verschnüren und Binden gezwungen ist als wir. Da er weder Zimmer- noch Tischlerarbeit kennt, weder Niet noch Nagel, so muß er in allen Teilen seiner Wirtschaft, in Haus und Hof, im Zimmer und auf dem Marsch, alles mittels Verschnüren miteinander und ineinander befestigen. Eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Tauen, aber nicht dieselbe Verwendung wie diese, besitzen höchstens die derben Strohseile, mit denen manche Vorratsbehälter spiralig von unten bis oben umwickelt sind. Mit ihrer rauhen Oberfläche sind sie eine treffliche Unterlage für den dicken Lehmüberzug, der den Inhalt, die Getreidevorräte, gegen Feuchtigkeit und Diebe aller Art schützen soll. Eine sehr haltbare Schnur wird hergestellt zum Bespannen der Bettstellen, die heute in den Häusern der Vornehmeren schon ganz die Form der Suaheli-Kitanda angenommen haben. Material für die Bettschnur ist, soweit ich es beurteilen kann, das Fiederblatt der Fächerpalme.

Zum Verschnüren seines Hausgerüstes, zum Anbinden der Holz- und Bambusstangen an das Dach und an die Wände des Hauses, zur Herstellung seiner Hofumzäunung, zum Herstellen seiner Hühnerställe und Taubenschläge, kurz zu den meisten Handgriffen seiner architektonischen Tätigkeit gibt der Eingeborne sich die Mühe der Herstellung eines besonders kunstvollen Bindematerials nicht. Das gegebene Material für alle diese Zwecke ist vielmehr dieselbe Rinde, die ihm zur Herstellung des Rindenstoffes dient. Sie hat den Vorzug, überall leicht erreichbar zu sein, indem zum mindesten die Hälfte der lichten Baumgrassteppe aus der betreffenden Baumart besteht; zum andern ist sie sehr zäh und haltbar. Die Herstellung ist sehr einfach: man schlägt Baumzweige ab, entrindet sie und präpariert aus der Rinde die zähe Schicht heraus. Diese wird in Streifen geschnitten; die Streifen werden zusammengedreht und sind dann sofort benutzbar. Ich habe den größten Teil meiner ethnographischen Lasten in solcher Umschnürung an die Küste transportieren müssen.

Über den Gang der Herstellung des Eisens habe ich mich nicht mehr unterrichten können, weil, wie ich bereits bemerkt habe, der einzige Mann, der es noch können sollte, während des Aufstandes von seinem Wohnsitz am Huwe-Berg über den Rowuma gegangen war. Somit ist mir nur die Möglichkeit geblieben, die Schmiedekunst der Eingebornen zu verfolgen und in einem Fall auch den Gelbguß zu studieren; jenes erst später in Ntschitschira bei den Wangoni, den Gelbguß in der Gegend von Akundonde bei den Makua.

Der im ganzen Gebiet gebräuchliche Blasebalg ist die auch in anderen Teilen Deutsch-Ostafrikas übliche Form des Fellsacks ohne Holzunterbau (Taf. 20 Abb. 2). Den obern Verschluß bilden zwei an den Fellrand angeschnürte Holzleisten, die beim Blasen von der Hand des Bedienenden abwechselnd auseinandergespreizt und zusammengedrückt werden. Jenes geschieht bei der Aufwärtsbewegung der Hand, um den Balg mit Luft zu füllen, dieses, um diese Luft beim Herunterdrücken der Hand durch das Düsensystem in das Feuer zu pressen. Die Handhabung sieht sehr leicht aus, ist es aber nicht, sondern will erst durch lange Übung gelernt sein. Die Befestigung der beiden Bälge geschieht mittels Holzhaken, die man über der Düse tief in die Erde schlägt. Holzkohle wird in der Weise hergestellt, daß man eine Art Meiler errichtet, den man allerdings erst dann mit Erde überdeckt, wenn er fast ganz durchgebrannt ist. Zum Schluß des Prozesses soll nach meinen Erkundigungen das Ganze mit Wasser übergossen werden.

Das Handwerkszeug der Schmiede ist heute schon sehr europäisiert; vom alten Steinamboß war ebensowenig noch etwas zu sehen wie vom Steinhammer; beide waren durch eiserne Geräte ersetzt; auch die Zange hatte europäische Form (Taf. 20 Abb. 1a—d). Die Geschicklichkeit der Handwerker ist dabei außerordentlich groß, wie es fast jedes eiserne Gerät der Eingebornen beweist. Viele Messerklingen sind so elegant geschmiedet, daß mancher deutsche Dorfschmied sich wohl fragen würde, ob er die Arbeit ebenso gut würde ausführen können. Die Eisengeräte auf Taf. 17 (Abb. 3—9) führen einige einheimische Schmiedeerzeugnisse vor. Technisch und künstlerisch am höchsten stehen die beiden Messer. Dieses Gerät ist der Stolz jedes Eingebornen; auf seine Ausstattung legt er demnach auch den höchsten Wert. Bei 6a ist das Heft mit Zinnintarsia ausgelegt; ganz wie die Nasenpflöcke und auch vom selben Fundi; nicht vom Schmied selbst. Also Arbeitsteilung ganz wie bei uns!

Weit urwüchsiger und damit auch interessanter war der Vorgang beim Gelbguß. Das Material ist natürlich europäischer Herkunft, aber alles übrige echt afrikanisch. So ziemlich der einzige Endzweck dieses Handwerks ist die Herstellung der massiven, dicken Messingringe, die von den wohlhabenderen Frauen über den Knöcheln und an den Unterarmen getragen werden. Einzelne dieser Frauen, wie Chembrasiao und manche andere in Massassi, in Tschingulungulu, im Lukuledital und auf dem Makondeplateau, trugen an den bezeichneten Körperstellen je einen ganzen Satz dieses in seiner Wuchtigkeit und mit seinem Glanze zwar barbarischen, in seinem Kontrast gegen die braune Haut aber durchaus nicht unschönen Schmuckstücks. (Siehe Taf. 21 Abb. 6, auch die Frauenporträts auf den Tafeln 2, 3, 4, 5 usw.). Zum Schmelzen bedient sich der Meister kleiner Tontiegel, die je die Masse gerade eines Ringes fassen. In ihnen bringt er das Messing über einem offenen, durch Blasebälge belebten Feuer zum Schmelzen (Taf. 20 Abb. 2). Als Gußform dient ihm entweder ein senkrecht in die Erde geführtes, kreisrundes Loch oder ein senkrecht gestelltes, in seinem obern Knoten durchbohrtes Bambusrohr. In beiden Fällen bekommt er kreisrunde, walzenförmige Messingstangen von dem Durchmesser der betreffenden Höhlung. Um die Ringform herzustellen, hat er sie auf einem Amboß nur einfach krumm zu klopfen. Will er, wie das 1906 Mode war, halbrunde Ringe erzeugen, die dem Arm oder dem Bein der Trägerin mit der innern, flachen Seite besser anliegen als die ganz runden Ringe, so spaltet er, um die nötige Gußform zu bekommen, einen Bambus der Länge nach auf, befestigt die halbierte Stange mit dem Hohlraum nach oben mittels einiger Haken auf der Erde und gießt nun sein flüssiges Metall einfach in den Hohlraum zwischen zwei Internodien. Auch jetzt braucht er die Stange bloß noch krumm zu klopfen, um die Ringform zu erzeugen. Das endgültige Zusammenlegen der beiden Ringenden muß naturgemäß am Körper der Trägerin selbst erfolgen; nach meinen Erkundigungen soll es kalt geschehen.

Eine weitere Technik hatte ich in Tschingulungulu Gelegenheit zu beobachten. Ein Mann häufte über ein Häufchen Schneckenhäuser, die er im Pori gesammelt hatte, und über Muschelschalen, die von der Küste stammten, trockenes Holz, entzündete dieses und unterhielt dann durch unausgesetztes, rasches Fächeln mit einem alten, großen, flachen Korbe, der ihm in diesem Falle den gewohnten Feuerfächer ersetzte, ein sehr lebhaftes Feuer. Als nach kurzer Zeit die Schalen rotglühend waren, holte der Mann sie mittels einer improvisierten, aus einem einfach zangenförmig zusammengebogenen Holzstabe rasch hergestellten Klemmvorrichtung aus der Glut heraus und warf sie in kaltes Wasser. Aus diesem wanderten sie, nachdem sie ausgekühlt und in Stücke zerschlagen waren, in eine Bambusbüchse von der Art, wie sie im ganzen Süden von Deutsch-Ostafrika gern als Tabakbehälter benutzt werden. Der Kalk bildet eine Zutat zum Tabak; er löscht sich in seinem Behälter von selbst, zerfällt zu einem feinen Pulver und wird in Verbindung mit dem Tabak gekaut.

Politische, rechtliche und soziale Verhältnisse.

Wohl auf keinem Gebiet macht sich die Berührung der Binnenvölker mit der Küste und der europäischen Kultur so stark und tiefgreifend geltend wie in bezug auf das innere politische und gesellschaftliche Gefüge der einzelnen Stämme und ihrer Untergruppen; durch die politische Aufteilung des gesamten Erdteils sind ferner natürlich auch die Rechtsverhältnisse in bestimmtester Weise beeinflußt worden. Aus alledem ergibt sich, daß die Forschung hier mehr auf die Verhältnisse der Vergangenheit als die der Gegenwart gerichtet sein mußte; ihr Gang ist erklärlicherweise dadurch nicht gerade erleichtert worden.

Unter dem Druck der durch die Einwanderung der Wangoni in das Gebiet nördlich vom oberen Rowuma geschaffenen Verhältnisse sind besonders die

Wajao zu einem kriegerischern Volksstamm herausgebildet worden als sie es vordem zweifellos gewesen sind; schon der notwendige Übergang zu dem Stoßspeer der Sulu und die Annahme der Sulu-Taktik haben die Vorbedingungen für diese Entwicklung gegeben. Ebenso zweifellos ist es aber auch, daß diese Entwicklung mit dem Eintreten der geordneten politischen Verhältnisse, wie sie durch unsere koloniale Herrschaft gewährleistet sind, gegenwärtig bereits wieder aufgehört hat, wenngleich das Auftreten Matolas und seines Anhangs im letzten Aufstande noch immer einen recht guten Begriff von der militärischen Tüchtigkeit dieses Stammes zu geben geeignet ist. Auch die Kämpfe mit Machemba am Ausgang des verflossenen Jahrhunderts bezeugen diesen kriegerischen Geist noch aufs beste. Vor der tatsächlichen Besitzergreifung des Südens durch die Deutschen müssen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Völkerschaften an der Tagesordnung gewesen sein, nach den Erzählungen der ältern Generation zu urteilen. Die häufigsten Anlässe für diese kleinen Kriege sind in den zahlreichen Privatstreitigkeiten zu suchen, die nach der Rechtsordnung der hiesigen Eingebornen sehr oft zu Stammesangelegenheiten aufgebauscht werden und dadurch den Krieg aller gegen alle nach sich ziehen. Eine formelle Kriegserklärung ist dabei für gewöhnlich nicht erfolgt, sondern man stürzte sich möglichst überraschend und unerwartet auf den unvorbereiteten Feind. Nur in besonderen Fällen, bei wirklichen Beleidigungen des einen Stammes durch den andern, ist nach Aussage meiner Gewährsmänner eine Art Kriegserklärung üblich gewesen; Vertreter beider Parteien kamen zunächst zu einem Schauri zusammen, um eine Einigung zu versuchen. Erst wenn sich eine solche nicht erzielen ließ, sagte der eine Stamm zu dem andern: Ihr wollt nicht wie wir, ihr wollt also den Krieg; den könnt ihr haben.

Auch der Friedensschluß ist, wie man das bei allen ostafrikanischen Negern findet, mit einem gemeinsamen Schauri erfolgt; noch deutlich erinnern sich die älteren Männer des großen Friedensfestes nach dem letzten Wangoni-Einfall, der, nach den Schicksalen der Missionsstation Massassi und dem Erinnerungsvermögen dieser Männer zu urteilen, etwa 1881 stattgefunden haben muß. Ein Teil der damaligen Gegner sind nach dem Volksgefühl die im Bezirk von Ntschitschira sitzenden Wangoni, die allerdings, wie wir heute wissen, mit wirklichen Sulu absolut nichts anderes gemeinsam haben als den Namen.

Als Schlachtruf hat entweder der Name des Häuptlings gedient oder aber im Gefecht selbst der Ausruf: Wakunu ayao, d. h. etwa: Sie sind eure Gegner. Die Rolle der Frau ist, wie immer im afrikanischen Krieg, passiv; beim Ausmarsch sichern sich Frauen, Kinder und Greise möglichst durch Verbergen im Busch; kehren die Krieger aber siegreich zurück, so empfängt sie der allen Afrikareisenden bekannte schrille Triller der Frauen, der bei keinem freudigen Anlaß fehlen darf. Allerdings ertönt er nur, wenn keiner der Stammesgenossen gefallen ist. Von der Teilnahme am Kriegszug befreit nur große Jugend oder sehr hohes Alter; wer Bogen oder Speer zu handhaben und ein Gewehr zu führen vermag, ist auch wehrpflichtig. Die Häuptlinge sind nicht immer mitgegangen; nur Matola der Ältere hat nie an der Spitze seines Heerhaufens gefehlt. Auch der jetzige Matola hat sich stets als ein sehr schneidiger Draufgänger erwiesen. Der eigentliche Führer ist der Medizinmann; seine wirksamste Medizin ist dasselbe, aus zusammengenähten Gnuschwänzen hergestellte, abenteuerliche Zaubergerät, das wir bereits bei der Elefantenjagd kennen gelernt haben. Auch in Kürbisflaschen, Lederbeuteln u. dgl. nimmt er Medizinen mit; sie alle sollen das Fallen der eigenen Leute verhüten. Die Obliegenheit eines andern sehr wichtigen Mannes ist das Tragen der Kriegstrommel (Taf. 29 Abb. 1 a b). Sie ist ein von den anderen Trommelformen abweichend konstruiertes Instrument, das nicht geschlagen wird, weder mit Stöcken, noch mit der Hand, sondern dessen anfeuernde Töne durch ein rhythmisches Schütteln hervorgebracht werden. Die Trommel heißt lulombo ya ngondo, d. h. Trommel im Kriege; sie ist, wie der Durchschnitt zeigt (Taf. 29 Abb. 1b), unten geschlossen. Ihr Inneres beherbergt zunächst einige Steine, die beim Schütteln ein lebhaftes Rasselgeräusch hervorbringen; außerdem eine Art Lederklöppel, der mit dumpfem Klang gegen das Fell donnert, sobald der Trommler sein Instrument handhabt.

Selbstverständlich beginnt kein Feldzug, ohne daß man sich nicht erst durch Divination über seinen Ausgang vergewissert hätte. Zu dem Zweck wirft der Zaubermittelträger die Gnuschwanzmedizin, das wichtigste, kräftigste und bedeutsamste dieser Mittel, mehrmals in die Luft. Steht der Gnuschwanz auf dem Gipfelpunkt seiner Luftbahn senkrecht, so bedeutet das einen glücklichen Ausgang des Unternehmens; der andere Fall bedeutet Unglück. Außer dieser allgemeinen Sicherung behängen sich die einzelnen Krieger bis zum Übermaß mit Amuletten (Taf. 31 Abb. 3, 6, 7); außerdem bestreichen sie sich mit Wasser, in das der Gnuschwanz getaucht worden ist, oder aber sie streichen sich etwas von der in dem Gnuschwanzbeutel befindlichen Medizin auf die Stirn. Über die Zusammensetzung dieser Gnuschwanzmedizin siehe die früheren Auslassungen.

Ist der Krieg eine beschlossene Sache, so hält sich jeder Teilnehmer von seiner Frau oder seinen Frauen fern; er würde sonst nach allgemeiner Ansicht sofort eine Kugel bekommen. Vor dem Abmarsch selbst geht dann der Häuptling zum Grabe seines Vorgängers. Dort reinigt er ringsum den Boden, streut Mehl als Opfer und betet: „Ich gehe jetzt in den Krieg, hilf mir". Nach beendetem Feldzug sind Siegesfeste ebenso an der Tagesordnung wie bei anderen Völkern auch, nur daß sie sich nach ostafrikanischer Weise in großen Ngomen Luft machen. Eine Besonderheit indessen gerade für die Jao scheinen die Siegeslieder zu sein, wie ich sie aus dem Munde verschiedener Sänger, wie des Sulila, des Likoswe, des Salanga u. a. habe aufnehmen können. Leider waren die Sänger nicht immer imstande, mir ebendenselben Text in die Feder zu diktieren, den sie unmittelbar vorher in den Trichter des Phonographen gesungen hatten. Damit steht man jetzt diesen Phonographenaufnahmen, soweit ihre Übersetzung und ihr Wortlaut in Frage kommt, ziemlich hilflos gegenüber.

Kriegsgefangene wurden entweder als Sklaven behalten, oder als solche verkauft.

Von Grund auf geändert hat sich durch das Eintreten der neuen politischen Verhältnisse die Machtstellung der eingebornen Häuptlinge, und zwar nach innen und nach außen. Nach außen hin sind sie heute nichts als kleine Beamte der deutschen Kolonialregierung, mit denen man sich regierungsseitig gut zu stellen bemüht, nicht aus Furcht vor ihrer kriegerischen Macht, sondern lediglich, um ihr und ihres Heerbannes Ausweichen auf portugiesisches Gebiet zu verhüten. Nach innen hat man ihnen verständigerweise gewisse Rechte belassen, doch hat man diese Rechte, soweit sie die Strafbefugnis betreffen, beschränkt. So üben die Häuptlinge Nakaam und Matola in ihrer Eigenschaft als deutsche Akiden die niedere Gerichtsbarkeit aus, sind aber gehalten, jeden schwereren Fall von Verbrechen an das Bezirksamt weiterzugeben. Nach dem Urteil aller Kenner des Südbezirks soll sich diese Einrichtung bisher aufs beste bewährt haben.

Über die Thronfolge s. oben Seite 19.

Von R e c h t s g e b r ä u c h e n kommt nach meinen Erkundigungen B l u t r a c h e immer noch vor; man schießt sich gegenseitig nieder oder schneidet sich die Köpfe ab. Ist die Blutrache nicht sogleich ausführbar, so erfolgt sie bei einer späteren günstigen Gelegenheit; unter Umständen soll sie auch auf einen Dritten, Unbeteiligten, übertragbar sein, der an Stelle des eigentlich verpflichteten Hinterbliebenen den Mörder überfällt und umbringt.

Der Blutrache steht als schützende Einrichtung die B l u t s b r ü d e r s c h a f t gegenüber. Wollen zwei Häuptlinge einander zu Schutz und Trutz verbinden, so ritzen sie sich gegenseitig mit dem Messer den Unterarm; jeder nimmt dann von dem Blute des andern und mischt es mit seinem eignen. Der Ältere gilt fortan als der stärkere Bruder. Die Blutsbrüderschaft gilt auch für die Untertanen. Nach ihrem Abschluß wird die Tatsache dem Volke verkündet. „Ihr seid jetzt auch seine Leute," heißt es mit Bezug auf den soeben erworbenen Blutsbruder, „Ihr müßt auch ihm helfen in jeder Not, denn er ist mein Bruder." Ob das dem Arm entnommene Blut genossen wird, wie es anderswo in Ostafrika bei der gleichen Gelegenheit geschieht, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Daß innerhalb des Stammes nicht alle Mitglieder das gleiche Ansehen genießen oder auf gleicher sozialer Stufe stehen, merkt auch der Neuling bald. In der Tat möchte man fast von einem Adel sprechen, der außer dem Häuptling vor allem dessen Sippe umfaßt. Diesem Ansehen entsprießen auch heute noch G e w o h n h e i t s r e c h t e d e s H e r r s c h e r s, die durch die modernen Verhältnisse noch keineswegs abgeschafft worden sind. Zwar besteht das Recht des Häuptlings auf die Zähne der erlegten Elefanten nicht mehr, seitdem dieser Teil des Jagdrechts seitens der Kolonialregierung in anderer Weise geregelt worden ist; auch die Sitte, daß jede Hütte nach der Ernte eine Last Eßware (Hirse oder dergleichen) an den Häuptling abliefern mußte, scheint im Verschwinden zu sein. Dafür aber besteht das eigenartige Recht des „Matulo" noch ungestört und unangefochten weiter: jede Hütte, in der Pombe gemacht wird, ist verpflichtet, dem Häuptling einen Topf des Gebräus abzuliefern; wenigstens gilt diese Sitte noch als Pflicht für die Bewohner des eignen Dorfes. Eine weitere Untertanenpflicht ist die Teilnahme am Haus- und Gehöftbau des Häuptlings.

Nach den Berichten meiner alten Gewährsleute müssen die Herrscher früherer Zeit ganz anders dagestanden haben als die der Gegenwart. Matola der Ältere hat danach einen förmlichen Hofstaat besessen: einen besondern höchsten Beamten, der den Sklavenhandel überwachte; einen besondern Jägermeister, dem wiederum viele jagdkundige Männer unterstellt waren; fernerhin einen besondern Beamten für die Abhaltung der Schauri. Dazu kam noch eine Art Hausminister, der in der Funktion des Karani, des von der Regierung besoldeten Sekretärs der Akiden, noch heute fortbesteht. Schließlich noch eine Art Handelsminister, dem der Vertrieb des Elfenbeins und der übrigen Handelsartikel übertragen war.

Heute leiten die Dorfjumben die kleinen Schauri in den Dörfern selbst. Fühlen sie sich dazu nicht im-

stande oder nicht berechtigt, so wenden sie sich an die Autoritäten nach ihrem Sinn, also an Matola oder Nakaam oder den alten Akundonde. Geht der betreffende Fall aber auch über deren Kompetenz hinaus, so wird er nach Lindi berichtet, unter gleichzeitigem Transport des oder der betreffenden Verbrecher nach dem Küstenort.

Über den Stand der Sklaverei vermag ich nicht viel zu berichten. Der Freikauf aus ihr ist reichsgesetzlich geregelt; gleichwohl besteht bei den Jao noch ein ausgedehntes Hörigentum. Wie jedem Kenner Afrikas bekannt ist, geht es diesen Hörigen durchaus nicht schlecht; sie haben Haus und Hof für sich und leisten sich auch ihrerseits wieder Sklaven.

Ungemein drollig berührt den Europäer der Gruß der Jao. Leider haben sie, wie in so mancher andern, so auch in dieser Beziehung viel zu viel von der Küste angenommen; jedenfalls begrüßen sich Weitgereiste und Höherstehende heute vielfach halb in altüberkommener, halb in der Weise der Suaheli mit den Worten „Masikam" und „Marahaba". Aber was hinterher folgt, das ist doch noch echt innerafrikanisch, indem hinter dem Wort „Kutudimana" ein ungeheurer Wortschwall des Begrüßenden erfolgt, der in ununterbrochener Rede alles an Neuigkeiten auskramt, was er auf Lager hat. Unterbrochen wird er durch zahllose „äh" und „mh" des Angeredeten. Der beginnt seinerseits endlich eine ebensolange Gegenrede, die nun hinwiederum von vielen „äh", „mh" und „nyeleyo" des ersten Partners in durchaus zustimmender Weise begleitet wird.

Recht.

Aus dem Gebiete des Rechts habe ich mich erklärlicherweise nur über einige wenige Punkte unterrichten können; derartige Fragen können zuverlässig nur von andauernd im Lande sitzenden Weißen zu beantworten unternommen werden. Die mutterrechtliche Erbfolge ist nach den Angaben sowohl Matolas wie auch Susas u. a. unbedingt gültig, ein Sohn der Schwester hat stets das erste Erbanrecht; es braucht indessen durchaus nicht der älteste zu sein, sondern unter Umständen kann auch der nach der Ansicht des Häuptlings tüchtigste seiner Neffen mütterlicherseits in Frage kommen. Sehr bemerkenswert war es, daß der jetzt lebende Susa von den Frauen seines Vorgängers nur die älteste behalten hatte; die übrigen hatte er an Verwandte abgegeben. Wie auch bei Matola, so war die vom jüngern Susa übernommene Frau nunmehr die Hauptfrau, der die eigenen Frauen des jetzigen Häuptlings unterstehen. Das Neffenrecht besteht im übrigen nicht bloß innerhalb der Familien der Großen; auch bei den gewöhnlichen Freien erbt der Schwester Sohn.

Innerhalb des Privatrechts bestehen kaum Unterschiede gegen die übrigen Mitglieder der großen Bantufamilie. Hat z. B. A von B etwas geborgt, und A will nicht zurückzahlen, so nimmt B irgend einen Fremden C fest. Bei der darob natürlich erfolgenden Anfrage der Dorfgenossen von C, warum dieser festgenommen sei, gibt B offen den Tatbestand kund. Der Dorfchef D des C fordert nun von B den Mann zurück, worauf B erwidert: wenn Du ihn haben willst, so begleiche Du meine Forderung an A. Geht D darauf ein und zahlt die fragliche Summe an A, so zahlt A jetzt an B, und B gibt den C frei, indem er ihm auch noch eine kleine Extraentschädigung auszahlt. D sagt nun aber in echt afrikanischer Weise zu C: Ich habe Dich befreit, zahle mir meine Auslagen zurück. Erklärt sich C damit einverstanden, so ist in Wirklichkeit er der einzige Geschädigte bei der ganzen Angelegenheit, denn außer der finanziellen Schädigung, die ihn, den ganz Schuldlosen, betroffen, hat er ja auch noch die Freiheitsberaubung zu tragen gehabt. Dieser Umstand ist denn auch die Ursache dafür, daß die Angelegenheit immer weitere Kreise zieht, indem C sich nun an einem dritten Unschuldigen E schadlos hält; er nimmt diesen fest und überläßt nun die Regelung dessen Dorfhäuptling. E ist dann berechtigt, den Kreis noch weiter zu ziehen, so daß ein Ende der ursprünglich so einfachen Angelegenheit überhaupt nicht abzusehen ist.

Ein Dieb mußte für einen Diebstahl im Werte von einer halben Rupie einen Sklaven als Strafe zahlen; bei Rückfällen wurden ihm die Ohren abgerissen oder die Hand abgehackt. Hatte er sich mit der Frau eines Häuptlings eingelassen, so wurde er entmannt. War der Übeltäter ein Höriger des Häuptlings, so ward ihm der Kopf abgeschnitten.

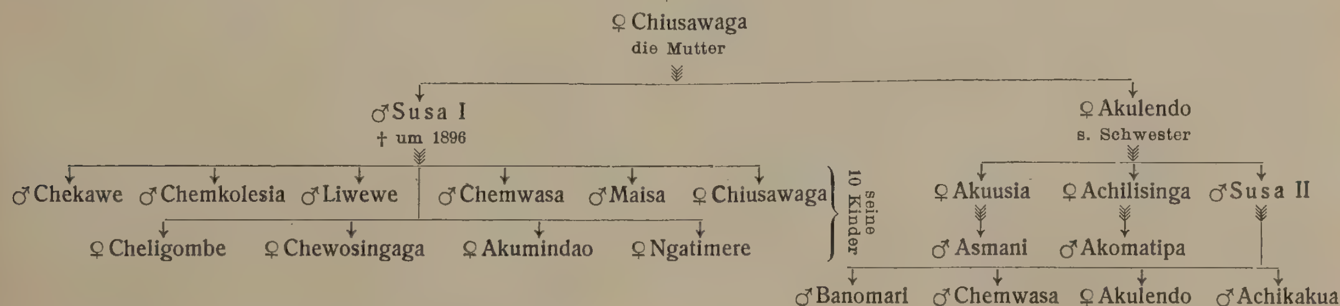
Hatte in früherer Zeit der Hörige eines Großen mit der Frau eines anderen Ehebruch getrieben, so mußte er ein Stück Zeug als Strafe zahlen. Das Urteil des Häuptlings dem Geschädigten gegenüber lautete: „Geh in Dein Haus, ich werde die Sache erledigen." Dann zitierte er den Übeltäter herbei: „Du hast das und das getan, also zahle ihm." Die Antwort lautete: „Ich habe nichts." Dann blieb dem Patron nichts anderes übrig als seinerseits zu zahlen.

Erfolgte ein Ehebruch von einer Klientel zur anderen, so mußte der Patron des Übeltäters entweder dessen Schwester oder einen anderen Hörigen oder den Übeltäter selbst als Strafe zahlen. Wurde der sippenfremde Ehebrecher auf frischer Tat gefaßt, so konnte er von dem betrogenen Ehemann oder aber dem Patron sofort getötet werden. Darauf ließ man

der Sippe des Erschlagenen durch einen Boten Mitteilung zukommen, woraus sich unter Umständen dann eine Fehde zwischen den beiden Parteien entspinnen konnte. Ließ man in einem Fall wie dem eben geschilderten den Übeltäter am Leben, so nahm man ihn fest und steckte ihn in die Sklavengabel (likongwa). Dann benachrichtigte man seinen Herrn. Der schickte nun entweder einen Boten, oder aber er selbst ging bis vor das Dorf, wo der Gefangene saß. Dort kam es dann zum Schauri. Der Herr des Übeltäters bot ein Gewehr: „Laßt ihn los dafür, laßt ihn los.“ Konnte man sich jetzt nicht einigen, so zogen sich die Parteien zurück, trafen aber im spätern Verlauf der Verhandlungen noch so oft zusammen, bis der Streitfall, eventuell unter Draufzahlung noch eines Sklaven, endlich beigelegt wurde.

Gerieten zwei Männer in Streit, so schossen sie aufeinander; wer getötet wurde, blieb liegen. Der Überlebende ging dann zu seinem Häuptling und meldete ihm den Tatbestand. Darauf setzte sich sofort alles in Kriegsbereitschaft, in Erwartung des feindlichen Angriffs. Der ließ dann für gewöhnlich auch nicht lange auf sich warten, sobald die Dorfgenossen des Getöteten erfahren hatten, wo der Mörder zu finden war. Man schritt zum Überfall des feindlichen Dorfs und machte erst Frieden, wenn Tote auf beiden Seiten zu verzeichnen waren. Nach meinen Gewährsleuten soll dabei ein dritter Häuptling als Schiedsrichter gewaltet haben. Schlug der nun z. B. vor, der Häuptling des Mörders solle zwei Sklaven zahlen, so war der Streitfall auch dann noch nicht zu Ende, selbst wenn die Parteien als solche damit einverstanden waren; denn nun kam der Häuptling des Ermordeten und sagte: „Ja, aber auch ich habe doch Tote zu verzeichnen, demnach muß doch auch die Gegenpartei zahlen.“ Erklärte sich diese dazu bereit, so war die Angelegenheit endgültig erledigt; im andern Fall wurde der Krieg fortgesetzt, bis der Unterliegende das Feld räumte, d. h. einfach die Gegend verließ und weit wegzog. Selbst dann schickten ihnen die Sieger immer noch Rächer nach, um dem Gegner Leute wegzufangen (kusiwamba). Selbstverständlich tat die andere Partei das Gleiche; die Gefangenen wurden von beiden Seiten als Sklaven verkauft. In diesen ewigen Fehden sahen alle meine Gewährsleute den Hauptgrund für die offenkundige Ruhelosigkeit der Bevölkerung des ganzen Südens. Diese fast an Nomadismus streifende Beweglichkeit ist in der Tat ein Charakteristikum der ganzen Region; hätten wir die Möglichkeit, auch nur für ein Jahrhundert Siedlungskarten in Zeitabschnitten von vielleicht 10 zu 10 Jahren rückwärts zu entwerfen, so würden wir sehen, daß kaum eine einzige Gruppe aller dieser Völker dort die ganze Zeit an ein und demselben Ort seßhaft geblieben ist. Es ist ein ewiges Wandern von einem Flußtal zum andern, Rowuma aufwärts und abwärts, an seinen Nebenflüssen entlang, auf das Plateau hinauf und ins Tiefland hinunter. Freilich gibt es Ruhepausen für jeden Trupp; er legt eine weitläufige Siedlung an, baut Schamben und kommt zu einigem Wohlstand; aber plötzlich ist der ganze Distrikt leer, die Hütten liegen in Trümmern, auf den alten Äckern wächst Gestrüpp und Busch. Hat man ein scharfes Auge für diese Symptome ehemaliger Besiedlung, so ist es nicht schwer, selbst nach vielen Jahren noch festzustellen, wo alter Kulturboden gewesen ist. Es steht zu hoffen, daß bei den ruhigen und gefestigten Verhältnissen unter der Herrschaft des Europäers diese alte Ruhelosigkeit endlich einer größern Seßhaftigkeit weicht, denn anders werden sich koloniale Werte hier niemals erzielen lassen.

Über das Erbrecht der Jao habe ich mich schon an den verschiedensten Stellen geäußert; um es an einem verhältnismäßig einfachen Fall noch einmal klarzulegen, will ich hier den Stammbaum der Dynastie der Susa bringen. Der Susa von heute, ein Jao von wirklich würdigem, imponierenden Äußern mit langem Vollbart und von großer Intelligenz, hat seinen Wohnsitz zwei gute Wegstunden nördlich von Tschingulungulu, wo er inmitten großer, gutgehaltener Pflanzungen in einem fast palastähnlichen Hause wohnt. Einzelheiten aus der innern Einrichtung, wie seine Herdanlage und sein Ruhebett, sind schon an anderer Stelle gebracht worden. Mit seiner sonstigen Aufgeklärtheit im Widerspruch stand allerdings jenes merkwürdige Zaubermittel der vom Dach herunterhängenden Kigeliafrucht, die dieses schwere Dach vor den Windhosen und ihren Verheerungen schützen sollte. Hier der Stammbaum:



Als Kommentar gab auch Susa an, daß nicht der Sohn des Vaters, sondern ein Sohn der Schwester erbt, und zwar der nach der Ansicht des Häuptlings tüchtigste. Auch bei den gewöhnlichen Freien ist dieses Erbrecht gültig. In dem Stammbaum sind nur vier Kinder Susas II. verzeichnet, zwei Knaben und zwei Mädchen. Von den vier hatte Susa zunächst nur die beiden Söhne Banomari und Chemwasa genannt; d. h. eigentlich hatte er sie nicht klar angegeben, sondern sie fanden sich verschleiert in der Zahl fünf, die Susa mir zuerst als die Zahl seiner Kinder nannte. Einige Klarheit über diese Frage bekam ich, als ich mein Gegenüber fragte, wieviel Kinder denn Susa I. hinterlassen habe; da zeigte sich, daß von der genannten Fünfzahl nur 2 auf Susa II. entfielen, während dieser die übrigen drei aus dem Nachlaß seines verstorbenen Vorgängers übernommen hatte. Nach langem, weiteren Hin- und Herreden stellte es sich dann heraus, daß er außer jenen dreien noch drei weitere Söhne und vier Töchter des alten Susa geerbt hatte, so daß er die ja auch im Stammbaum verzeichnete Zahl von 10 Adoptivkindern besaß. Erst viel später fiel es Susa ein, daß er neben den zwei Söhnen auch noch zwei eigene Töchter besaß, Akulendo und Achikakua. Außer den Kindern seines Vorgängers hatte Susa nach den Gewohnheiten dieser Völker auch dessen Frauen mit übernommen; von diesen hatte er, wie bereits erwähnt worden ist, nur die älteste als Hauptfrau behalten. Einen Nachfolger für sich hatte Susa noch nicht in Aussicht genommen; die Frage nach einem solchen war ihm sichtlich unangenehm, weshalb ich das Thema verließ.

Werbung und Heirat.

Das Heiratsalter der beiden Geschlechter zu bestimmen, wird naturgemäß dadurch sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, daß das Alter überhaupt gar nicht genau abzuschätzen ist; auch bei den Eingebornen gibt es gut und schlecht entwickelte Individuen. Nach Matola sollen manche Knaben schon mit 10 Jahren, Mädchen in noch früherem Alter die Ehe eingehen. Früher hat nach demselben Gewährsmann die sogenannte Massanjeheirat bestanden, ein Verfahren, bei welchem ganz junge Kinder von 5 bis 7 Jahren miteinander verbunden wurden; man baute ihnen kleine Hütten, in denen sie wohnen mußten. Diese Einrichtung soll auch heute noch ab und zu vorkommen. Eine ganz allgemeine Sitte ist es hingegen, daß, wenn eine Frau geboren hat, während ihre Nachbarin diesem Ereignis erst entgegensieht, die erste sagt: Ich habe ein Mädchen bzw. einen Sohn; bekommst Du einen Sohn bzw. ein Mädchen, so sollen die beiden einander heiraten. Dies geschieht dann später auch.

Über den Gang der Werbung lassen sich bestimmte Regeln heute, wo sich die alten Sitten ganz offenkundig in rascher Zersetzung befinden, kaum noch feststellen. Soweit ein bestimmtes Verfahren befolgt wird, verläuft es etwa folgendermaßen. Will der Sohn eines Hörigen heiraten, so teilt er seine Absicht zunächst seinem Vater mit; dieser meldet es dann dem Patron. Der Patron macht mit dem Vater der Auserkorenen Schauri. Willigt dieser ein, so wird die Tochter geholt und um ihre Meinung gefragt. Ist sie nicht gewillt, den Kandidaten zu heiraten, so ist die Angelegenheit damit erledigt; stimmt sie aber zu, so treten nicht nur alle ihre Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits, sondern auch diejenigen ihres Zukünftigen unter dem Vorsitz des Patrons zu einem großen Schauri zusammen. Dabei hält der Patron eine lange Rede des Inhalts, daß der Bräutigam nicht nur der Frau gegenüber treu und verträglich sein soll, sondern daß er auch ihm, dem Patron, wacker weiterdienen müsse.

Feierliche, hergebrachte Zeremonien bei der Eheschließung selbst sind anscheinend im ganzen Gebiet unbekannt, der junge Ehemann zieht kurzerhand in sein neuerbautes Haus, das unbedingt in der Nähe des schwiegermütterlichen Heims stehen muß. Als Kaufpreis werden ein paar Hühner und bestimmte Mengen von neuen Zeugstoffen an die Schwiegermutter gezahlt; außerdem aber gehört es zur Pflicht des Schwiegersohnes, für die Schwiegermutter im weitesten Maße die Feldarbeit zu besorgen, zum mindesten so lange, als es die Vermehrung seiner eigenen Familie und der eigene Hausstand gestatten. Nach den Aussagen von älteren Gewährsleuten hätte der Vater kaum zur Familie gehört; er wäre fast als außer ihr stehend betrachtet worden. Die jüngere Generation weiß von einer derartig strengen Durchführung des Mutterrechts und der Exogamie kaum noch etwas; indessen gehört auch heute noch das Kind zu der Sippe der Mutter, die auch im Falle der Ehetrennung in seinem Besitz verbleibt.

Auch in sonstigen kleinen Zügen spricht sich noch immer das oftmals sicher ganz unbewußte Festhalten an uralten sozialen Einrichtungen aus. So darf der mannbar gewordene Mjao weder mit seiner Schwiegermutter, noch mit seiner Mutter, noch mit seiner Schwester auf ein und derselben Chitanda oder ein und derselben Matte sitzen. Dahingegen bestehen z. B. zwischen Vetter und Base durchaus keine Annäherungshindernisse, ja, sie sind nach allgemeiner Volksansicht direkt für einander bestimmt. Wir werden später sehen, wie mein Gewährsmann, der alte

Makondejumbe Mponda, diese Gesetze für sein Volk näher präzisiert.

Die Stammeseinteilung.

Über die innere Aufteilung der Jao konnte ich zunächst nichts erfahren; erst später auf dem Makondeplateau ersah ich, daß sowohl bei den Makonde wie auch bei den Makua eine sehr weitgehende Gliederung beider Völkerschaften in Sippen oder Clans vorhanden ist. Diese gewonnene Kenntnis hat mich dann in den Stand gesetzt, die betreffenden Nachforschungen auch bei den Jao erfolgreich nachzuholen und wenigstens noch einige Reste dieser anscheinend ebenfalls rasch verschwindenden Einrichtung festzustellen. Die großen Unterabteilungen der Jao stehen seit langer Zeit fest und waren auch mir bekannt, trotzdem ich infolge meiner unfreiwilligen Zieländerung für den Südosten Deutsch-Ostafrikas wissenschaftlich nicht so gut vorbereitet war wie für das abflußlose Gebiet im Norden des Schutzgebietes. Diese Hauptzweige sind die folgenden:

1. Die Amakale in der Region der Rowumaquellen.

2. Die Wamwembe (meist Achinamataka genannt) bei Mataka zwischen dem Rowuma und dem Ludjende; die größte Abteilung.

3. Die Àmassaninga (Massaninga) um das Südende des Njassa herum.

4. Die Amachinga (oder Achinamakanjila) am oberen Ludjende.

5. Die Mangoche in der Nachbarschaft von Blantyre.

Von diesen Untergruppen mögen heute wohl die meisten mehr oder minder zahlreiche Vertreter auf deutschem Gebiet haben, wenngleich natürlicherweise die Mangoche aus räumlichen Gründen stark zurücktreten, vielleicht gar ausscheiden werden. Über die Zugehörigkeit zu den einzelnen dieser großen Gruppen bestand auch unter den jüngeren Jao im allgemeinen kein Zweifel; nur in besonderen Fällen konnte es vorkommen, daß zwei Männer sich über ihre Zugehörigkeit zu den Gruppen stritten. Wenig oder gar nicht bekannt schien hingegen bei der Jugend die weitere Einteilung in Makosyo zu sein. Lukosyo, Pl. Makosyo, ist der Kijao-Ausdruck für die Sippe, den Clan oder wie man die Einheit sonst nennen will; sie ist die typisch exogamische Abscheidung innerhalb der Gesamtvölkerschaft, wie wir sie auch bei so vielen anderen Naturvölkern wiederfinden. Nach derselben Analogie verbindet sie mit der Exogamie dann auch das Mutterrecht. Für mich fragte es sich nunmehr, ob sie auch obendrein noch totemistischer Natur war oder doch wenigstens noch Anklänge an diese menschheitsgeschichtlich alte Einrichtung zeigte.

Während meiner ganzen Forschungsreise habe ich, soweit es sich ermöglichen ließ, ganz konsequent nicht nur den Namen jedes Eingebornen, der mit mir in engere Berührung trat, aufgeschrieben, sondern ich habe auch versucht, die Bedeutung dieser Namen herauszubekommen; eine Auswahl von ihnen soll in diesem Bericht abgedruckt werden. Von mindestens ebensogroßem völkerpsychologischen Interesse wie diese Einzelnamen mußten unter allen Umständen aber auch die Namen der Makosyo sein; auch bei ihnen habe ich, soweit es sich irgend ermöglichen ließ, die etymologische Bedeutung zu erforschen gesucht. Heute kann ich feststellen, daß von einem wirklichen, lebenden Totemismus in jenem Gebiet nicht mehr die Rede sein kann, ja, daß sogar auch jede bewußte Erinnerung an mythisch-genetische Zusammenhänge mit der Tier- und Pflanzenwelt des Landes fehlt. Aber ebenso unleugbar steht fest, daß doch mancher dieser Sippennamen eine überraschende Ähnlichkeit mit anerkannt totemistischen Sippenbenennungen anderer Erdgegenden aufweist, weniger vielleicht bei den Jao, bei denen ich nur eine geringe Anzahl solcher Namen feststellen konnte, als bei den Makua und Makonde, die ganz offenkundig auch in dieser Richtung noch viel unberührter und urwüchsiger geblieben sind als ihre fortschrittlichen Nachbarn in der großen Rowumaebene. Den Hauptteil der hierher gehörigen Angaben habe ich vom Häuptling Susa; sie sind vom schwarzen Prediger Daudi von Tschingulungulu kontrolliert und können damit wohl ein gewisses Maß von Zuverlässigkeit beanspruchen. Eine größere Vorsicht ist dem andern Teil gegenüber geboten, den ich einem gewissen Masanyara, einem Alaponi-Makua aus der weitern Umgebung von Newala, verdanke. Er hat mir die eine oder andere Sippe als Jao bezeichnet, die nach Daudi zu den Makua gehörte; andere Sippen wieder hat er lediglich als eine Mischung von Jao und Makua hingestellt, während sie nach anderen Gewährsleuten noch ein drittes Element, nämlich Makonde, enthalten sollen. Falsch brauchen Masanyaras Angaben deshalb noch lange nicht zu sein, denn in Wirklichkeit wird bei der jahrzehntelangen, innigen Durchdringung aller dieser Völkerschaften ein weitgehendes Konnubium unausbleiblich gewesen sein. Den besten Beleg hierfür bildet die Erscheinung, daß der heranwachsenden Jugend von heute diese alte, scharfe, innere und äußere Stammesaufteilung nicht im mindesten mehr geläufig ist.

Nicht bei allen Namen waren meine Gewährsmänner imstande, die Wohnsitze der Einzelsippen

anzugeben, bei der ewigen Ruhelosigkeit aller dieser Elemente kein Wunder; doch habe ich wenigstens für die Mehrzahl der Makosyo die Hauptverbreitungsgebiete festlegen können.

Die Makosyo.

1. Im Gebiet Susas selbst sitzen die Masimbo. Sie leiten ihren Namen her von Fallgruben (Kijao: Lisimbo, Plural Masimbo), in denen sie Wild gefangen hätten. Dieses sei ihre Hauptnahrung gewesen.

2. Matola gehört zur Lukosyo der Achemtinga, desgleichen sein Vetter, der mehrfach genannte Prediger Daudi. Beide sind Amachinga der größern Jaogruppe nach, aber Achemtinga der Lukosyo nach. Chemtinga (Che = Herr) ist nach Daudi ein alter, großer Jao-Häuptling in Somba am gleichnamigen See in der Nähe von Chikala am obern Ludjende.

3. Eine dritte Sippe sind nach Susa die Amanganja bei Chikumbili. Sie haben früher Körbe aus Bambus (mlasi) geflochten. Der Name der Körbe ist Ligaja, Plural Magaja; daher der Name (?). Sie heißen auch Wamkula, indem sie vom Berg Kula kommen. Ihr Idiom ist ein schlechtes Kijao.

4. Ebenfalls bei Susa sitzen die Amachinga. Susa hat mir diesen Begriff ausdrücklich als den einer Lukosyo dargestellt, während er in der Literatur der Ausdruck für eine der großen Stammesgruppen ist. Es ist möglich, daß der afrikanische Gewährsmann hier die Begriffe verwechselt hat; anderseits mag auch sehr wohl eine enger umgrenzte Sippe dieses Namens existieren. Nach Susas Erklärung soll das Wort Machinga lediglich ein von kleinen Flüssen durchschnittenes Gelände bedeuten, wie es in der Gegend von Mtscauru und Tschingulungulu vorhanden ist; Lichinga hieße dann Hügelland. Dasselbe Wort bedeutet im Kijao aber auch: Viehkraal. Wendet man es auf die Sippe der Amachinga an, so würde die Etymologie auf die Pflege der Viehzucht seitens dieser Jaogruppe in früheren Sitzen hindeuten können. Eine klare Deutung des Begriffes muß weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Die mir vom Makua Masanyara mitgeteilten Sippennamen sind folgende:

5. Amilaji (Amiraji), die jetzt bei Mwiti sitzen. Ihren Namen führen die Jao darauf zurück, daß sie mit Vorliebe in bambusreichen Gebieten gesessen hätten (mlasi = der Bambus). Vielleicht sind die Amilaji mit den Amanganja (s. oben Nr. 3) identisch.

6. Amandingo, die auf dem rechten Ufer des Rowuma sitzen. Der Name soll ebenfalls auf ihre Wohnweise zurückzuführen sein, indem sie auf Insel- oder Flußschleifen (ndingu [o]) sitzen.

7. Achingalla, ebenfalls jenseit des Rowuma. Etymologie von Ngalla, einem Tier im Fluß, wie man mir sagte, in Wirklichkeit einer Muschel, deren Schalen auch heute noch als Löffel gebraucht werden. Die Achingalla hätten sich vorwiegend von diesen Tieren genährt.

8. Achintende, auch auf dem rechten Rowuma-Ufer. Sie führen ihren Namen nach ihrer frühern Heimat, dem Hügel (Bergland?) Ntende.

Bis hierher waren Masanyara und seine Freunde stets noch in der Lage, mir die wirkliche oder vielleicht auch von ihnen schnell erdichtete Bedeutung der Sippennamen zu geben. Für die übrigen ist das nicht mehr der Fall; auch hapert es hier schon recht bedenklich mit der Angabe des genauen Wohnsitzes. Endlich gehören auch hierher die schon erwähnten unreinen oder gemischten Sippen.

Noch als reine Jao-Makosyo wurden mir genannt:

9. Die Achintindi bei Makotschera.

10. Die Achinkumbwa bei Undi, südlich vom Rowuma.

11. Die Achekacheche bei Kukutuku, ebenfalls auf portugiesischem Gebiet.

In derselben Gegend sollen sitzen:

12. die Achisagalla.

13. Die Achilanyuku und

14. die Achiwuti.

Eine von mir selbst besuchte Sippe sind

15. die Wamlima bei Mlipa, in der Nähe von Newala auf dem Westrande des Makondeplateaus.

Mischsippen, und zwar solche von Makua und Jao, sind nach Masanyara dann

16. die Amiranchi und

17. die Amkwele.

Eine Mischung schließlich von Jao, Makua und Makonde sind

18. die Ahokolollo.

Über die zahlreichen Sippen der Makua, Wamuera und Makonde siehe die späteren Ausführungen.

Die Ehe.

Über die Eheverhältnisse der Jao will ich mich an dieser Stelle sehr kurz fassen. Freiheit der Mädchen vor der Heirat wird wenig geschätzt; solche mit einer „Vergangenheit" bekommen in der Regel keinen guten Mann. Damit im engsten Zusammenhang steht die sehr stark ausgeprägte Neigung zur Eifersucht bei den Männern, die selbst mir in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit nicht verborgen blieb, indem meine stattlichen Wanjamwesi mancher Frau des Landes gefährlich zu werden drohten. Der Umgang mit anderen Männern ist denn auch der häufigste Anlaß zur Scheidung. Hat der betrogene Ehemann die Gewißheit von der Untreue seiner Frau erlangt,

so ruft er die Verwandten seiner Frau und seine eigenen zusammen und stellt die Frau in das richtige Licht. „Wer sie heiraten will", spricht er, „möge es tun; ich gehe weg und suche mir ein anderes Weib." Dann wird das noch vorhandene Essen redlich unter Mann und Frau aufgeteilt; der Mann geht zu seinen Angehörigen, die Frau zu den ihrigen. Etwa vorhandene Kinder verbleiben unter allen Umständen der Mutter. Kinderlosigkeit führt in der Regel zur Verstoßung des Mannes; die betreffenden Frauen sollen skrupellos einen nach dem anderen wählen, indem sie sich selbst stets für fruchtbar halten. Eine bestimmte Wartezeit nach erfolgter Trennung der Ehe ist nach meinen Erkundigungen nicht nötig; auch Witwen können sich recht bald wieder verheiraten.

Geburt und Tod.

Bei der Geburt liegt die Kreissende in Rückenlage auf einer Matte, die innerhalb der Hütte auf dem Boden ausgebreitet ist. Die älteren Kinder und der Hausherr werden unter allen Umständen entfernt; anwesend sind hingegen eine Anzahl älterer Frauen des Dorfes, darunter stets eine nahe Verwandte des Mannes. Nach den mir gewordenen Mitteilungen ist diese eine Art Protokollantin über die Aussagen der Kreissenden in bezug auf etwa gepflogenen anderweitigen Verkehr. In der Tat besteht die Haupttätigkeit der Wehmütter darin, die in den Wehen liegende Frau einem sehr strengen Examen zu unterziehen. „Wieviel Männer hast Du gehabt, drei oder vier oder noch mehr? Dein Kind wird nicht eher kommen, als bis Du den rechten Vater genannt hast; auch stirbst Du, wenn Du nicht sagst, wieviel Männer Du gehabt hast." Das sind Redewendungen von der Art, wie sie auf die junge Frau von allen Seiten herniederregnen. Mechanische Hilfe läßt man ihr nicht angedeihen; die Kreissende wälzt sich unter dem physischen und moralischen Ansturm in den Wehen, heult und schreit. Schließlich geht auch das vorüber.

Die Nabelschnur wird von einer alten Frau abgeschnitten. Von altertümlichen Instrumenten, wie wir sie bei den Makua kennen lernen werden, ist mir von den Jao nichts berichtet worden. Meist mag der Schnitt wohl ungeschickt gemacht werden, denn der Nabelbruch, der ja so vielerorts zum afrikanischen Schönheitsideal geworden ist, kommt auch hier sehr häufig vor. Nachgeburt und Nabelschnur werden vergraben, möglichst ohne daß es jemand sieht. Beide sind sehr gesuchte Elefantenmedizinen, so daß die Männer sich mit allen Mitteln in ihren Besitz zu setzen suchen. Auch zu sonstigen Zaubermitteln bilden sie die wirksamsten Bestandteile.

Das Neugeborne wird gewaschen und darauf in ein Tuch oder ein Stück Rindenstoff gewickelt. Dabei salbt man seine Ohren mit Öl, damit es hören soll. Die Brust bekommt es sofort nach dem Waschen. Die Zunge wird ihm mittels eines Rasiermessers gelöst.

Die Wöchnerin behält zunächst ihr Lager bei, geht aber in kein eigentliches Wochenbett, sondern steht bereits nach ein bis zwei Tagen, ja manchmal noch am selben Tage wieder auf.

Mädchen werden gern gesehen, weniger aus direkt materiellen, mammonistischen Gesichtspunkten heraus, als weil sie schon in ihren jungen Jahren der Mutter eine willkommene Hilfe im Haushalt sind, während nach ihrer Verheiratung ja ihr Ehemann der Schwiegermutter alle schwere Arbeit abnehmen wird.

Auch Zwillinge werden freudig begrüßt. Sie werden stets ganz gleich gekleidet. Als Grund gibt man an, daß eins der Kinder sterben würde, wenn es anders gekleidet sei als das andere.

K i n d s m o r d soll vorkommen. Die Gründe sind dieselben wie auf den Fidji-Inseln: um wieder lieben zu können. Meist behelfen sich die Mädchen und Frauen jedoch mit der Abtreibung der Leibesfrucht. Mittel dazu sind zumeist Pflanzensäfte; doch auch mechanische Eingriffe werden nicht verschmäht. Das Hauptmedikament ist die Wurzel einer kleinen Pflanze mit kleinen Blättern und roten Blüten. Ein zwiegeteiltes Rhizom darf man nicht nehmen, sondern nur eins von der Form und der Größe des kleinen Fingers. Um dieses wickelt man die Rinde einer bestimmten Baumart und legt beides zusammen von morgens bis abends in Wasser. Am Abend trinkt man das Wasser, worauf eine halbe Stunde später der Abortus erfolgt, angeblich ohne Schmerzen und auch ohne schädliche Folgen. Nach einer andern, wohl zuverlässigeren Auskunft wirkt das Mittel erst nach sechs Stunden; auch soll es bei mehrfacher Wiederholung lebensgefährlich sein. Die Abtreibung gilt durchaus nicht als verwerflich. Leider habe ich trotz aller Bemühungen keins der Mittel bekommen können. Über die vom Aberglauben diktierten Vorbeugungsmaßregeln gegen unerwünschte Schwangerschaft s. S. 34.

Besondere Feste veranstaltet der junge Vater trotz seiner großen Freude nicht; ganz wie bei uns sind übrigens die Großmütter fast noch mehr über das Neugeborne erfreut als die Eltern.

Die Stillung der Kinder dauert, wie bei allen Negervölkern, außerordentlich lange; in der Regel bis zur nächsten Schwangerschaft. Oft sah ich wahre Riesen von Schlingeln noch an den mütterlichen Born zurückkehren.

Nach einer mir später gemachten, allem Anschein nach genauern Angabe bestehen über die auf S. 33 erwähnten, dem Kinde unmittelbar nach der Geburt

umgelegten Amulette bestimmte, ihre Zahl und den Anbringungsort vorschreibende Regeln. Es müssen acht verschiedene Wurzeln sein, die paarweise zu vier Amuletten vereinigt werden. Zwei davon kommen an einer Schnur vorn auf den Leib, zwei auf den Rücken, zwei an den Hals, zwei auf den Nacken. Nach demselben Gewährsmann geht die Mutter mit dem Neugebornen am dritten Tage zum erstenmal an die Luft; es gilt, das Kind dem Volke zu zeigen, das es natürlich gebührend lobt.

Über die Behandlung totgeborner Kinder bei den Jao konnte ich nichts Belangreiches erfahren; wie überall im Gebiet sind Stücke von ihnen ein sehr gesuchtes Zaubermittel; vor allem nützen sie auf der Elefantenjagd. Der Gedankengang ist der: Das Kind hat niemand erzürnt, da es ja tot geboren ist; folglich wird auch der verfolgte Elefant nicht zornig werden.

Stirbt die Frau bei der Geburt, das Kind aber bleibt am Leben, so legt man es nicht, wie es anderswo geschieht, mit der Mutter ins Grab, sondern übergibt es einer andern Frau zum Stillen.

Mißgeburten werden erdrosselt oder durch Zudecken erstickt. Damit nicht im Einklang fand ich indessen gerade bei Matola verhältnismäßig zahlreiche Individuen mit Klumpfüßen oder sonstigen Gebrechen. Ob diese angeboren oder aber erst später durch Sandflöhe u. dgl. erworben waren, konnte ich nicht feststellen.

Begräbnis.

Die Gebräuche beim Begräbnis habe ich nur in einem einzelnen Falle mit eigenen Augen studieren können; doch stimmen die mir gemachten, vielfachen Aussagen mit meinen eigenen Beobachtungen so gut überein, daß man alles zusammen als zuverlässig betrachten kann. Stirbt ein Großer, ein Häuptling oder einer seiner Verwandten, so müssen sich alle überlebenden Verwandten des Verblichenen mit Öl einschmieren und den Kopf rasieren, Männer, Frauen und Kinder. Ein Mann, der morgens gestorben ist, wird noch abends begraben. Dabei sind viele Leute zugegen; es werden Ziegen geschlachtet und viele sonstige Speisen zubereitet; und alles wird verzehrt. Die Verwandten heulen; als Trauerzeichen binden sie sich eine Schnur mit weißen Perlen um den Hals, im Gegensatz zu den Makua, wo dasselbe Halsband aus Palmblattstreifen geflochten ist. Es heißt Lasa.

Das Grab hat die Form eines Rechtecks wie bei uns; es ist übermannstief und übermannslang. Unten setzt es sich in einer schmäleren Vertiefung fort, die in der Mitte des Bodens für den menschlichen Leichnam noch besonders ausgehoben wird. Die Leiche selbst behält das Zeug, in dem der Verblichene gestorben ist, auch im Grabe an, doch wird sie heute außerdem auch noch in weißen, ungebrauchten Kattun, die Sanda der Küstenleute, eingenäht. Als Unterlage bekommt die Leiche in die Vertiefung eine Matte; auf diese wird sie selbst gelegt; über sie aber werden dann so viele Matten und Kattunstoffe gehäuft, wie es der Besitzstand der Familie zuläßt. Das Einlegen in die untere Vertiefung wird besorgt durch einen Mann zu Häupten und einen zu Füßen. Über den eigentlichen Leichenraum werden nach erfolgtem Hineinlegen Querstäbe gelegt, die man dick mit Gras überdeckt; den Abschluß bildet eine derbe Matte aus Bambusgeflecht. Haben die beiden Männer das Grab verlassen, so wird sein Hohlraum ausgefüllt, die überschüssige Erde aber zu einem flachen Grabhügel aufgewölbt. Über das Ganze stellt man ein Schutzdach aus Pfählen, Baumstämmen und Gras (Taf. 63 Abb. 1); an diesem Schutzdach befestigt man Zeugstoffe, die dem Verstorbenen gehört haben, und setzt schließlich neben den Grabhügel ein großes Tongefäß. In früheren Zeiten wurde hierin dem Toten Pombe geopfert; heute haben sich die Sitten etwas verschlechtert; man darf es nicht mehr wagen Pombe zu opfern, sondern ist sogar genötigt, den Boden des Gefäßes zu durchlöchern, damit dieses nicht selbst auch noch entwendet wird. Die bei den Makonde und Makua üblichen, stattlichen Bäume zu Häupten des Toten sind mir bei Jaogräbern nicht aufgefallen. Es ist möglich, daß ich sie übersehen habe; vielleicht aber gibt es die Einrichtung nicht bei diesem Volke.

An natürliche Ursachen des Todes wird auch heute im allgemeinen noch nicht geglaubt, es wird vielmehr stets Verzauberung oder Einwirkung anderer, besonders der Frauen, angenommen. Wie bei allen Bantuvölkern, so kann auch hier der Medizinmann durch seine Mittel ersehen, wer schuld an dem Tode ist. Als Medizin selbst dient für diesen Fall das Chissangu, mit dem wir uns noch später zu beschäftigen haben werden. Um ganz sicher zu gehen, ziehen die Verwandten des Verstorbenen möglichst mehrere Medizinfundi zu Rate. Einigen sich alle diese Doktoren auf einen Verdächtigen, so wird zunächst das Mavi-Ordal versucht. Dieses Mavi ist die Wurzel eines Baumes, die auf einem Stein zerrieben und einem Huhn oder einem Hunde eingegeben wird. Alle Anwesenden klopfen nun auf Bretter oder neuerdings auf Blech und rufen: „Hast Du unsern Verwandten getötet, so soll das Huhn (bzw. der Hund) sterben zum Zeichen des Beweises; bricht das Tier aber das Mavi aus, so bist Du unschuldig und bleibst leben." Stirbt nun das Huhn, so sagt man zu dem Schuldigen: „Du hast den X getötet; gib Deine Zaubermedizin her." Der oder die Schuldige leugnet

erst noch eine Zeitlang, gesteht dann aber die Tat ein und gibt die Medizin heraus. In früheren Zeiten verbrannte man die Schuldigen; heute begnügt man sich damit, lediglich die Zaubermedizin zu verbrennen. Höchst merkwürdig klingt die Aussage eines meiner alten Jao-Gewährsmänner, nach der verdächtigte Frauen die Medizin in der Vagina verstecken sollen. Dem Umfang nach ginge das wohl, denn fast immer bestehen die Zaubermittel aus Wurzeln; da Männern wie Frauen zudem Taschen fehlen, so liegt auch aus diesem Grunde gegen die Angabe kein Bedenken vor. Nur daß die Aufbewahrung in dem eigenartigen Versteck auf längere Zeit berechnet sei, ist schon aus gesundheitlichen Gründen ebenso ausgeschlossen wie eine allgemeine Verbreitung dieser Methode. Wahrscheinlich hatte der Alte einen besonderen Fall im Auge.

Kultus und Verwandtes.

Beobachtungen über diesen Gegenstand sind selbst bei sehr langem Aufenthalt unter Naturvölkern mit großen Schwierigkeiten verknüpft, um wieviel mehr für mich, der ich bei jeder Völkerschaft im günstigsten Fall nur mit einem Aufenthalt von Wochen oder Monaten rechnen konnte. Es ist unter diesen Umständen sehr wahrscheinlich, daß sowohl von Anfängen der Religion wie von bestimmten Formen ihrer Betätigung viel mehr vorhanden ist als ich selbst zu Gesicht bekommen oder durch Ausfragen erfahren habe. Was die Religionsforschung in diesem Teile Afrikas noch ganz besonders erschwert, ist das unaufhaltsame Eindringen des Islam, der überall, wo auch nur ein Küstenmann seinen Wohnsitz genommen hat, sehr rasch Anhänger gewinnt; zum andern trägt selbstverständlich auch die Tätigkeit der christlichen Missionen, die zum Teil schon auf Jahrzehnte zurückblicken kann, viel dazu bei, die altüberkommenen Verhältnisse zu verwischen. Die wenigen Notizen, die ich hier zu bringen imstande bin, gebe ich aus diesen Gründen demnach mit allem Vorbehalt; es wird die Aufgabe vor allem der Mission sein, die Forschung nach dieser Seite hin objektiv und ohne die Brille irgend eines christlichen Dogmas fortzuführen.

Von einem eigentlichen Kult ist weder bei den Jao, noch bei den übrigen Völkerschaften im Grunde genommen überhaupt die Rede, höchstens, daß man ihnen eine gewisse Ahnenverehrung zusprechen kann, die mit einer Art Baumkultus und der Einrichtung des Lappenbaumes verknüpft ist. Zwar wurde mir als höchste Gottheit mehrfach Mlungu genannt, der zwischen den Wolken sitzt, streng, aber doch auch wieder gut ist, und der Erde und Mensch geschaffen hat; indessen ist es doch sehr zweifelhaft, ob hier nicht ausschließlich Küsteneinfluß die Aussagen diktiert hat, und ob dieses Götterbild nicht auch bloß auf wenige „Gebildete" beschränkt ist. Ganz allgemeiner Volksglaube hingegen ist die Verpflanzung der Seelen besonders angesehener Verstorbener in bestimmte Bäume oder Baumarten. Vor allem sind es hervorragende Exemplare des Msolobaumes, einer Baumart mit rissiger, dunkler Rinde, die gern als Sitz der Ahnenseelen betrachtet werden. Zu diesen Bäumen geht der Neger in allen Fällen von Bedrängnis, vor jedem größern oder schwierigern Unternehmen, um gute Ernten zu erbitten, kurz, in allen Lebenslagen, wo er des Beistandes der Verstorbenen zu benötigen glaubt. Dabei wird der Platz unter dem betreffenden Baum erst gereinigt; darauf opfert man Bier und Mehl und bringt erst jetzt seine Bitte vor. Eine fernere, innerhalb der Menschheit auch sonst nicht seltene Opfergabe sind Zeugstreifen und -fetzen, die man an solchen Bäumen befestigt; leider sind mir die betreffenden photographischen Aufnahmen verloren gegangen.

Der Glaube an einen Fortbestand oder an ein Fortleben der Seele des Verstorbenen besteht also ganz unzweifelhaft, doch haben die Eingebornen über ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort keine bestimmten Vorstellungen; selbst der christliche schwarze Prediger Daudi von Tschingulungulu war immerhin noch Naturmensch genug, zwar diese Dauerexistenz der Seele zuzugeben, nicht aber sagen zu können, wohin sie wandert. Wenn der Eingeborne unter diesen Umständen seine Opfergaben am Fuße des Msolobaumes niedergelegt und ebendort seine Gebete verrichtet, so geschieht das aus dem Glauben heraus, daß die Seelen dorthin am leichtesten zu bannen und zum helfenden Eingreifen zu bewegen sind. Der ganze Glaube ist demnach sehr wohl zu bezeichnen als eine Art höherer Animismus mit besonderer Betonung des Ahnenkultes. Die von Daudi wiedergegebene Ansicht, die Seelen der Verstorbenen sähen die Hinterbliebenen zu jeder Zeit und an allen Orten, führe ich ohne weiteres auf sein Christentum zurück. Urecht afrikanisch ist hingegen wieder der allgemeine Volksglaube, daß die Seele die Fähigkeit be-

sitzt, in Lebende überzugehen. Diese verfallen dann in Hypnose und beginnen zu reden: „Ich bin durstig und hungrig; warum macht Ihr nicht Bier für mich? Warum macht Ihr nicht Ugali?" Dann machen die also angeredeten Stammesangehörigen beides und bringen es unter den Msolobaum. Das Opfer gilt dann nicht als dem von der Seele des Verstorbenen augenblicklich bewohnten Stammesgenossen, sondern als dem frühern Inhaber der Seele dargebracht.

Abrasierte oder abgeschnittene Haare, auch abgeschnittene Nägel, werden vergraben, damit kein Zauberer sie bekommen und als Zaubermittel gegen ihren früheren Träger verwenden kann. Daß menstruierende Frauen stets unrein sind, ist bereits erwähnt worden. Regenmacher gibt es bei den Jao, im Gegensatz zu den meisten Nachbarvölkern; sie suchen durch ihre für alle möglichen Zwecke zubereitete Medizin sowohl das Fallen übermäßiger Wassermassen, wie auch anhaltende Dürre zu verhindern.

Es erscheint ganz natürlich und selbstverständlich, daß ein Volk, welches so mit der umgebenden Natur, der Pflanzenwelt sowohl wie auch der Tierwelt, verknüpft ist, und welches so stark von beiden abhängt, auch den Vertretern beider Naturreiche in seinem Glauben eine bedeutende Rolle zuweist. Für die Belebung der Pflanzenwelt bezeichnend ist folgende, mir von Matola überkommene Erzählung:

„Beim alten Wajao-Häuptling Mtarika hat man ein großes Wunder gesehen: Usanyekörner*) weinten in dem Korbe, in dem sie standen. Und das kam so. Sie (die Leute) hatten die Usanye in der Schamba abgehackt und in den Korb gelegt. Und beim Zusammenpressen fingen die Körner an zu schreien und zu weinen. Und sie jammerten im Korbe. Aber die Leute wußten nicht, woher das Geschrei kam. Und warfen die Usanyekörner aus dem Korbe heraus, um in und unter dem Korbe nachzusehen. Und sie fanden nichts; auch hörten sie jetzt nichts. Darauf taten sie die Körner wieder in den Korb. Da ertönte das Geschrei von neuem. Und alles Volk lief erschreckt weg und holte Leute. Auch diese sahen nach, fanden aber auch nichts. Und alle gingen höchst erstaunt von dannen. Als sie aber heim kamen, siehe, da tanzte der Mörser; auch die großen Mbale (große Tonschalen) tanzten. Und Yongolo, der Tausendfuß, baute sich Häuser. Am nächsten Morgen liefen sie alle zusammen, um sich zu fragen, was das alles bedeuten solle. Und drei Tage danach starb Mtarika. Das war die Bedeutung."

Im Anschluß an diese Geschichte, die ich absichtlich in dem Tonfall wiedergegeben habe, den sie im Kijao hatte, will ich hier noch eine andere wiedergeben, die ich ebenfalls Matola verdanke. Sie gehört, wie man sofort sieht, in die Kategorie der Wandermärchen. Die Geschichte lautet:

„Zwischen hier (d. h. Tschingulungulu) und dem Njassa liegt ein hoher Berg, Mlila mit Namen. An dem führt der Weg vorbei. Und am Wege stehen zwei Beile und eine Schaufel. Und wer es versucht, sie wegzutragen, der bringt's nicht fertig. Läd er sie auf seine Schulter, so erfaßt ihn bald das Gefühl, sie nicht mehr zu haben. Er dreht sich um und sieht, wie Beile und Schaufel wieder auf ihren Platz gehen. Eigentümer der Beile und der Schaufel ist Nakale."

Zeigt schon diese zweite Geschichte, wie außerordentlich einheitlich die menschliche Psyche organisiert ist, so tritt speziell die Verwandtschaft mit unserm eigenen Volksglauben noch besonders deutlich hervor in der folgenden kleinen Erzählung, die ich Knudsen verdanke. Knudsen hatte lange Jahre als „Mann für alles" auf dem Bergbaufeld Luisenfelde gesessen; dort war er eine Zeitlang dem deutschen Oberleiter Marquard unterstellt gewesen, der auch seine Familie an diese einsame Stelle weit hinten im Jaolande mitgebracht hatte. Außer der Frau gehörte noch ein drei- oder vierjähriges Töchterchen zu dieser Familie. „Eines Tages", so erzählte Knudsen, „sprach zu mir ein Eingeborner: »Hier wird einer sterben.« Ich jagte den Kerl weg; er kam wieder und sagte: »Hier wird einer sterben.« Nacht für Nacht kam nun eine Art Eule auf Marquards Haus und schrie. Vierzehn Tage darauf starb ganz plötzlich Marquards Kind. Da kam der Vogel nicht wieder. Der Name des Vogels ist liquiqui."

In der Wertschätzung der Tiere nach ihrer Intelligenz stehen bei den Jao der Elefant und der Hundsaffe (Lijani) obenan; beide gelten als ebenso klug wie der Mensch. Unter den Vögeln wird der Msinyi für ein großes Tier gehalten; er baut sein umfangreiches Nest in einer einzigen Nacht; niemals sieht man dann, daß er zu ihm hin- oder aus ihm herausfliegt. Beim Bau selbst helfen ihm alle anderen Vögel; auch die Schlangen helfen ihm; er ist aller Sultan. Nach dem langen Schopf im Nacken zu urteilen, ist dieser Vogel eine Reiherart.*)

Zum Schluß sei noch ein hübsches Beispiel des auch bei uns bekannten und geübten Knotenschürzens erwähnt; es stellt hier eine Art Liebeszauber dar. Der Mann, der auf ein bestimmtes

*) Über diese Getreideart s. S. 43.

*) Nach freundlicher Mitteilung des Kaiserl. Bezirksamtmanns Herrn Ewerbeck ist dieser Msinyi der Schattenvogel, der auch an der Küste zahlreich vorkommt. Er baut einen großen Horst, in dessen Lücken und Löcher auch andere Vögel ihre Nester bauen, wahrscheinlich, weil sie sich in seiner Nähe sicher fühlen (Symbiose). Die kleinen Vögel tragen Halme, Federn u. dgl. zum eigenen Nestbau herbei, daher wohl der Glaube, sie hülfen dem Wirte bei seiner Arbeit. — Ihn töten bedeutet Tod für den Jäger. Zahlreiche Märchen knüpfen sich an ihn.

Mädchen Absichten hat, nimmt einen Rindenstreifen, schürzt ihn zu einer Knotenschleife und spricht: „Du Baum heißt Soundso (z. B. Sangalasi = Freude); du sollst mir das und das Mädchen holen; zum Zeichen aber, daß dem so sein soll, schließe ich meine Worte in dich hinein." Damit nimmt er die Knotenschleife vor den Mund, steckt die Zunge durch sie hindurch und zieht die Schleife zu. Diese Rinde trägt er dann als Unterarmband.

Sehr fruchtbar in volkskundlicher Hinsicht gestalteten sich in Tschingulungulu einige Abendsitzungen, zu denen ich die Frauen des Dorfes durch Matola hatte zusammenrufen lassen. Zuerst saß die ganze Gesellschaft stumm da, ohne auf mein Ersuchen, mir etwas zu erzählen, zu reagieren. Schließlich aber begann eine dünne Stimme mit hoher Tonlage zu singen; bald fiel eine andere ein, dann eine dritte, und sehr bald sang der ganze Chor. Eins dieser Lieder gebe ich hier wenigstens im Text wieder:

Chakalakale mwana ya Kundungu mwanya kwa tati. Ananyile litalla kwa tati Kunampuye. Nikwaola ku litimbe kuwalimaga (Ku-) Chenampuye. Newaidje ku mussi kwa atati wao. Nigombaga uti nekugawiraga mussi. Nekutamaga.

(Chakalakale, ein Kind Gottes, reiste zu [seinem] Vater. „Zeigen Sie [mir] den Weg zum Vater Kunampuye." Er ging zum Flußbett, wo den Acker bestellte Chenampuye. Er kam zu [seiner] Heimat und zu seinem Vater. Dann wurde geschossen und [ihm] ein Dorf zugeteilt. Und er bleibt zu Haus.)

Auch dieses Lied zeigt uns wieder, daß die Eingebornen stets nur bestimmte Ereignisse zu feiern vermögen; sie haften am Konkreten, Lyrik ist ihnen fremd. Und doch, wir haben hier auch in diesem Frauenliede wieder, was schon die Männerlieder der Jao zeigten: eine lückenlose Aneinanderreihung der Gedanken in wohl aneinandergefügten Sätzen. Das ist aber auch der einzige Vorzug, den die Poesie des Südens z. B. vor der der Wanjamwesi voraus hat; bei diesen ist die Melodie und die Kunst ihres Vortrags, die in Afrika allerdings ganz einzig dasteht, alles, der Text nichts. Die verschiedenen Wanjamwesilieder meiner Träger, die ich als größten Schatz unter meinen phonographischen Aufnahmen mitgebracht habe, entzücken selbst das Ohr musikalisch verwöhnter Europäer; wenn ich aber nachher den Text dazu vorbringe, so erfolgt stets ein allgemeines Schütteln des Kopfes, so wirr springen die einzelnen Sätze mit ihrem Inhalt durcheinander.

Unverständlich ist mir in diesem Liede lange der Begriff „Kind Gottes" geblieben; erst nach meiner Rückkehr aus Afrika glaube ich die Lösung gefunden zu haben. Nach Pater Lamberty *) haben die neueingeweihten Aufständischen der Länder südlich von Kilossa und Morogoro, nachdem sie im Sommer 1905 von den Zauberern eine bestimmte Daua (Medizin) bekommen hatten, gleichzeitig auch den Namen „Watoto wa Mungu", „Kinder Gottes", erhalten. Das ist im Suaheli also derselbe Begriff wie das im Liede gebrauchte mwana ya Kundungu; man darf also wohl mit Recht an eine Wanderung jener Begriffe durch den ganzen Süden der Kolonie denken. Das „Kind Gottes" des Liedes ist demnach ein Aufständischer, der heil und unversehrt aus dem Feldzug heimkehrt, den man freudig begrüßt und der nun fortan sein Feld bebaut.

Im ganzen Lande ist keine Schlange so gefürchtet wie die Ssongo; sie soll eine Art Kamm haben wie ein Hahn und auch bestimmte Locktöne von sich geben. Auf ihre Beute soll sie sich von Bäumen aus stürzen, die am Wege stehen; geht Mensch oder Tier vorbei, so wirft sie den Vorderleib nach unten und schlägt das Opfer ins Genick. Meine Gewährsleute verstanden es meisterhaft, die blitzschnelle Bewegung mimisch wiederzugeben. Nach dem Biß soll der Tod des Opfers in sehr kurzer Zeit erfolgen; Gegenmittel gegen dieses Schlangengift gäbe es nicht, wie man mir sagte. Bei einem dieser Frauenabende war ich nun aufs höchste erstaunt, plötzlich folgendes Lied zu hören:

Seletu seletu, ssongo katole, tungande, ssongo katole.

(Seletu seletu, die Schlange Ssongo, bringe sie her zum Spielen, die Schlange, bringe sie her.)

Unmittelbar daran reihte sich das folgende Lied:
Solo: Seletu seletu, simba katole.
(Den Löwen bringe.)
Chor: Seletu usw.
Solo: Seletu seletu, simba okotu.
(Der Löwe ist schön.)
Chor: Seletu usw.

Die Vortragsweise war bei allen drei Liedern derartig, daß eine Solostimme zunächst den ganzen Text vorsang und daß dann der Chor einfiel, um denselben Text viele Male zu wiederholen. Gerade damals habe ich mehr als je meine musikalische Unbildung bedauert, die mich verhinderte, die Stelle meines damals ja unbrauchbaren Phonographen zu vertreten und die Tonfolge nach dem Gehör auf dem Papier festzuhalten. Inhaltlich bedeuten die beiden letzten kleinen Lieder unzweifelhaft eine Art captatio benevolentiae den beiden grimmigsten Feinden des Eingeborenen gegenüber; man fürchtet die ssongo, und noch mehr fürchtet man den Löwen; deswegen sucht man jene zu beruhigen, indem man die Nachbarin einläd, das giftige Reptil zum Spielen herbei zu schaffen; der furchtbare König der Tiere aber, der gerade in jener

*) Globus, Band 89. S. 83.

Zeit durch seine Gewalttaten Furcht und Schrecken im ganzen Lande verbreitete, wird ob seiner Schönheit gerühmt.

Den gleichen Frauenabenden verdanke ich auch eine kleine Anzahl von Jao-Rätseln; desgleichen eine Sentenz. Jedes Rätsel fängt bei jenem Volke mit der Anrede „Chindawi" an, zu deutsch etwa: „Ich will Dir etwas sagen". „Ajise", „nur zu (komm)", lautet die ständige Antwort.

Das erste dieser Rätsel lautet nach dem unvermeidlichen, soeben geschilderten Eingangsdialog:

Atemme katette tujombodjere Njassa.

(Brich ein Katetteschilf, daß ich über den Njassa gehen kann [als wie auf einer Brücke]).

Als Lösung dieses Rätsels wurde mir das Wort: „Utatambuli" genannt. Knudsen und die anwesenden Stammesgelehrten haben sich sehr lange bemüht, den entsprechenden Suaheli-Ausdruck für dieses Wort zu finden; es ist ihnen aber nicht gelungen. Auch ich habe bis heute seine Bedeutung noch nicht herauszubringen vermocht. Am meisten hat die Lösung „Regenbogen" für sich; buntfarbige Schilfarten gibt es auch dort zu Lande. Denkt man sich einen Katettehalm gebrochen oder besser gebogen, so ist ja das Sinnbild des Regenbogens in der Tat gegeben.

Ganz afrikanisch ist sodann das folgende Rätsel:

A: Chindawi.
B: Ajise.
A: Adju adji (Dies und das).
Lösung: Der Schatten.

Die Lösung des Rätsels in dem überraschenden Sinne wie er hier tatsächlich vorliegt wurde mir folgendermaßen vordemonstriert: Hält man die Hand in die Sonne und bewegt sie rasch bald hierhin, bald dorthin, so sieht man, wie unten auf dem Erdboden der Schatten ebenfalls bald hierhin, bald dorthin huscht.

Eine Parallele hingegen zur Denkart unserer Kinder und ein Rätsel, das auch bei unseren kleinen Kindern gang und gäbe sein könnte, ist das folgende:

A: Chindawi.
B: Ajise.
A: Gojo gojo kakuungwa?
(Was klappert in seinem Haus?)
Lösung: Belemende.
(Die Basi-Erbsen in der Schale.)

Die Basi-Erbse (oder -Bohne) ist ein Strauch etwa von der Form unserer Haselsträuche; ihre eßbaren Früchte sitzen in genau derselben Weise in Schoten wie unsere Erbsen. Bewegt nun der Wind die Zweige der Büsche zur Reifezeit der Schoten, so entsteht ein allgemeines Geklapper, welches der Neger mit seiner lebhaften Phantasie und seiner Neigung zum Personifizieren in das Haus der Frucht verlegt.

Ein prächtiges anderes Beispiel dieser Neigung zum Personifizieren selbst einzelner Körperteile bietet das folgende Rätsel:

A: Chindawi.
B: Ajise.
A: Achiwanangu kulingana.
(Meine Kinder sind gleich groß.)
Lösung: Malongo; die Knie.

Die Negerin setzt also hier pars pro toto, sie betrachtet die Unterschenkel als selbständige Gebilde und personifiziert sie sozusagen als ein Paar Zwillinge von gleicher Körperhöhe.

Ebenfalls ganz afrikanisch ist auch das folgende Rätsel:

A: Chindawi.
B: Ajise.
A: Ambudje adyigele utandi.
(Mein Herr bringt Mehl.)
Lösung: (Weiße Haare.)

Diese Lösung verliert das Seltsame und uns Befremdende, wenn man in Betracht zieht, daß ein Negergreis mit grauem oder weißem Haar aus einiger Entfernung wirklich aussieht, als wäre sein Haupt mit Mehl gepudert. Dieser Umstand hat zu der Fassung des an sich sehr netten Rätsels Veranlassung gegeben.

Das hübscheste Rätsel aber ist das folgende und letzte:

A: Chindawi.
B: Ajise.
A: Pitaku pite akuno tusimane apa.*)
(Geht links herum, geht rechts herum und trifft sich in der Mitte.)
Lösung: lupundu (das Gürtelband).

Ein Kommentar zu diesem Geisteserzeugnis ist wohl überflüssig.

Von wirklich tiefer Weltweisheit und von einem Ernst, den ich bei den Negern gar nicht gesucht hätte, spricht schließlich die folgende Sentenz:

Chikalakasa goje kunganda, kunganda yekwete umbo.

(Schädel spielen nicht; es spielt nur, wer Haare [auf dem Kopfe] hat.)

Die Bedeutung dieses Wahrspruchs deckt sich etwa mit unserm: „Nur der Lebende hat recht", oder mit „Freut Euch des Lebens". Das tut der Neger in seiner beneidenswerten Sorglosigkeit und Unbekümmertheit um alles etwa kommende Ungemach allerdings in vollstem Maße.

Totemismus.

Über die Sippeneinteilung der Jao habe ich bereits oben berichtet; auch der Totemismus ist bereits

*) Nach Matola ist die Fassung: Pit'aku tusimaneakuno.

gestreift worden. Ein wirklich lebendiges Bewußtsein der genetischen Zusammengehörigkeit mit bestimmten Tieren und Pflanzen besteht im Bewußtsein der gegenwärtigen Generation offenkundig nicht mehr; auch in den Bräuchen deutet nur noch wenig auf einen wirklichen Totemismus hin. Indessen scheinen mir die Namen sowohl nach ihrer Form, wie auch nach ihrer ureigentlichen Bedeutung für die frühere Existenz dieser sozialen Eigentümlichkeit primitiver Völker ausschlaggebend zu sein. Wenn die heutigen Gewährsmänner diese Namen ganz zwanglos und behaglich in der Weise erklären, daß die eine Sippe sich von einer bestimmten Pflanze, die andere von einer bestimmten Tierart genährt habe, so will das nichts besagen; die ursprünglichen Zusammenhänge können und werden tiefer liegen. Dafür spricht ja auch ohne weiteres der Umstand, daß die Leute sagen, die Lukosyo Soundso lebte dereinst in der und der pflanzlichen Umgebung oder von dem oder jenem Tier; sie geben damit deutlich zu verstehen, daß der Zusammenhang zwischen Naturumgebung und Mensch überhaupt einer frühern Zeit angehört, daß aber im Gegensatz dazu die heutige Generation, die nach aller Ansicht unter anderen, d. h. weit besseren Verhältnissen lebt, auf jene alten Zusammenhänge gar kein Gewicht mehr legt. Ebenso beweiskräftig für die heute leider schon ganz verwischte Existenz des Totemismus sind auch die übrigen sozialen Einrichtungen, die stets mit ihm Hand in Hand gehen: das Mutterrecht und die Exogamie. Auch die Umbenennung des mannbar gewordenen Individuums ist hierher zu rechnen. Es wird nötig sein, den noch vorhandenen Spuren in der Zukunft mit Eifer zu folgen.

Zeitrechnung, Astronomie, Geschichte.

Die Bestimmung der Tageszeit erfolgt ganz allgemein nach dem Sonnenstande; um eine bestimmte Stunde anzugeben, streckt der Jao (und ebenso die Angehörigen aller übrigen Völkerschaften) den Arm gerade aus und deutet auf die Stelle des Firmaments, wo zu dem bezeichneten Zeitpunkt die Sonne stehen wird. Es ist erstaunlich, wie genau diese doch recht urwüchsige Bestimmung erfolgt, und noch erstaunlicher war es vielleicht, daß die Eingebornen, wenn ich sie in ebenderselben Weise für eine bestimmte Zeit bestellt hatte, sich auch ohne große Fehlergrenze einstellten; es hat kaum Differenzen von mehr als viertelstündiger Dauer gegeben.

Das Jahr wird in Mondmonate (Mwesi) eingeteilt, doch war meinen Gewährsleuten eine bestimmte Zahl dieser Monate als Umfang eines Jahres nicht geläufig. Bekannt war ihnen, daß die Dauer der menschlichen Schwangerschaft etwa 10 Mondmonate betrüge. Ganz unbekannt war der Begriff der Woche.

An Jahreszeiten unterscheiden die Jao drei:

1. die Chau, die Trockenzeit, die von Ende Juli oder Anfang August bis Ende November oder Anfang Dezember dauert. Während dieser Monate werden neue Felder angelegt, indem man das Unterholz niederschlägt, die großen Bäume ringelt und alles zusammen verbrennt, um die Asche als Dünger unterzuhacken. Das ist auch die Zeit der großen Feste.

2. Chuku, die Hauptregenzeit, die von Dezember bis Ende März oder Anfang April dauert. Das ist die Zeit des Säens und Pflanzens, des Hackens und des Jätens.

3. Masika, der Ausklang der Regenzeit, wo Flüsse und Bäche hoch geschwollen, die Wege versumpft und schwer passierbar sind. In sie fällt die Ernte. Die Masika dauert von April bis Juli. Chuku und Masika zusammen gelten für ein Jahr; die Trockenzeit Chau ebenfalls für eins; zwei Jao-Jahre entsprechen also einem unsrigen.

Mit dem gering entwickelten Sinn für exakte Zeitbestimmung hängt auch die Armut des Kijao an Zeitadverbien aufs engste zusammen; es besitzt eigentlich nur Ausdrücke für die Zeitbegriffe von heute bis zum siebenten Tage der Zukunft einschließlich:

lelo (heute), maravi (morgen), mtondo (übermorgen), mkutja (überübermorgen), msinga (der fünfte Tag), mbarama (der sechste Tag), mparapadja (der siebente Tag).

In dieser Beziehung ist es also dem Deutschen, das sich kümmerlich mit Ausdrücken überübermorgen usw. behelfen muß, weit überlegen. Aber um so schlimmer steht es um die Ausdrücke der Vergangenheit. Liso heißt gestern, lijusi vorgestern; was jenseit dieser Zeitgrenze liegt, wird bezeichnet durch lijusi alyo, wobei das alyo, aber auch lijusi selbst, mit umso höherem Ton und umso gedehnter ausgesprochen wird, je weiter der gemeinte Tag zurückliegt. Liegt der bezeichnete Termin sehr weit zurück, so fügt man unter Umständen noch kalakala hinzu.

Meteore gelten den Jao als böse Vorbedeutung; wenn man sie platzen hört, so sagen die Leute: dieses Jahr wird ein großer Häuptling sterben, oder aber es werden viele Leute zugrunde gehen.

Mondfinsternisse gelten als eine persönliche Begegnung von Sonne und Mond; beide fassen sich dabei gegenseitig und ringen miteinander. Beide gelten für gleich stark. Um die beiden Ringer auseinander zu bringen, nehmen die Jao Beile und Hacken her und schlagen damit gegeneinander, wobei sie rufen: mlekangane, mlekangane; mwesi na liyuwa mkamullene. Mlekangane mlekangane sambano (geht auseinander, geht auseinander, Mond und Sonne! Ihr habt einander gefaßt. Geht auseinander, geht auseinander, jetzt gleich). Dieselbe Anschauung gilt auch bei Sonnenfinsternissen; auch das Verfahren ist dabei das nämliche.

Über die Rolle des Vollmondes habe ich folgendes in Erfahrung gebracht. Wer Zaubermittel besitzt und die Absicht hat, ihnen eine möglichst große Wirkungskraft zu verschaffen, versieht sich zur Zeit des Vollmondes mit Ubani, einem Harz, und geht an einen Kreuzweg oder an eine Weggabelung. Dort macht er ein Feuer und legt, sobald es ordentlich brennt, sein Harz darauf, damit auch dieses verbrenne. Sobald der Rauch des Harzes in die Höhe steigt, nimmt der Mann seine Zaubermittel, hält sie in den Rauch hinein und spricht: „Du Mond, soeben warst Du noch nicht da; jetzt scheinst Du wieder. Alle Tiere und Pflanzen freuen sich und haben (durch Dich) neue Kraft; auch meine Medizin möge neue Kraft bekommen.“ Darauf betet er: „Möge die Medizin meinen Körper schützen vor Löwen, Schlangen, Zaubermitteln und allem, was mir schaden kann. Auch möge ich neue Kraft in meinen Leib bekommen.“

Über die Gestalt der Erde hatte keiner der von mir befragten Eingebornen eine bestimmte Vorstellung; nur der Prediger Daudi, der seine Ausbildung in der englischen Missionsschule auf Zanzibar bekommen hatte, war imstande, sich über diesen Gegenstand zu äußern; er hielt die Erde für eine Scheibe, die im Wasser schwimmt. Über Europa und Deutschland bestanden auch bei den Intelligentesten noch verworrenere Vorstellungen als bei den Küstenleuten; im besten Falle war Afrika ein großes Land, Uleia (Deutschland) aber eine kleine Insel.

Geschichte der Jao.

Auch für die Geschichte der Jao halte ich es für am besten, die Berichte meiner Gewährsmänner an dieser Stelle genau so wiederzugeben, wie ich sie aus ihrem Munde überkommen habe.

Nach dem alten Häuptling Akundonde und seinen etwa gleichaltrigen Dorfgenossen kommen die Sajao von Kuisale Kuchechepungu. Kuisale ist nach ihm ein Hügel (Hügelland?), wo der Häuptling Kuchechupungu herrschte. Mataka liegt, von Tschingulungulu aus gerechnet, rechts, also nördlich, Mtarika links, also südlich vom Hügel Kuisale. Von dort wurden die Jao durch Krieg vertrieben und zogen nach Matschinga in der Nähe des Makuahäuptlings Mtarika. Das ist sehr lange her; Akundonde weiß es nur von älteren Leuten. In Matschinga wurden die Jao von den Makua des Mtarika angegriffen und nach Malambo verjagt. Dies liegt hinter Mkula. In Malambo saßen die Jao lange, bis Mtarika sie von neuem verjagte. Jetzt ziehen sie zum Fluß Lumesule im Dondegebiet. Von dort sind sie nach Massassi weiter gezogen, als Akundonde ein großer Junge war. Da Akundonde gegenwärtig etwa 60 Jahre alt sein kann, so wäre dieser letztgenannte Zug um annähernd ein halbes Jahrhundert zurückzudatieren. Bei Massassi seien sie dann von den Wangoni überfallen worden, gegen die sie aber siegreich gefochten hätten, so daß diese auf Kilwa-Kiwindje weiter gezogen wären. Die Jao aber seien auf das Makondeplateau gezogen, wo sie in späterer Zeit bei Mahuta von den Wangoni wiederum angegriffen worden seien. Das sei unter der Herrschaft Matolas des Älteren gewesen. Dann kam Bakiri von Zanzibar und das große Schauri von Nkunja an der Südecke des Makondeplateaus. Das sei kurz vor dem Beginn der deutschen Herrschaft gewesen.

Über dieses Schauri von Nkunja ist mir mehr als einmal berichtet worden. Ich will zunächst Matolas des Jüngeren Darstellung wörtlich wiedergeben und daran den Inhalt gelegentlicher Äußerungen anderer Gewährsmänner schließen. Nach Matola dem Jüngeren hat der alte Makua-Häuptling Mtarika von Metho die Jao im steten Wechsel mit den Masitu überfallen, sie zu Sklaven gemacht oder getötet. Das sei geschehen, als der ältere Matola ein ganz junger Mann war. Über seinen Vorgänger berichtet Matola, er sei vor etwa einem Dutzend Jahren (1894)

gestorben, als er zwar sehr alt, aber noch immer sehr rüstig gewesen sei; er habe bis zu seinem Ende noch sehr gut ausgesehen.

Unter den ständigen Angriffen der Makua und Masitu sei der ältere Matola an den oberen Bangala gezogen und diesen dann abwärts bis 3 Stunden vom Rowuma. Dort sei Matolas des Älteren zweiter Bruder gestorben; Matola selbst habe damals nur über ganze 5 Hütten geherrscht; er sei ein Räuber und Jäger gewesen, der Wild schoß und für das Fleisch Getreide kaufte. Vom untern Bangala sei Matola an den Fluß Newala gezogen und habe sich am Fuß des Makondeplateaus niedergelassen. Dort lebte er lange; das Land aber gehörte Mawa, einem Makua. Da kam ein Mann von Mikindani herauf, Bakiri mit Namen, nach Nkunja, um Schauri zu halten. Er rief alle Stämme zusammen: Wajao, Makua, Matambwe und Wangoni. Von allen Stämmen kamen sie in Haufen. Bakiri hielt Schauri. Die Wangoni und Matambwe bekamen Angst und liefen weg; auch die Makua liefen weg. Es blieben nur Mawa, Matola und einige andere Makua. Bakiri war vom Sultan von Zanzibar ausgeschickt; er sollte Schauri machen, um Frieden zu stiften zwischen all den Völkern da unten, die sich unaufhörlich bekriegten. Als Zeitpunkt gibt Matola der Jüngere an, er sei zur Zeit des Schauri etwa 6 bis 7 Jahre alt gewesen. Da er heute ein Mann am Ende der Dreißiger ist, so wäre dieses berühmte Schauri in die Mitte der 1870er Jahre zu verlegen.

Also Matola der Ältere und Mawa mit ihren paar Leuten blieben zurück. Das Schauri dauerte vom Morgen bis zum Abend und die Nacht hindurch bis zum andern Morgen. An diesem Morgen sagte Bakiri zu Matola: „Ich gebe Dir den ganzen Bezirk; zwar habe ich von Deiner Herrschaft bisher wenig gehört; aber während die anderen alle wegliefen, bist Du geblieben; Du bist zuverlässig. Herrsche also über das ganze Land.“ Auch Mawa schloß sich dem an: „Ich bin alt,“ sagte er, „und werde bald sterben; herrsche Du also über das ganze Land.“ Und so geschah es. Und Matola I. herrschte weise und gerecht, wenn auch streng. Erst zog er nach Mikindani und pflanzte Palmen. Dann zog er in das Land zurück bis halbwegs nach Newala; von dort endlich nach Newala selbst. Erst wohnte er oben auf dem Plateau, dann unten im Tal; dann zog er wieder auf die Höhe. Den Grund hierfür bildeten die Masitu-Überfälle. Oben in Newala ist er dann gestorben, und dort liegt er auch begraben.

Das ist die Darstellung, wie ich sie nach Inhalt und Tonfall Matola dem Jüngeren verdanke. Über seine eigne Kenntnis hinaus schien der Name des Bakiri und dessen Rolle in dem merkwürdigen Vertrag von Nunja im ganzen Lande bekannt zu sein. Aufgefaßt wurde seine Mission etwa in dem Sinne, daß er vom Sultan von Zanzibar in diesen entlegenen Südbezirk geschickt worden sei, um zwischen den Jao und den Wangoni Frieden zu stiften, und natürlich, wie wir wohl hinzusetzen dürfen, um das ganze Gebiet in die Machtsphäre des Sultans von Zanzibar hineinzubeziehen. Der Erfolg dieses großen Schauri ist nach den Mitteilungen der heutigen Generation der gewesen, daß die kleinen Völkerschaften oder richtiger Völkerreste, wie die Wamatambwe, Wangindo usw., noch vor seinem Ende den Platz verließen und daß von den Zurückbleibenden das südwestliche Makondeplateau und die angrenzende Tiefebene nördlich vom Rowuma zwischen Matola dem Älteren und den Makua aufgeteilt worden sei, während die Wangoni sich östlich in der Landschaft Ntschitschira niedergelassen hätten. Ob diese Darstellung einer scharfen Kritik wird standhalten können, ist fraglich, da selbst den ältesten und erfahrensten Beamten des Südbezirks, wie z. B. dem Kaiserlichen Bezirksamtmann Herrn Ewerbeck, von dem sagenumwobenen Zuge des Bakiri nichts bekannt war. *)

Gut paßt zu der Darstellung des Akundonde die einer anderen Gruppe alter Jaomänner unter der Führung des Chembewe, die mir die Schicksale ihrer Abteilung in Tschingulungulu wie folgt berichteten: Zuerst haben die Jao in Mkula gewohnt. Das ist ein Bergland, oder, wie der jüngere Matola erklärend dazwischen gab, ein Plateau von der Art des Makondehochlandes, zwei Tage vom Rowuma. Von dort sind sie vor langer Zeit ausgewandert. Chembewe ist heute ein bejahrter Mann, dessen Altersschätzung indessen durch seinen überaus kümmerlichen Ernährungszustand sehr erschwert wird; er kann aber auch gegen 60 Jahre alt sein. Wie er angibt, ist er schon auf jener Wanderung geboren; die Ursache für sie sei eine durch Heuschreckenplage verursachte Hungersnot gewesen. Während dieser langen und langsamen Wanderung haben die Jao im Busch kümmerlich von Honig und wilden Früchten gelebt, wobei viele vor Hunger starben. Dazu kam ein Kleinkrieg seitens der Walomwe, einem Makuastamm. Diese fielen täglich über die Jao her und nahmen ihrer viele gefangen; der Rest aber der Jao zerstreute sich und zog zu den Wamatambwe an den obern Rowuma. Hier vom obern Rowuma sind die Jao, nachdem sie wieder er-

*) Nachträglich (März 1908) teilt mir Herr Bezirksamtmann a. D. Ewerbeck gütigst folgendes mit: Es steht fest, dass ungefähr zu der besagten Zeit ein Abgesandter des Sultans ins Land gekommen ist, in Begleitung von Eingeborenen und Arabern aus Kionga, den Rowuma aufwärts zog und bis in die Mündung des Ludjenda zu der Kohlenlagerstätte hinein fuhr. Ich kann mich auf den Namen des Sultan-Gesandten nicht mehr besinnen; er mag Bakiri geheißen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er unterwegs Schauri gemacht hat.

starkt waren, von neuem an den obersten Rowuma zurückgezogen und haben sich am Mohesi, einem linken großen Zufluß des Rowuma, niedergelassen. Dort saßen sie und vermehrten sich, und dort saßen sie lange. Dann kamen die Masitu (die Wangoni) und vertrieben sie. Chembewe war damals ein Junge. Die Masitu gingen über den Rowuma; die Wawao aber zogen bis zum untern Rowuma und ließen sich am Nangurue nieder, dem weit und steil in die Ebene hineinragenden Südwestzipfel des Makondeplateaus. Hier unten fanden sie zwar das ganze Land von Makua bewohnt, zwischen denen sie sich niederließen; eine Vermischung aber habe dennoch nicht stattgefunden.

Über gegenwärtige große Führer des Volkes und Heroen der Vergangenheit befragt, gaben dieselben alten Männer folgende Namen an: ein großer Häuptling Mambwe lebe auf der andern Seite des Rowuma dicht beim Salofluß. Verstorbene Helden früherer Zeit seien gewesen: Ananjoka, der viel Elfenbein hatte, Anampotu, Anachuua, Anakatambu, Anawalawata und Anajereru. „Ana" ist synonym mit „che" und bedeutet gleich diesem Herr. Alle diese Herrscher seien heute tot, ihre Untertanen aber seien Hörige anderer Großen geworden.

Nach dem Gewährsmann Daudi kommen die Jao von einer Gegend, die ebenfalls Jao heißt, nach der sie demnach genannt worden wären. Eine andere Erklärung lautet: sie betteln nicht, sondern leben nur vom Selbsterworbenen (Wakulyayaope, d. h. sie leben von Selbsterworbenem). So schön und bequem die letztere Erklärung lautet, so hat einstweilen doch wohl die erstere das Meiste für sich.

Machinga bedeutet auch nach Daudi Hügelleute (von Machinga, Hügel, bergiges Gelände); sie kommen aus einem Lande, wo es viele Hügel gibt.*) Massaninga ist ebenfalls ein großer Hügel. Als die ältesten Stämme im Lande gelten die Wamuera, die Makonde und die Wamatambwe. Die Makonde hätten früher im Tiefland gesessen, seien aber durch die Jao auf das nach ihnen benannte Hochland vertrieben worden. Über die Jao des Said Makanjira am Mbemkuru und ihre Wanderungen war hier im Süden wenig bekannt; man wußte wohl, daß auch er und seine Leute aus dem Südwesten gekommen und bis Kilwa Kisiwani vorgedrungen, dann aber an den Mbemkuru nach dem Südwesten zurückgewichen seien. Dort sei Said Makanjira während des Aufstandes gestorben.

*) Nach Mitteilung des Herrn Ewerbeck liegt eine solche Landschaft Machinga am obern Mbemkuru (Umbekuru).

Marsch an den Rowuma und aufs Makondeplateau.

Gegen Ende August 1906 befiel mich ein heftiges, langandauerndes Fieber, von dem ich am Rowuma Erholung erhoffte. Ich verließ demnach Tschingulungulu, sobald es mein Gesundheitszustand zuließ, marschierte zunächst nach Südwesten, dann nach Süden und erreichte, indem ich dem Unterlauf des Mwiti folgte und den völlig versumpften Litschehe-See berührte, den Rowuma in der Landschaft Mitandawara. Für den Ethnologen bietet der große Grenzfluß gegen Portugiesisch-Ostafrika nichts, es sei denn, daß ihm hier und da ein paar einsame Matambwe in den Weg kommen. Diese noch von Livingstone als einer der kräftigsten und zahlreichsten Stämme jenes Gebiets geschilderte Völkerschaft ist bereits seit Jahrzehnten eine wahre Ruine; keiner von allen den zahlreichen Offizieren und Beamten, die seit dem Beginn unserer kolonialen Betätigung das Rowumatal durchzogen haben, kennen sie anders als sie auch mir entgegengetreten sind: als ein völlig aufgelöstes Volkstum, das sich nur noch im Bereich des mittlern Rowuma in kleinen Siedlungen auf den Inseln des Flusses äußert, während weiter unten gegen den Engpaß zwischen Makonde- und Mawiaplateau hin und in diesem tiefausgegrabenen Erosionstal selbst auch solche Siedlungen nicht mehr vorkommen. Mir selbst begegneten nur ganz vereinzelt Einbäume mit wenigen Insassen, die irgendwo am Ufer oder auf den Inseln ihre einsame Hütte besaßen; von geschlossenen, ganz oder auch nur annähernd reinen Matambwe-Siedlungen habe ich in dem von mir bereisten Gebiet nichts vernommen. Eine Ausnahme macht vielleicht die winzige Ortschaft Mangupa am Plateauabhang südlich von Newala, wo ich an einer Schlußfeier des Mädchen-Unyago teilnahm; Mangupa wurde mir als ein von Matambwe bewohnter Ort geschildert. Da diese anthropologisch (Taf. 59 Abb. 2 a b und Taf. 60 Abb. 3) und ethnisch genau dieselben Züge zeigen wie die Makonde, von denen sie auch der Sprache nach nur dialektisch und wenig verschieden sind, so ist ihr Untergang zwar vom Standpunkt der Kolonialwirtschaft und auch rein menschlich zu beklagen, für unsere Wissenschaft bilden sie hingegen nach alledem kaum einen Verlust.

Die amtliche Schätzungszahl für die Matambwe ist 3372. Das ist auch für eine ostafrikanische Völkerschaft wenig. In der Tat ist denn auch schon diese geringe Anzahl der sprechende Ausdruck für das Ruinenhafte, das diesem noch vor einem halben Jahrhundert so mächtigen und zahlreichen Stamme heute anhaftet. Von diesen rund 3000 Matambwe habe

ich nicht übermäßig viel zu Gesicht bekommen; am mittlern Rowuma, wo sie sich auch jetzt noch am liebsten aufhalten, bin ich zu kurze Zeit gewesen, auf dem Süd- und Südwestrand des Makondehochlands aber hatte ich so viel mit den großen Völkerschaften zu tun, daß ich mich den Matambwe und ihrem Studium nur ausnahmsweise widmen konnte.

Über die Wasserführung des Rowuma und die Frage seiner Schiffbarkeit liegen bereits Untersuchungen vor; die letztere ist in verneinendem Sinne beantwortet worden. Auch ich schließe mich dieser Überzeugung an; denn wenn sich auch das Flußbett in wahrhaft ungeheurer Breite zwischen der immergrünen Ufervegetation dahinzieht, so ist die Wasserführung doch während der trockenen Hälfte des Jahres derart gering, daß selbst an Stellen, wo die ganze Wassermasse geschlossen dahinfließt, selten mehr als 100—150 Meter Strombreite bei mäßiger Tiefe erreicht werden. Fast überall war der Strom bequem durchwatbar. Wo aber diese geringe Wassermasse noch durch zahlreiche Sandbänke von oft unabsehbarer Ausdehnung in eine Menge von Rinnsalen aufgelöst wird, da ist selbst kaum für die flachgehenden Einbäume der Matambwe an Fahrwasser zu denken. Die früher gehegten Hoffnungen auf die Befahrbarkeit des Rowuma auf größere Strecken hin müssen nach alledem für immer begraben werden.

Eine wahre Erlösung nach dem ewigen Einerlei des ganz oder doch nahezu vollständig trockenen Pori der lichten Baumgrassteppe bildet die Ufervegetation des großen Flusses. Wie überall im ganzen Gebiete bilden auch hier Fächerpalmen und Baobab die Charakterbäume; aber zwischen und unter ihnen entwickelt sich eine außerordentlich üppige und dichte Vegetation von Sträuchern, Bäumen und Schlingpflanzen, innerhalb deren große, mit hohem Grase bewachsene Flächen den Eindruck europäischer Wiesen hervorrufen würden, wären sie nicht in sehr erheblicher Weise durch die tief in den Boden eingegrabenen, riesenhaften Fußspuren der Elefanten zu wahren Bruchfeldern im kleinen verunstaltet. Diese Dickhäuter müssen hier außerordentlich häufig sein, nach der Dichte ihrer Fährten und der Menge der Losung zu urteilen. Auch Wasserböcke, Mbawala und anderes Wild sind gegenwärtig noch reich vertreten. Es ist ein vortreffliches Jagdgebiet.

Nach Südosten zu wird der Horizont von der Profillinie des Mawiaplateaus begrenzt, das selbst in Einzelheiten der Linienführung ein vollkommenes Gegenstück zum Makondeplateau darstellt (Taf. 60 Abb. 1); Bornhardt hat sicherlich recht, wenn er beide Gebilde als gleichalterig und als von gleichem geologischem Bau anspricht. Das heutige Rowumatal ist dann ein Erosionsgraben, der sich tief in die ursprünglich zusammenhängende Masse beider Hochländer hinein- und durchgefressen hat.

Blickt das Auge vom linken Rowumaufer über das mehr als 1 km, stellenweise sogar bis doppelt so breite Rowumabett hinüber nach Süden und Südwesten, so erblickt es über der endlosen Fläche des lichten Urwaldes hier dieselben Inselberge, wie sie so charakteristisch für die Landschaft zwischen dem mittlern Rowuma und dem Mbemkuru sind; wir haben also auf portugiesischem Gebiet das gleiche Feld einer im Laufe langer geologischer Perioden mehrfach wiederholten Auffüllung und Abtragung wie im Norden (Taf. 47 Abb. 2 u. Taf. 48 Abb. 1). Dafür spricht auch die Beschaffenheit des Bodens, der an abschüssigen Stellen vorwiegend aus Quarzgeröllen besteht, während den Hauptteil ebenfalls lehmige Sande und sandige Lehme darstellen. Nur die Flußtäler und ihre Hänge werden, wie immer, von einer humosen Alluvialschicht überdeckt.

Von einer merkwürdigen Steilheit sind die Ufer des Rowuma selbst, wie auch seiner Inseln und der Nebenflüsse; 5, 6, ja bis 8 Meter hoch ragt die Uferbank senkrecht über dem Wasser oder dem Sande des Flusses empor, ja, manchmal hängt sie sogar über, und an zahllosen Stellen sieht man, wie der Fluß Schritt für Schritt neues Land in seinen Bereich zieht (Taf. 47 Abb. 1).

Als gänzlich ohne an der Oberfläche fließendes Wasser stellte sich der Bangala dar; sein 50 bis 70 Meter breites Bett ist ebenfalls scharf umrissen durch die soeben geschilderten Steilwände und die unmittelbar, fast wandartig an den Fluß tretende Ufervegetation; im Flußbett selbst aber finden Auge und Fuß nichts als Sand und Kies, in dessen Tiefe das Wasser dem Rowuma während der Trockenzeit zusickert (Taf. 49 Abb. 5).

Bevor ich auf das Makondeplateau marschierte, bin ich erst zum Häuptling Akundonde gezogen, um dort möglichst umfängliche Angaben über die Mannbarkeitsfeste der Jao und Makua einzuziehen. Auf dem Wege dorthin fand ich das seit einigen Jahren aufgelassene Bergbaufeld Luisenfelde in durchaus gutem Zustande vor: das stattliche, fast komfortabel eingerichtete Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude hatten noch so wenig vom Klima gelitten, daß sie jederzeit wieder in Benutzung genommen werden könnten.

Akundondes Dorf gleichen Namens ist eine noch neue Siedlung, die als einzige von allen einen wirklich geschlossenen Eindruck hervorruft; in ganz ähnlicher Weise, wenn auch in größerem Maßstab als auf dem Makondeplateau, gruppiert sich hier die Mehrzahl der Gehöfte um das Beratungshaus. Das hindert jedoch nicht, daß zahlreiche andere Haus-

väter ihre Anwesen in derselben Weise über die benachbarten Hügelgehänge verteilen, wie wir sie bisher kennen gelernt haben. Akundonde stand zur Zeit meiner Anwesenheit noch ganz im Zeichen der Mannbarkeitsfeste; noch war, nur etwa 1 bis $1^1/_2$ km vom Dorf entfernt, mitten im Pori der Hüttenring vorhanden, auf dessen freier Fläche die Tanzfestlichkeiten beim Knaben-Unyago abgehalten werden (Taf. 40 Abb. 3), und noch wohnten an einer weiter entlegenen und ohne Führer gar nicht auffindbaren Stelle des Waldes die vor Wochen erst beschnittenen Knaben in ihrer mehr als primitiven Waldhütte (Taf. 38 Abb. a b). Der Hüttenring maß nicht weniger als 50 Meter im Durchmesser; die Hütten selbst waren ganz rohe, aus Stroh und Hirsehalmen sichtlich in großer Geschwindigkeit zusammengestellte Hohlräume, die gegen die nächtliche, niedrige Temperatur zweifellos nur einen geringen Schutz gewährt haben konnten. Auch der niedrige Hügel, der zum Einpflanzen des Lupandabaumastes dient, war noch vorhanden.

In der Daggara, dem Beschneidungs- und Liegehäuschen, waren die Knaben zwar schon ihrem Schmerzenslager enthoben, bei einzelnen war indessen noch keine völlige Verheilung der Wunde eingetreten. Angetan waren die Knaben mit einem ungeheuren Schurz aus Gras oder Palmfiedern, der die kleinen, dick mit einer Aschen- und Schmutzkruste überzogenen Körper höchst grotesk erscheinen ließ (Taf. 39 Abb. 1). Begrüßt wurde ich durch ein Flötenkonzert, das ganz in der Art eines Glockenspiels zustande kam; jeder der Musikanten hatte eine Bambusflöte von bestimmter Tonhöhe am Munde, in der sie in einem bestimmten Rhythmus und in eingeübter Reihenfolge Töne hervorbrachten, die zusammen eine nicht üble Melodie ergaben. Leider hatte ich meinen Phonographen nicht zur Hand, so daß ich die Weise nicht habe festhalten können.

Die Hütte selbst (Taf. 38 Abb. 1a) war ein luftiges, aus Holzstangen und Stroh hergestelltes Bauwerk von 4 Meter Breite und 10 Meter Länge bei 1,80 bis 2 Meter Höhe. Man konnte ungehindert durch seine Wände ins Innere sehen; auch Türen habe ich nicht an ihm bemerkt. Die innere Einrichtung (Taf. 38 Abb. 1b) waren 16 sehr urwüchsige Lagerstätten, 15 für die Knaben, 1 für den Lehrer; sie bestanden in einem auf niedrigen Gabeln ruhenden Holzrahmen aus unbearbeiteten Stäben, über die man der Quere nach ein paar andere Stäbe gelegt hatte. Die eigentliche Unterlage für den Körper bildete eine dünne Schicht von Hirsehalmen. Zum größten Teile waren diese Ruhebetten schon niedergebrochen oder in anderer Weise defekt, so daß das Ganze im Verein mit der dicken, von den vielen nächtlichen Feuern herrührenden Aschenschicht einen sehr verwahrlosten Eindruck machte. In der Mitte des Häuschens stand ein dreifach gegabelter Baumast, von dessen Zweigen Tierschwänze und Fellstreifen in wirrem Durcheinander herunterhingen. Dieser Ast führt im Kimakua den Namen Lupanda; nach ihm wird auch das ganze Knaben-Unyago dort Lupanda genannt. Ob es einen solchen Baum auch bei den Jao gibt und wie er dort heißt, habe ich nicht erfahren; man darf wohl annehmen, daß die gleiche Benennung des Festes (Lupanda) auch auf die gleiche Ursache zurückführt, daß der Baum also auch bei den Jao vorhanden ist. Die Felle und Fellstreifen in jener Hütte sollten Amulette und Zaubermittel sein. Die Gras- und Palmblattschurze sind nicht die gewohnte Kleidung während der Rekonvaleszenz; das sind vielmehr Rindenstoffschurze, die für diesen Zweck besonders hergestellt werden. Sie sind damit der letzte Rest einer uralten Sitte. Über den Hergang des Knaben-Unyago ist bereits früher (S. 28 ff.) berichtet worden.

In dem nordwestlich von Akundonde am Utimbebach gelegenen Makuadörfchen Akutschikomu habe ich auch Gelegenheit gehabt, dem öffentlichen Teil eines E c h i p u t u , d. h. der allgemeinen Festlichkeit zu Ehren einiger zum erstenmal menstruierenden Mädchen, beizuwohnen. Die Festhütte (Kijao: likuku, Kimakua: nikuku) war ein kreisrundes, aus Bambus und Hirsehalmen gefertigtes, nachlässig mit Stroh gedecktes Bauwerk von zirka 10 Meter Durchmesser bei 2 Meter Höhe, mit einem Mittelpfahl im Zentrum und 2 diametral einander gegenüberliegenden Eingängen (Taf. 40 Abb. 2). Die Kapelle: einige Trommeln von der üblichen Zylinder- oder Sanduhrform, wurde von Männern bedient, die ihre Instrumente zunächst über flackerndem Strohfeuer stimmten. Auf dem Ehrenplatz, an einer bestimmten Stelle des Nikuku, saßen die drei Ehemänner der jungen Frauen, zu deren Ehren das heutige Fest stattfand. Die drei Frauen waren nicht zugegen, sondern saßen einsam zu Hause; sie führen in diesem Stadium den Titel: Amali, während ihre Männer Andamari heißen.

Das Fest setzte mit einem Tanz vor den Anamungwi ein, den Beschützerinnen und Lehrerinnen der Mädchen. Vor ihnen hatte sich die ganze andere weibliche Gesellschaft der Umgebung aufgestellt. So viel eben in der Festhütte Platz hatten, tanzten sie zunächst im Bachstelzenschritt um den Mittelpfahl; sodann übten sie den sattsam bekannten orientalischen Bauchtanz. Die Anamungwi bekamen darauf Geschenke in Gestalt von Perlenhalsbändern und dergleichen, wozu sie aber recht gleichgültig dreinschauten. Doch sonst herrschte eitel Lust und Freude in dem engen, dunstigen Raum.

Eine neue Phase trat ein mit dem „Hawara

marre" (Kimakua, Kissuwi mkamule Kijao). Das soll bedeuten: die Verfolgung der Ehemänner durch den Leopard. In der Tat brachen, während die Frauen den Gesang Hawara marre erschallen ließen, die drei Burschen plötzlich durch die Hirsewand nach außen ins Freie; aber statt vor dem allerdings imaginären Leoparden eiligst zu fliehen, gingen sie ganz behaglich nach Hause.

Der weitere Teil des Festes vollzog sich auf einem unter hohen Bäumen gelegenen, frei gemachten Platz neben der Festhütte. Er begann wiederum mit dem Heranbringen von Geschenken (Mais, Hirse usw.), die den Lehrerinnen von den Müttern feierlich überreicht wurden; sodann trat alles zur Ikoma an (Taf. 40 Abb. 1), einem Reigentanz ganz in der Art des in der Festhütte vollführten Tanzes, der allerdings dadurch eine kleine Variante bekam, daß plötzlich die Mehrzahl aller Teilnehmerinnen sich ihrer Kleider gänzlich entledigte. Die von Zeit zu Zeit eintretenden Tanzpausen wurden zum Teil mit dem gegenseitigen geschenkweisen Verabreichen von Stücken weißen Kattuns, zumeist aber doch durch fröhliches Geplauder ausgefüllt. Das Ende des Festes habe ich nicht abwarten können, da einer meiner Diener plötzlich erkrankte.

Hier in Akutschikomu hatte ich auch Gelegenheit, einen Gelbgießer bei der Arbeit beobachten zu können; Handwerksgerät und fertige Produkte befinden sich in meiner Sammlung. Über die Technik siehe oben Seite 53.

Marsch nach Newala.

Den Marsch nach Newala habe ich über Tschingulungulu und Mtschauru ausgeführt. Die Oberflächengliederung ist auf der ganzen Strecke nahezu dieselbe: langgestreckte Bodenwellen, die voneinander durch die nach Süden verlaufenden Flußtäler getrennt werden. Von größeren Zuflüssen des Rowuma kommen in diesem Teil des Schutzgebietes im Westen der Bangala und der Miessi in Frage, östlich von Akundonde der Mwiti und der Mkoo. Sie alle, besonders aber die beiden letztgenannten, werden im Bereich meines Marschgebietes von zahlreichen Bächen gespeist, die alle auffällig tief in den lockeren Boden eingeschnitten sind, so daß die Karawanenstraße durch diese tief und senkrecht eingeschnittenen Bachbetten viele und unangenehme Unterbrechungen erfährt. Vegetationsform ist auch hier die lichte Baumgrassteppe mit untermischten Bambusgebüschen. Siedlungen sind verhältnismäßig häufig; ihre Lage ist stets so, daß sich die Hauptzahl der Gehöfte oben auf den Höhenrücken dahinzieht, während die meist sehr ausgedehnten, gutgehaltenen Felder die alluvialen Hänge zu beiden Seiten der Flußtäler einnehmen. Von der wirtschaftlichen Tüchtigkeit der Eingebornen gewinnt man auch hier einen sehr guten Eindruck.

Der Fuß des Makondeplateaus ist ein Gebiet großartiger Zerklüftung. Wie der Rand des Hochlandes selbst jäh und fast senkrecht abbricht, so daß man vom Tiefland aus die rote Plateauwand viele, viele Meilen weit leuchten sehen kann, so sind auch die Anfänge selbst der kleinen und kleinsten Täler und Schluchten keine sacht und unmerklich einsetzenden Furchen, sondern plötzlich und unvermittelt einsetzende Einsturzkessel mit meist überhängenden Wänden, an deren Sohle dann das Bächlein seinen Anfang nimmt. Bedingt ist diese Form der Talbildung durch die lockere Struktur der Makondeschichten.

Ein Besuch beim alten Medulla, einem weit und breit im Lande berühmten Fundi und Zauberkünstler, von dem ich besonders die Technik des Webens kennen zu lernen hoffte, blieb erfolglos; der Alte stellte zwar stundenlang und unermüdlich eine Spindel Baumwollfäden nach der andern vor meinen Augen her, aber zum Weben selbst ließ er sich nicht herbei. Ich fürchte, sein sagenumwobener Webstuhl besteht nur noch in der Phantasie seiner Landsleute.

In einem der so ungemein fruchtbaren Täler unmittelbar am Fuß des Plateaus liegt Alt-Newala, die seit Jahrzehnten verlassene Station der englischen Universities Mission. Von der frühern Tätigkeit zeugen nur noch mehrere Grabsteine, ein wahrer Park herrlich gedeihender Mangobäume und eine nicht geringe Anzahl von Zitronenbäumen, deren Früchte bei den mehr als schlechten Wasserverhältnissen Neu-Newalas für uns keine geringe Annehmlichkeit bildeten.

Der berüchtigte Makondebusch setzt erst unmittelbar unter dem Plateaurand oder aber erst an diesem Rande selbst ein; bis dahin begleitet den Wanderer ein prächtiger Hochwald, in dem auch der zu Kultzwecken herangezogene Msolobaum nicht selten vorkommt. Das geologische Profil des Steilabsturzes ist bereits von Bornhardt geschildert worden, so daß ich auf seine Ausführung verweisen kann. Im Lauf meines fünfwöchigen Aufenthaltes in Newala habe ich fast täglich versucht, die Oberflächengliederung und das Profil der ungeheuren Ebene im Westen des Plateaus sowohl im Skizzenbuch, wie auch auf der photographischen Platte festzuhalten (Taf. 36 Abb. 1), aber keins ist mir mit zufriedenstellendem Erfolge gelungen. Es herrschte schon die Zeit des Brennens, wovon die ganze Atmosphäre stets in einen grauen Dunst gehüllt war, der einen wirklichen Fernblick, wie ihn die stolze Höhe von über 700 Meter erwarten läßt, niemals gestattete.

Das heutige Newala liegt ungefähr 1 km vom Plateaurand entfernt auf einer der höchsten Bodenwellen. Um den schon erwähnten Fernblick in die Rovuma-Ebene zu gewinnen, muß man stets bis unmittelbar an den Plateaurand selbst gehen; dahingegen gewährt der Blick nach Osten und Südosten auch von der Boma aus eine ungehinderte Weitsicht über den größten Teil des Plateaus selbst, das sich wie eine sanft zum Ozean geneigte, ungegliederte, grüne Fläche vor dem Beschauer ausbreitet. Dieses Grün gehört fast überall dem Makondebusch an; nur hin und wieder ragen aus dem niedrigen Dickicht höher gewachsene Parzellen wirklichen Hochwaldes heraus. Sucht man sie auf, so zeigt sich, daß sie immer an Stellen stärkerer Oberflächengliederung zu finden sind, d. h. an Örtlichkeiten, wie sie der Makonde zur Anlage seines Ackers nicht liebt. Auch das ist ein guter Beweis dafür, daß der Busch erst etwas Sekundäres ist, nämlich die Folge der menschlichen Feldwirtschaft.

Daß diese in der Tat die letzte Ursache für die eigenartige Vegetationsform des Makondeplateaus ist, sieht man auf Schritt und Tritt. Zunächst widerstreitet es den üblichen Lehren unserer Schulen über die Trägheit der Naturvölker, wenn man während der Trockenzeit das ganze Makondevolk mit der Urbarmachung und Anlage neuer Felder beschäftigt sieht. Zwar nicht überall — dazu ist die Bevölkerungsdichtigkeit dort nicht ausreichend genug — aber doch an sehr vielen Stellen hört man das Krachen der Axt, das Brechen der Zweige, und sieht, wie Männer, Jünglinge und Knaben, zuweilen auch Frauen und Mädchen, eifrig dabei sind, das Unterholz und dünnere Baumstämme niederzuhauen, die großen Stämme aber zu umringeln, d. h. ihre Rindenhülle ringsum durch Beilhiebe zu unterbrechen, um dadurch die Saftzirkulation zu unterbinden und den Baum zum Absterben zu bringen. Ist dieses gehauene Material, das bei der Dichte der Vegetation eine oft mehr als meterhohe, kompakte Schicht über dem Erdboden bildet, trocken genug, so wird es angezündet. Was beim ersten Brande noch nicht zu Asche vergeht, wird wenig später auf Haufen zusammengeschleppt und noch einmal zu verbrennen gesucht, und so fort, bis der ganze alte Bestand nur noch eine gleichmäßige Aschenschicht über dem neuen, jungfräulichen Felde bildet. Um die großen Bäume aber schichtet man Reisig, das man ebenfalls anzündet, um dem Stamm mit Feuer beizukommen. Der Baum beginnt dann entweder noch in seiner ursprünglichen Stellung zu verglimmen, oder aber er stürzt um und wird durch langsames, vielleicht wochenlang dauerndes Glimmen zu einem weißen Aschenstreifen, der sich als letzter Zeuge der alten Herrlichkeit deutlich auf dem Erdboden abzeichnet.

In den auf diese Weise vorbereiteten und gleichzeitig gedüngten Boden sät und pflanzt der Eingeborene seine Kulturpflanzen: Maniok, Hirse, Mais, Bohnen etc. Für ein paar Jahre hält der Boden die extensive Kultur aus; dann ist er nach der Ansicht seiner Herren erschöpft und wird pietätlos verlassen zugunsten eines neuen Feldes, das entweder unmittelbar neben ihm, oder aber auch weiter entfernt in einem vielleicht ebenfalls noch unberührten Hochwalde liegt. Gibt es derartige Gebiete nicht mehr, so ist der Eingeborne selbstverständlich gezwungen, auf echte Buschgebiete zurückzugreifen und diese für seine neue Kultur vorzubereiten. Das ist heute, bei der unzweifelhaft langen Ansässigkeit der Makonde auf dem Plateau, der normale Gang; er enthebt den Bauern der Zerstörung der großen Waldbäume, stellt ihn vielmehr vor die leichtere Arbeit des einfachen Niederschlagens und Verbrennens des Busches. Aber die Folge ist in beiden Fällen die gleiche: ein wirklicher Hochwald entsteht als Nachwuchs auf den verlassenen Feldern nirgends wieder, sondern stets nur der unentwirrbare, dichte, vor Dornen und Schlingpflanzen völlig undurchdringliche Busch, der für das ganze Plateau heute so charakteristisch ist. Wie dieser Makondebusch die Siedelungsweise der Makonde beeinflußt und wie durch ihn auch unsere spätere Politik den Eingeborenen gegenüber bedingt sein wird, werden wir später noch zu untersuchen haben.

Das Newala der Gegenwart ist nur ein Schatten seiner früheren stolzen Vergangenheit; die englische Mission ist längst wieder nach Massassi zurückgekehrt; nur noch zwei schwarze Lehrer sind beauftragt, die heranwachsende Jugend zu unterrichten. Der Akide, ein außerordentlich unterrichteter, intelligenter und auch für meine Forschungszwecke ausgezeichnet brauchbarer Suaheli, hat seinen Wohnsitz innerhalb einer Boma, die dicht neben dem Grabmal des ältern Matola errichtet worden ist. In unmittelbarer Nähe dieser Boma gibt es nur sehr wenige Gehöfte; kleinere Makua-Siedlungen liegen nach Süden auf dem hier weniger jähen Plateauabhang selbst, oder aber an der zum Rowuma führenden Barrabarra; zahlreiche Makondeweiler dann zu beiden Seiten der nach Norden und Nordosten führenden Verkehrsstraßen. Offen und frei und bequem zugänglich liegen nur die Makuadörfer; zu den Makondesiedelungen hingegen bedarf man unter allen Umständen eines Führers, da sie völlig versteckt im dichtesten Busch liegen.

Auf dem Makondeplateau. Die Makua und Makonde.

Die fünf Wochen meines Aufenthaltes zu Newala habe ich in der Weise für meine Forschungszwecke verwandt, daß ich zunächst wieder, wie schon vorher im Tieflande, zahlreiche kleinere Rundtouren unternahm, um mich mit der Einrichtung von Haus und Hof, Garten und Feld, kurz mit den äußeren Lebensumständen der Leute vertraut zu machen. Gleichzeitig suchte ich mir aber auch durch Heranziehung möglichst zahlreicher Gewährsmänner über den geistigen Kulturbesitz, die Sitten und Gebräuche, die soziale Gliederung, die Lieder und Gesänge und vieles Andere, was zu einem abgerundeten Völkerbilde gehört, Klarheit zu verschaffen. In gewissem Grade war Newala zu einem solch umfangreichen und schwierigen Unternehmen besonders gut geeignet, greifen doch hier alle in Frage kommenden Völkerschaften so innig ineinander über wie kaum anderswo im ganzen Südbezirk; anderseits läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieses Durcheinander mir die Aufgabe sehr erschwerte, lag doch immerhin die Gefahr vor, daß die einzelnen Volkstümer sich bereits stark aneinander abgeschliffen hatten und daß mir als Kimakua dargestellt werden mochte, was vielleicht ursprünglich Kimakonde gewesen war. Aber mit solchen Möglichkeiten wird man in Gebieten von Mischbevölkerungen stets zu rechnen haben.

Die offizielle Schätzungszahl für die Makonde ist 83 732; zu dieser Zahl ist man auf Grund einer genauen Zählung der Hütten durch die einzelnen Jumben unter der Kontrolle der Akiden gelangt. Die Hüttenzahl betrug während der Zählperiode 1904/05: 20 933; als Durchschnittszahl der Bewohner hat man, wie auch bei den anderen Völkern dieses Gebietes, je 4 angenommen, was die Endzahl 83 732 ergibt. Auch diese Ziffer geht weit über die Schätzungen aller früheren Reisenden hinaus; sie aber aus diesem Grunde allein anzuzweifeln, wäre zum mindesten voreilig. Ich wiederhole es: man kann als Fremder viele Tage auf dem Makondeplateau marschieren, ohne mehr als den einen oder den anderen Weiler und ohne eine irgendwie bemerkenswerte Anzahl von Menschen zu sehen; die Leute wohnen eben zu sehr versteckt im dichten Busch, als daß der flüchtig Durchreisende auch nur annähernd den richtigen Begriff von der wahren Volksdichte bekäme. In dieser Hinsicht werden wir uns immer auf die Vor- und Mitarbeit der einheimischen, landeskundigen Beamtenschaft verlassen müssen. Daß diese die Bevölkerung überschätzen sollte, ist schon aus steuerpolitischen Gründen ausgeschlossen.

Im Gegensatz zu den Makonde, die in fast lückenloser Verbreitung den größten Teil des nach ihnen benannten Hochlandes einnehmen, indem sie nur an dessen Rändern mit Wangoni, Matambwe, Makua und Jao untermischt sind, wohnen die M a k u a sehr regellos über weite Teile des Südens zerstreut. Auf denselben Grundlagen wie sie soeben geschildert worden sind kommt die amtliche Schätzung für sie zu der Zahl 10 312. Diese an sich geringe Zahl hat auf deutschem Gebiet ihr Verbreitungszentrum in der Lukuledi-Niederung zwischen Njangao und Mtschekenje; darüber hinaus findet man dann einzelne kleine Makuadörfer, doch auch einzelne Makuahütten oder Hüttengruppen überall in dem weiten Tiefland im Westen des Plateaus und auch auf dessen Westrande selbst.

Für die Unterschiede in H a b i t u s und H a u t f a r b e gilt auch hier das früher für die Tiefebene Berichtete; die Stammeszugehörigkeit des einzelnen läßt sich nur sehr selten aus der Physiognomie und der Hautfarbe feststellen; höchstens kann man auch hier die Tendenz der Makua zu helleren, rötlich schimmernden Farbentönen hervorheben. Zwischen den Jao, den Makonde und den Matambwe habe ich hingegen kaum wesentliche Farbenunterschiede festzustellen vermocht; auch diese Bewohner des Hochlandes bewegten sich zwischen den Tönen 24 und 29 der v. Luschanschen Farbentafel. Nur in der allgemeinen Konstitution scheinen die Jao kräftiger und stämmiger zu sein; zwar gab es auch unter den Makonde manche sehnige und muskulöse Gestalt, aber solche Prachtfiguren wie sie unter den Elefantenjägern von Tschingulungulu und anderen Jaodörfern zu finden sind, waren doch verhältnismäßig selten. Ob die Lebenshaltung eine der Ursachen ist, oder ob man nach sonstigen Motiven zu suchen haben wird, entzieht sich meiner Beurteilung; leugnen läßt sich nicht, daß die Fleischzufuhr bei dem herrschenden Mangel an Großwild oben auf dem Plateau unzweifelhaft geringer sein muß als in den wildreichen Wäldern des Tieflandes. Stammestypen siehe auf den Tafeln 61, 62.

In die Zeit meines Plateauaufenthaltes fällt die Expedition zu den Wangoni im Bezirk von Ntschitschira; über ihre Ergebnisse soll weiter unten kurz berichtet werden. Von Ntschitschira bin ich dann für den Rest meiner Forschungsreise nach Mahuta zurückmarschiert, um in diesem zentral gelegenen Verwaltungssitz meine Makondestudien zu vollenden.

Über die G e s c h i c h t e sowohl der Makua, wie der Makonde und der Matambwe habe ich nicht sehr viel und noch weniger Zuverlässiges in Erfahrung bringen können, trotzdem ich während meines ganzen Newala-Aufenthaltes die geistige Elite dieser Völkerschaften dauernd um mich versammelt

gehabt habe. Es waren das alles sehr würdige Herren von unbestimmbarem Alter, die aber zum großen Teil auf 60 und vielleicht gar 70 Regenzeiten herabzublicken vermochten. Nach ihren allerdings recht verwirrten Schilderungen hatten sie alle je einen großen Teil der neueren Geschichte ihres Volkes miterlebt.

Die Makua haben demnach am Salo gesessen, in Portugiesisch-Ostafrika. Von dort seien sie durch die Walongwe vertrieben worden. Der Gewährsmann Kunanyupu (Herr Gnu) war damals ein ganz kleiner Junge; jetzt ist er sicher über 60 Jahre, vielleicht gar über 70 alt. Unter dem Druck der Walongwe seien die Makua zum Mtimbohügel nördlich vom Rowuma gezogen. Dieser Hügel existiert in der Tat; er ist 1891 von dem deutschen Reisenden von Behr auf dessen verhängnisvoller Expedition, die von Behr fast den Tod des Verdurstens gebracht hätte, berührt worden und liegt unter 10° 46′ südlicher Breite und 38° 11′ östlicher Länge. Dort am Mtimbo saßen die Makua, bis Kunanyupu groß war; dann kamen die Wangoni (von Kunanyupu Mangoni, auch Makungwara und Masitu genannt) und vertrieben sie. Jetzt zogen sie dorthin, wo gegenwärtig Akundonde wohnt; später dann nach Newala. Das muß vor etwa 30 bis 35 Jahren gewesen sein, denn ein bärtiger Teilnehmer der betreffenden Sitzung, dessen Alter ich etwa auf so viel Jahre zu schätzen berechtigt war, sagte aus, daß er bei Akundonde geboren sei. In dieser Gegend sitzen heute noch viele Makua; viele andere aber wohnen in der Umgegend von Newala.

Gar keine Auskunft vermochte ich über die Bedeutung des Namens Makua zu erlangen; schließlich habe ich die Nachforschungen aufgegeben, nachdem mir ein alter Gewährsmann offen gesagt hatte: wir wissen die Bedeutung des Namens nicht; es ist eben ein ganz alter Name.

Die Makonde behaupten übereinstimmend, mit den in der Nähe der Küste um Mikindani wohnenden Maaraba oder Wamaraba eng verwandt zu sein. Von dieser Küste und aus der Gegend von Mikindani aus hätten sie sich in das Innere und über das ganze Plateau verbreitet; das sei aber vor langer, langer Zeit gewesen. Alle Makonde des ganzen Hochlandes seien untereinander verwandt, und alle zusammen seien wieder mit den Maaraba verwandt; dahingegen seien die Wamuera und die Matschinga zwar untereinander verwandt, nicht aber mit den Makonde und Maaraba. Als Anlaß für den Rückzug ins Innere gab mir ein alter Makondemann namens Dambwala (der Faule) wiederholte Kriegszüge der Schirasi und der Sakalaven von Kilindi an; die Sakalaven seien von Madagaskar herübergekommen. Ich muß gestehen, diese Darstellung berührte mich damals sehr merkwürdig. Übergriffe der dunkelfarbigen Bewohner des westlichen Madagaskar nach der gegenüberliegenden Ostküste Afrikas hinüber sind freilich bekannt und verbürgt; aber daß durch diese Ausgriffe sogar die Bevölkerungsvorgänge des afrikanischen Festlandes bis zu einem gewissen Grade haben beeinflußt werden können, das wird den meisten Ethnographen sicher neu und interessant sein. Zugleich ist es auch Anlaß genug, der Sakalavenfrage, d. h. der Frage nach ihrer Rassenstellung, ob sie Angehörige der westlichen oder afrikanischen Negergruppe sind, oder aber, wie neuerdings Grandidier will, der östlichen oder papuanischen, von neuem näher zu treten; vor allen Dingen ist es auch Anlaß genug, ihre geschichtlich nachweisbaren Übergriffe nach Westen zum Festland hinüber von neuem zu untersuchen. Arbeit gibt's in diesem Teil des Indischen Ozeans überhaupt noch mehr als genug. Nach Knudsen, der drei Jahre auf Madagaskar gelebt hatte, werden die Bewohner der Komoren von den Sakalaven Makua genannt, was, sofern kein Irrtum Knudsens vorliegt, für die Rassenbeziehungen zwischen diesem Teil des afrikanischen Festlandes und der ihm gegenüberliegenden Inselwelt durchaus nicht bedeutungslos wäre. Gestützt wird, wie ich noch hinzufügen will, die Angabe Knudsens durch die Aussage des Makualehrers Namalowe von Newala, der gleichfalls behauptete, die Waangasidja von Groß-Komoro seien Makua.

Die Bedeutung des Wortes Makonde ist mir etwas verschieden angegeben worden. Nach der Ansicht von Angehörigen dieses Volkes selbst ist „Likonde" der Buschwald ohne Quellwasser, also wohl die Vegetationsform, wie wir sie heute auf dem Makondehochland vor uns sehen. Makonde ist lediglich die Pluralform. Indessen ist Likonde nicht im Kimakonde der Ausdruck für die eigentliche Wildnis; diese heißt munhitu (mit nasalem n); Likonde ist vielmehr ein Jaowort und bedeutet das kurze Gras oder Gestrüpp, wie es sich auf kürzlich verlassenen Pflanzungen vorfindet. Der Unterschied in der Auffassung ist demgemäß nicht groß; Makonde ist die Benennung dieses Stammes im Munde ihrer Nachbarn und bedeutet ein Volk, das in der Tat nicht nur in einer Buschwildnis wohnt, sondern sie auch stets von neuem schafft.

Über frühere Bewohner des Landes war weder den Makonde noch den Makua das Geringste bekannt. Ich habe vielen jungen und alten Leuten Zeichnungen von Steinringen, wie sie massenhaft aus Südafrika bekannt sind und wie sie in neuerer Zeit auch mehrfach am Ostufer des Tanganjika und am Kilimandscharo gefunden worden sind, sowie ebenfalls Zeichnungen von allerlei Steingeräten: Hämmern, Axthämmern, Celten, durchbohrten Klingen usw. gezeigt, fand aber stets nur einen gänzlichen Mangel

an Verständnis, der Hand in Hand ging mit der Aussage, vor ihren Völkern hätte niemand anders im Lande gesessen; jedenfalls sei ihnen von solchen früheren Bewohnern nichts überliefert worden. Freilich ist diese Aussage durchaus noch nicht beweiskräftig, denn Steine sind an sich außerordentlich selten in diesem Gebiet einer tiefgründigen Verwitterung einerseits, einer eben so mächtigen Auflagerung lockerer Zersetzungsprodukte wie Sand und Lehm anderseits. Ebenso wie die heutigen Bewohner sich noch vorwiegend des Holzes und des Bambus zu allen ihren Geräten bedienen, können ja auch etwaige frühere Völkerschichten das Gleiche getan haben, ohne im geringsten im Besitz von Steinwaffen und -geräten gewesen zu sein. Gestützt wird diese Vermutung durch die ganz allgemein wiederkehrende Aussage der Makonde und Matambwe, daß sie von Haus aus gar kein Eisen herzustellen verstanden hätten, sondern daß sie diese Kunst, soweit sie sie überhaupt jemals beherrscht, erst von den Jao und den Makua überkommen hätten. Diese beiden Völkerschaften sind ja aber notorisch neu im Lande.

Für das einstige Vorhandensein einer ältern Bevölkerungsschicht spricht in der Tat einiges; ich habe sehr häufig gefragt, ob der jetzigen Generation etwas von kleinwüchsigen Leuten bekannt sei. Matola äußerte sich darüber in der Richtung, daß er zwar keine gesehen, wohl aber von solchen gehört habe. Sie hießen Itowe und sollten angeblich nur brusthoch sein. Als Stoß- oder Wurfwaffe trügen sie zugespitzte Holzstäbe, während ihnen Bogen und Pfeile fehlten. Nach Knudsen sollen zwei Itowe gar in Lindi leben, der eine als Schmied bei der kommunalen Handwerkerschule, der andere als Boy „beim Griechen". Ich habe mir, als mir diese Mitteilung wurde, selbstverständlich vorgenommen, die beiden Exemplare dieser sagenhaften Rasse nach meiner Rückkehr an die Küste zu besichtigen, bin aber im Drange der Geschäfte nicht dazu gekommen. Vielleicht dient ihre Erwähnung an dieser Stelle dazu, der Nachricht von anderer Seite nachzugehen.

Auch dem alten, bereits einmal als Gewährsmann genannten Makua Kunanyupu war etwas von solchen kleinwüchsigen Leuten bekannt; er und seine Freunde behaupteten, diese Leute hießen Anamachepani, d. h. Teufel. Wo diese Anamachepani wohnten, wisse man zwar heute nicht mehr, aber sie seien überall der Gesprächsstoff und seien jedermann im Lande bekannt; sie hätten keinen Bart und sähen überhaupt aus wie Kinder.

Von meinen Makondegewährsmännern wußte niemand etwas von solchen Zwergen; dahingegen berichtete mir ein alter, zufällig in Newala anwesender Jaomann eine höchst merkwürdige Geschichte von ihnen, die zwar nicht für die ehemalige Anwesenheit von Pygmäen in diesem Teil Afrikas spricht, wohl aber zeigt, wie weit sich unter Umständen gleichartige Gerüchte über ganz riesige Strecken des großen Erdteiles zu verbreiten vermögen. Dieser alte Jao von Newala wußte von einem Stammesgenossen, der weiter aus dem Innern Afrikas gekommen war, daß es hier in diesem Innern irgendwo solche kleinen Menschen gäbe. „Wambwonere kwapi" hießen sie nach der Aussage dieses weitgereisten Gewährsmannes dort im Innern; d. h. zu deutsch: „Wo hast Du mich gesehen?" So sollen nämlich die Pygmäen ihre großwüchsigen Nachbarn von der Banturasse fragen, wenn diese ihnen im Walde begegnen. Antwortet der Gefragte nun: „Ich habe Dich hier gesehen", so tötet der Zwerg den Neger. Sagt er aber: „Ich habe Dich weit weg gesehen", so läßt er den Neger ungeschoren. Das ist die wörtliche Wiedergabe der Aussagen. Gemeint ist mit dem merkwürdigen Zwiegespräch ohne Zweifel, daß die Pygmäen möglichst großen Wert auf die Verborgenheit ihres jeweiligen Aufenthaltes den Umwohnenden gegenüber legen und daß sie jeden mit ihrer Rache bedrohen, von dem sie nicht sicher sind, daß er sie verraten würde.

Aber viel interessanter als diese in der kurzen Unterhaltung gegebene Charakteristik des mythischen Volkes ist der Name selbst. Stuhlmann berichtet in seiner trefflichen Abhandlung über die Zwergvölker *) sehr ausführlich über die Mitteilungen, die ihm in Undussuma in der Nähe des Albert Edward-Sees von Wakussu und Manjema über Zwergvölker im östlichen Kongobecken gemacht wurden. Unter den verschiedenen Stammesnamen, die Stuhlmann hier erfuhr, kehren ein paar wieder, die eine unleugbare und geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit den Wambwonere meines Jao-Gewährsmannes haben; es sind das die Wambwonilehi und Wabonjele, zwei Völkerschaften, von denen wir heute noch ebensowenig Bestimmtes wissen wie zur Zeit der Reise Emin Paschas und Stuhlmanns. Möglich wäre es ja immerhin, daß der Gewährsmann meines Jao seine Kenntnis in ebenderselben Gegend erworben hat wie Dr. Stuhlmann; indessen erscheint mir das nur wenig wahrscheinlich; vielmehr spricht alles dafür, daß der Ausdruck Wambwonere oder ähnlich klingende Wörter an verschiedenen Teilen des zentralafrikanischen Grabengebietes ganz allgemein als Benennung für Völkerschaften gelten, von denen man nichts Genaueres weiß, vor allen Dingen natürlich gerade für die Zwergvölker, die ja meist nicht einmal ihren nächsten Nachbarn vertraut sind.

*) Stuhlmann, „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika". Berlin 1894. S. 467, 471, 594ff.

Siedlung und Wohnung.

Das Makondeplateau ist eine natürliche Festung. Während in den tiefgelegenen Landschaften im Norden und im Westen, in der Lukuledisenke und in der weiten Ebene nördlich vom Rowuma, die seit Jahrzehnten bestehenden, verhältnismäßig innigen Beziehungen mit der Küste und der Suahelikultur besonders die Siedlungsweise stark beeinflußt haben, so daß sich in den wohlhabenderen Dörfern Wohnbauten von derselben Stattlichkeit und Größe wie an der Küste erheben, ist das nach fast allen Seiten steil und unvermittelt ins Tiefland abstürzende Plateau auch in dieser Beziehung noch ziemlich unberührt geblieben. Nicht ganz unberührt, denn wo irgend nur ein Suaheli sich niederläßt, sei es als Beamter, sei es aus anderen Gründen, da findet ohne weiteres eine Beeinflussung statt: neben die altüberkommene Rundhütte mit weitausladendem Kegeldach tritt sofort das viereckige Haus mit dem schweren Satteldach. Die Orte Newala, Henderera, Jumbe Mtschauru, auch Mahuta sind gegebene Beispiele für diese Art der Beeinflussung.

Doch auch ein ethnischer Unterschied besteht in diesem Siedlungswesen. Zwar besitzen auch die Makua hier oben die Rundhütte; aber diese Hütten scheuen zunächst nicht, wie die der Makonde, die freie Lage; ferner liegen sie auch nicht so regelmäßig um einen freien Platz gelagert wie das bei den Makondeweilern die Regel ist; man findet sie innerhalb ihrer Felder ebenso zerstreut und weit voneinander entfernt wie unten im Tiefland (Taf. 57 Abb. 2). Der Unterschied gegen dieses Tiefland besteht lediglich darin, daß die Hütten hier oben noch Urform und Urgröße bewahrt haben und sich demgemäß neben den stolzen Bauernhäusern der Ebene recht kümmerlich ausnehmen; statt der drei, vier oder fünf Zimmer enthalten sie nur einen einzigen Raum, der zudem noch beengt wird durch die architektonisch notwendige Mittelsäule und ein großes, das ganze Hüttenrund ausfüllendes Trockengerüst. Statt des einen großen findet man zuweilen auch mehrere kleine Gerüste (Taf. 11 Abb. 1). Zwischen deren Tragstangen bauen sich noch Vorratsbehälter verschiedener Art und Größe auf; außerdem aber so viele Bettgestelle wie die Hütte Einwohner hat, sofern diese Bewohner schon auf jenen Fortschritt herabblicken können. Zwischen dem allen sind dann endlich die nie fehlenden Herdstellen über eine dicke Aschen- und Staubschicht verteilt, die den Boden der Hütte in seiner ganzen Ausdehnung überlagert.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu der Armseligkeit der Hütten selbst und ihres kümmerlichen Innern stand in der Gegend von Newala die technische Höhe des Türverschlusses. Taf. 14 Abb. 1a—i zeigt einen solchen Verschluß in allen seinen Einzelheiten, so daß keine Worte der Erklärung notwendig sind. Auch hier wieder befindet sich das eigentliche System — diesmal ein Pfeiler als Träger des „Schlüssels" — im Innern der Hütte, doch erfolgt im Gegensatz zu dem früher geschilderten Stangenverschluß das Schließen durch ein Loch in der Wand von außen. Der in den Riegel eingeführte Schlüssel hebt nacheinander die im Pfeiler verborgenen, in Nuten laufenden drei Stäbchen; dann ist der Riegel, der vorher fest gegen die Tür gesperrt war, zurückziehbar.

Das System des Beratungshauses ist auch hier oben beibehalten worden; Tafel 57 Abb. 1 stellt die Barasa von Mlipa dar, einem kleinen Makuadörfchen südöstlich von Newala. Es ist fast genau dieselbe Bauart wie wir sie bei der berühmten, großen Barasa Matolas kennen gelernt haben, nur daß die innere Ausstattung mit peripherischen Bänken hier fehlt oder doch nur angedeutet ist.

Die Makonde wohnen niemals in großen, weitläufigen Dörfern, sondern in kleinen, enggeschlossenen Weilern (Taf. 60 Abb. 2). Es wurde schon erwähnt, daß diese Weiler nicht leicht zu finden sind; an der breiten Barrabarra liegen nur ganz wenige, die übrigen sind im dichtesten Busch versteckt. Die zu ihnen führenden Wege sind außerordentlich schmale, dem ungeübten Auge kaum bemerkbare Pfade, die sich zudem an möglichst unauffälligen Stellen von der großen Straße abzweigen. Und sogar wenn man ihnen bereits folgt, gilt das Erreichen des Zieles noch durchaus nicht als ganz sicher, denn diese Pfade führen innerhalb der kompakten Buschmasse hierhin und dorthin. Stößt man endlich auf die Siedlung selbst, so ist man überrascht von der Regelmäßigkeit ihrer Anordnung: stets findet man einen freien Platz, um den sich vier oder auch wenig mehr Hütten peripherisch herumgruppieren. Die Hütte ist die schon skizzierte Rundhütte mit Kegeldach; ihre Ausführung verrät fast immer geringe Sorgfalt; ungehindert kann man durch die Wände ins Innere schauen, und fast ebenso ungehindert blicken von oben Sonne, Mond und Sterne hinein. Ein Beratungshaus habe ich nirgends bemerkt; es scheint den Makonde zu fehlen.

Auch die stattlichen, fast unseren Bauerngütern gleichenden Gehöfte der Ebene sucht man hier oben vergebens; weder existiert der sorgsam umzäunte Hofraum, noch die Kochhütte, noch der Taubenschlag; noch auch die vielen Vorratsbehälter größerer Abmessung, die für die reichen Gegenden

der Niederung so charakteristisch sind.*) Nur ein solid aus derben Knütteln gebauter Hühner- oder Ziegenstall tritt dem Forscher hier und da entgegen. Die innere Einrichtung der Hütte weicht von der soeben geschilderten Makuahütte kaum ab; auch sie bildet nur einen einzigen Raum, in dem Groß und Klein gemeinsam ißt und trinkt und wacht und schläft.

Über die Feldkultur kann ich mir kein Urteil erlauben, da mein Aufenthalt in die letzte Hälfte der Trockenzeit fällt, wo die Ernte längst vorüber war, die Aussaat aber noch nicht begonnen hatte. Im höchsten Maß anerkennenswert war vom Negerstandpunkt aus die Ausdauer, mit der alle Welt sich der Urbarmachung neuer Felder befleißigte; ganze Strecken des Busches oder Waldes waren zur Seite des Weges niedergelegt, so daß das Reisig den Boden oft mehr als meterhoch in ununterbrochener Schicht überdeckte. In der Tat wurden mir auch die Makonde von allen Seiten, von den Suahelibeamten wie auch von den Wajao, als außerordentlich begeisterte Ackerbauer bezeichnet, die kein höheres Interesse hätten, als immer wieder neue Felder anzulegen. In Wirklichkeit wird diese scheinbare Neigung zum Wechsel wohl durch die Armut des Bodens bedingt sein. Ebenso wie der fabelhaft reiche Taufall die Vegetation hier oben im schönsten Grün erhält, während unten in der Ebene das ganze Pori vollständig trocken liegt, so ist dieser Taufall in Verbindung mit der verhältnismäßig großen Niederschlagmenge sehr wohl imstande, auf dem urbar gemachten Boden die vom Neger angebauten Kulturpflanzen für ein oder ein paar Jahre zur Reife zu bringen; anderseits muß sich der sehr sandige Boden rasch erschöpfen und dadurch seinen Herrn zum Weiterwandern zwingen.

Dieser Reichtum an Sand beeinflußt die Lebenshaltung des Plateaubewohners in noch einer anderen Richtung im stärksten Maße. Sowohl die Makonde- wie auch die Mikindanischichten sind, soweit man sie verfolgt und untersucht hat, von großer Lockerheit bis weit in ihre Tiefe hinein. Diese Lockerheit bedingt ein Versiegen aller Niederschläge, sobald sie auch nur die Erde erreicht haben. Die Folge davon ist, daß auf dem Plateau selbst eigentliche Quellen nur an wenigen begünstigten Stellen bestehen, daß vielmehr alle Wassermassen in dem lockern Erdreich versinken, bis sie auf undurchlässige Schichten gelangen. Auf diesen sickern sie dann weiter, bis sie irgendwo am Rande des Plateaus zutage treten. Tatsächlich ist der Plateaurand durchaus nicht wasserarm, ihm entsprudeln vielmehr silberklare Quellen an ungezählten Stellen. Für den Bewohner des Hochlandes hat diese hydrographische Eigentümlichkeit zur Folge, daß er sein ganzes Haushaltwasser vom Plateaurande herbeiholen muß. Liegt die Siedlung in der Nähe dieses Randes selbst, wie es z. B. bei Newala, Mahuta und Ntschitschira der Fall ist, so ist der Weg zum Brunnen freilich unter allen Umständen sehr steil, vielleicht aber doch nicht weit; liegt sie hingegen weiter ab im Innern, so kann es vorkommen, daß die Eingeborenen einen großen Teil des kurzen Tropentages zum Herbeischleppen des Wassers verwenden müssen. Manche Dörfler haben stundenweite Wege dabei abzulaufen. Mit diesen weiten Wegen und dem steilen Aufstieg hängt es auch wohl zusammen, daß die Makonde sich nicht der schweren, großen Tongefäße zum Wasserholen bedienen wie das überall in der Tiefebene Sitte ist, sondern daß sie zu dem Zweck große Flaschenkürbisse verwenden, die sie dann gleich zu zweien oder zu vieren an einer Tragstange befestigen. Alles in allem wird ein so großer Teil der wirtschaftlichen Kraft des Volkes durch diese ungünstigen Wasserverhältnisse verbraucht, daß man unwillkürlich nach den Beweggründen für eine nach unseren Begriffen so unpraktische Siedlungsweise fragen muß. Warum bleiben die Leute durchaus oben auf dem quellenlosen Hochlande, und aus welchen Gründen liegen ihre Weiler zudem noch so weit von dessen Rande im Innern? Die Antwort werden wir später bei der Kenntnisnahme ihrer Stammessage kennen, die Motive gleichzeitig auch würdigen lernen.

*) Die Vorratsbehälter scheinen allerdings nur mir nicht zu Gesicht gekommen zu sein. Nach Herrn Ewerbeck, der in seiner langen Amtszeit das Plateau besser kennen gelernt hat als ich, liegen sie fast stets sehr geschickt im Busch versteckt, ebenso wie ja auch die Felder oft weit von der Hütte im dichten Busch angelegt sind. Bei der Gelegenheit schreibt mir Herr Ewerbeck gleichzeitig, daß Mißernten auf dem Makondehochland selten vorkommen; im Gegensatz zur Ebene, wo sie häufig seien. Das Plateau sei eben äußerst fruchtbar, und der Mhogo (Maniok) gehe den Eingebornen nie aus. Bei den Mißernten in der Ebene verdingen sich dann deren Bewohner bei den Makonde zur Arbeit.

Schmuck und Haartracht.

Die Haartracht bei den Makonde, Matambwe und Makua ist bei beiden Geschlechtern äußerst einfach; zumeist wird das Haar rasiert, so daß eine weitere Ausschmückung des Hauptes damit ohne weiteres entfällt; wo das aber nicht geschieht, beschränken sich die Leute lediglich auf das Tragen von Kämmen. Von diesen lassen sich zwei Arten unterscheiden, denen allerdings ihre außerordentliche Zierlichkeit und ein vielfach wirklich guter Geschmack gemeinsam sind. Die eine Art, die man auch viel bei

den Jao zu sehen bekommt, besteht aus ganz gleichmäßig gearbeiteten, zierlichen, bis zu stricknadelstarken Holzstäbchen, die am Griffteile des Kammes mit glänzend schwarzen Haaren aus Mähne und Schweif des Zebras oder mit Antilopenschwanzhaaren durchflochten sind. An den von diesen Haarmustern freien Stellen lagert eine Stanniolschicht, die ganz unafrikanisch aussieht und die nach meinen Erkundigungen auch auf europäische Einfuhr zurückzuführen ist. Eine Auswahl von Mustern zeigen die Abbildungen 9, 16—23 auf Tafel 26.

Noch sauberer gearbeitet, in ihrem ganzen Aussehen auch noch zierlicher und feiner ist die von gewissen Makuahandwerkern gefertigte andere Kammsorte. Die Zinken bestehen bei ihnen aus feinen, mit dem Messer rund geschabten Bambusstäbchen, die nicht durch Flechtwerk, sondern durch einen ungemein stark leimenden Pflanzensaft zusammengehalten werden. Die Stelle des Stanniols vertritt bei ihnen auf beiden Kammseiten ein Belag buntfarbigen Strohes, das mit seinen zierlichen geometrischen Mustern von Quadraten, Rauten, Kreisen und Dreiecken den Eindruck einer guten Intarsiaarbeit vortäuscht. Ich habe versucht, die Technik selbst zu studieren, widrige Umstände haben mich indessen keinen Meister bei der Arbeit finden lassen. Eine Auswahl dieser Kämme zeigt Taf. 26 Abb. 10—15.

Der übrige Körperschmuck ist weniger nach der Stammeszugehörigkeit verschieden als nach Stellung und Besitz der Trägerin. Im allgemeinen zeigt er überall die gleichen Züge: dicke, buntfarbige Perlendiademe im Haar, eben solch dicke und meist sehr bunte Perlenwulste um den Hals, zuweilen auch gewichtige, sauber und geschmackvoll gestrickte Perlengürtel und Perlenwulste um die Hüfte. Diese hübschen Hüftgürtel waren besonders häufig bei den Wamuera des mittlern Lukuleditals; weiter westlich und südlich traten sie zugunsten des übrigen Perlenschmucks zurück. Weit verbreitet fanden sich sodann perlenbestickte Armbänder aus Faser- und Bastgeflecht. Ein paar Belege für diese Art von Körperverzierung geben die Bilder auf Tafel 53, 54, 55.

In allem, was mit Perlen zusammenhängt, waltet also der Ringschmuck vor. Das gilt nun auch von den übrigen Materialien; ob die Negerin den schlanken Hals mit selbstgeflochtener Schnur umschlingt oder ob sie die Fußknöchel, den Ober- oder Unterarm mit Zieraten versieht, stets verfolgt sie den Zweck, die Rundung dieser Glieder zur Geltung zu bringen. Behangschmuck ist wenig beliebt hier zu Lande; die Leute müssen zu viel und zu schwer arbeiten, als daß sie sich mit langen Ketten u. dgl. behängen dürften. Beim Halsschmuck ist die Grenze zwischen Schmuck und Amulett nicht immer zu ziehen; gar zu gern knüpft man in die Schnur ein paar heil- und zauberkräftige Wurzelstückchen aus dem Pori. Lediglich Schmuckstücke sind hingegen die schweren, wuchtigen, massigen Messingringe, die um Unterarm und Fußknöchel getragen werden. Sie sind der Traum jeder Frau, die etwas auf sich hält und werden erstrebt um jeden Preis. Ein solcher Satz von 4 bis 6 Stück sieht aber auch gar zu gut aus zu der braunen, glänzenden Haut der Trägerinnen (s. Taf. 3 Abb. 2 u. Taf. 5 Abb. 2); selbst dem Europäer imponiert eine dergestalt mit Messing schwer belastete Schöne, wenn sie sich mit dem wiegenden Gang, wie er der Afrikanerin eigentümlich ist, langsam durch das Dorf bewegt. Über die Herstellung dieser Ringe siehe Seite 53.

Künstliche Verunstaltungen.

Während meines mehrmonatigen Aufenthaltes auf dem Makondeplateau habe ich einen großen Teil seiner eingesessenen Bevölkerung besichtigen und studieren können; ich bin dadurch in den Stand gesetzt worden, wohl ein ziemlich richtiges Bild auch von allen den Eingriffen zu entwerfen, die diese Völker ihrem Körper zufügen, um dem allgemeinen Schönheitssinn zu genügen und gleichzeitig doch auch wieder die eigene Persönlichkeit aus der großen Masse der Stammesgenossen hervorzuheben. Es gibt in Afrika eine ganze Reihe von Zentren vielseitiger und abenteuerlicher Körperverunstaltungen, aber so gehäuft und nach unseren Begriffen entstellend und scheußlich wie hier im Südosten unseres Schutzgebietes treten sie anderswo wohl kaum auf.

Auch das männliche Geschlecht bleibt auf dem Plateau nicht ganz ohne Eingriff, doch tritt es in dieser Beziehung weit hinter die Frauenwelt zurück. Gemeinsam sind beiden Geschlechtern zunächst Ziernarben in gewissen Teilen des Gesichts; sodann Ziernarben auf Brust, Bauch und Arm. Auf das männliche Geschlecht beschränkt ist die Beschneidung und die Zuspitzung gewisser Zahngruppen. Dahingegen sind Besonderheiten des weiblichen Geschlechts vor allem das Tragen großer Holzklötze in der durchlochten Oberlippe, und kleinerer Scheiben in den durchlochten

Ohrläppchen, sodann die künstliche Verlängerung der Labia minora, und die Ausdehnung der Narbenverzierung auch über den Rücken, das Gesäß und die Oberschenkel. Unbeabsichtigte Körperverunstaltungen treten schließlich bei beiden Geschlechtern auf in Gestalt des außerordentlich häufigen Nabelbruchs und der Verstümmelung der unteren Gliedmaßen durch den Sandfloh.

Die Technik des Durchbohrens und Ausweitens der durchlochten Oberlippe und der Ohrläppchen gleicht genau der früher bereits geschilderten Aufweitung des linken Nasenflügels; auch hier fügt man immer stärkere Pflöcke ein, bis diese schließlich wirklichen Scheiben gleichen. Zur Zeit meiner Anwesenheit schien es Mode zu sein, möglichst ungeheuerliche Dimensionen dieser Ausweitungen zu erzielen, denn zu einem großen Teil sind die von mir gesammelten Oberlippenscheiben von erheblich größeren Abmessungen nach Durchmesser und Dicke als beides von früheren Reisenden angegeben wird. Auch fast alle meine photographischen Aufnahmen bestätigen diese Neigung (Taf. 54 Abb. 1). Schwarze oder dunkel gefärbte Pelele habe ich auf dem Plateau nur vereinzelt zu Gesicht bekommen; die weiße herrschte ganz überwiegend vor. Diese Färbung ist künstlich; sie besteht aus einem verriebenen und feingeschlämmten weißen Stein, der nicht sehr häufig und nur an bestimmten Stellen zu finden sein soll. Seine Darbringung durch das starke Geschlecht gilt als die feinste Form von Galanterie der Frau gegenüber.

Die Erreichung der Maximalgröße erfolgt immerhin ziemlich langsam; ich habe viele junge Mütter gesehen, deren Lippenscheibe noch recht wenig umfangreich war. Wenn Schätzungen zulässig sind, so möchte ich behaupten, daß dieses Maximum erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre erzielt wird, so daß im ganzen doch weit mehr als ein Jahrzehnt zur Erreichung des höchsten Schönheitsgrades nötig ist.

Sehr interessant sind die Wirkungen des Peleletragens in hygienischer und physiognomischer Beziehung. Solange der Klotz noch nicht übermäßig groß ist, ragt die Oberlippe wie ein Entenschnabel wagerecht geradeaus. In diesem Stadium befremdet der Anblick uns zwar, aber man kann sich doch an ihn gewöhnen und empfindet ihn dann wenigstens nicht als direkt häßlich, sofern das Gesicht jugendlich ist und die Körperformen noch rund und voll sind. Sehr bald tritt indessen Zahnkaries ein. Ob sie lediglich eine Folge der Unmöglichkeit ist, das Gebiß in so wünschenswerter Weise rein zu halten, wie das männliche Geschlecht es gewohnt ist, oder ob der ungehinderte Hinzutritt der atmosphärischen, am Tage heißen, in der Nacht sehr kalten Luft die Zerstörung der Zähne begünstigt, muß ich dahingestellt sein lassen; wahrscheinlich wirkt beides zusammen doppelt schädlich auf das Gebiß ein. Gleichzeitig mit diesem chemischen Vorgang arbeitet auch ein physikalischer an der Umformung des Gesichts: der stramme Zug der straffangespannten Oberlippe in der Richtung auf das Gesicht zu, sodann der Druck, den der immerhin nicht leichte Holzklotz vermöge der Schwerkraft gegen den Oberkiefer ausübt, haben zur Folge, daß die Mitte des Oberkiefers die ursprüngliche Form verliert und sich konkav einbuchtet. Als Folge dieser Zahnzerstörung und des Einbuchtens beginnt dann das Pelele seine kühne, horizontale Stellung zu verlieren und sich an seinem Außenrande zu senken. Bei älteren Individuen schwebt es wenigstens noch frei, wenngleich es schon sehr bedenklich nach unten hängt; bei alten Frauen hingegen liegt es fest und gleichsam wie ein Vorhängeschloß über Mund und Unterlippe herunter. Das ist für den Europäer dann ein zwar höchst interessanter, doch alles andere als schöner Anblick (Taf. 55 Abb. 1).

Selbstverständlich habe ich auch versucht, die Wirkung des Peleletragens auf die Sprache und das Sprechen festzustellen; leider bin ich aber zu wenig Philolog, um über jene Frage ein maßgebendes Urteil zu fällen; für die Untersuchung aber der anderen Frage zeigte sich der Phonograph als durchaus ungeeignet. Sehr bald wurde mir klar, daß das Fehlen des Buchstabens s im Kimakonde und Kimatambwe wohl unzweifelhaft mit der Sitte des Peleletragens zusammenhängt. Haben wir Europäer eine vielleicht durch einen Insektenstich hervorgerufene, stark geschwollene, harte und steif abstehende Oberlippe, so können auch wir keinen S-Laut hervorbringen. So war es auch den Peleleträgerinnen bei jeder von mir geforderten Probe ganz unmöglich, das Gleiche zu tun. Aber wie ist es dann zu erklären, daß auch die Männer und die Kinder den Buchstaben nicht sprechen? Wohin wir im Vokabular auch schauen, überall ist der S-Laut durch aspirierte Laute ersetzt, und überall ist das M nasal. Wenn ich meiner Ansicht Ausdruck verleihen darf, so möchte ich vermuten, daß die Sitte des Lippenpflocks ursprünglich nicht bloß auf das weibliche Geschlecht beschränkt, sondern auch der Männerwelt eigentümlich gewesen ist; verwandtschaftlich hängen die Bewohner des Makondehochlandes und des Rowumatales aufs engste mit den Mawia im nördlichen Portugiesisch-Ostafrika zusammen. Auch mir ist es leider nicht geglückt, Vertreter dieses räuberischen, wilden und darum überall stark gefürchteten Volksstammes zu Gesicht zu bekommen; aber noch

immer ist die Nachricht des Geologen Lieder unwidersprochen geblieben, nach der bei den Mawia tatsächlich beide Geschlechter die Lippen durch je einen Pflock verunstalten. Nun läßt sich nicht leugnen, daß die Tendenz, alle derartigen kosmetischen Auswüchse zurückzudämmen und einzuschränken, bei allen Völkern dieser Gegend seit langer Zeit ganz allgemein ist; der Gedanke liegt also recht nahe, daß die stets fortschrittlicheren Männer bei den Makonde und Matambwe längst mit einer Sitte gebrochen haben, die beim weiblichen Geschlecht noch heute von der Mode vorgeschrieben ist. Auf wie lange noch, wer vermag das zu sagen! Ausnahmen kommen nämlich auch jetzt schon vor, wie ich mehr als einmal festzustellen Gelegenheit gehabt habe. Es ist natürlich die Jugend, die sich von dem alten Brauch emanzipiert; und wenn es beim weiblichen Geschlecht auch noch nicht so arg ist wie bei dem männlichen Nachwuchs, bei dem die Brust- und Bauchtätowierung kaum noch vorkommt, so wandelte doch schon manches Mädchen einher, das auf das Pelele zugunsten des „vornehmern" Nasenpflöckchens verzichtet hatte. Ist meine Ansicht der sekundären Entstehung des heutigen Charakters der Makondesprache richtig, so ist diese aufzufassen als die Folge einer Art linguistischen Trägheitsgesetzes, d. h. sie hat den alten Charakter beibehalten, trotzdem die Prämisse der versteiften Oberlippe nicht mehr besteht.

Nicht immer gelingt die Herausbildung des Schönheitsideal; entweder tritt durch irgend welche Umstände eine Entzündung und Vereiterung des Peleleloches ein, die dessen Tragen unmöglich macht (Taf. 56 Abb. 2), oder aber der schwache Hautkranz zerreißt durch irgendwelches Mißgeschick oder bei zu starker Anspannung. Bei den Fällen ersterer Art scheint ein Weiterfressen des Zerstörungsvorganges unter dem Mangel jeder Antisepsis und Asepsis verhältnismäßig häufig zu sein, denn ich habe in recht kurzer Zeit mehrere Aufnahmen von Mädchen und Frauen machen können, bei denen die Hautbrücke zwischen den beiden Oberlippenhälften nur noch sehr dünn und schwach war. Bei anderen Frauen war sie schon völlig zerstört, so daß die vorderen oberen Schneidezähne wie bei einer Hasenscharte frei und offen dalagen (Taf. 57 Abb. 3). Von Versuchen einer wirklichen Chirurgie habe ich weder etwas gesehen noch gehört.

Dahingegen sind die Frauen im Besitz einer nicht einmal üblen Pseudo-Chirurgie, soweit es die Reparatur zerrissener Hautkränze gilt. Mit demselben Pflanzensaft von unvergleichlicher Klebkraft, mit dem die Makua-Meister die oben erwähnten, zierlichen Kämme zusammensetzen, und der ganz allgemein auch als ideales Klebmittel für Leimruten beim Vogelfang benutzt wird, verbinden die entstellten Schönen in kunstgerechter Weise auch die beiden voneinander getrennten Hautenden: man drückt das Pelele an den Mund, legt den Hautkranz straff um den Klotz herum und überdeckt die gesamte Peripherie mit einem eigens zugeschnittenen Zeugstreifen, der auf seiner Innenseite mit jenem Pflanzenleim bestrichen worden ist. In einzelnen, gut durchgeführten Fällen war die Korrektur nur bei genauerem Hinsehen zu merken (Taf. 56 Abb. 1).

Es spricht für eine seit sehr langer Zeit bestehende Einbürgerung des Tragens dieser Lippenscheibe bei den Makonde und Matambwe, daß diese Völker für die einzelnen Größenklassen besondere Bezeichnungen haben. In unserer Literatur hat die Lippenscheibe Ostafrikas unter dem Generalnamen „Pelele" Eingang gefunden. Dieses Wort ist dem Kijao entnommen, in dem lupelele die Oberlippenzier gemeinhin bezeichnet. Aus diesem Grunde mag der Name auch beibehalten werden; wollte man einen neuen dem Wortschatz der Makonde, Matambwe, Wamuera oder Makua als den eigentlichen Trägern dieses seltsamen Verschönerungsmittels entnehmen, so würde man in die Verlegenheit geraten, einer der vielen Einzelbenennungen eine Allgemeinbedeutung zuerkennen zu müssen.

Die kleinste Art Lippenpflock heißt bei den Makonde ndedewere; das ist das Stadium, wo man nur erst von einem Pflock, nicht aber von einer Scheibe sprechen kann. Das Durchschnittsmaß dieser ndedewere beträgt etwa 3 cm Durchmesser bei $2^1/_2$ cm Höhe (Taf. 46 Abb. 1a). Sie scheinen das Anfangsstadium dieser Art Verzierung überhaupt zu bezeichnen, indem bis zu ihrer Einführung elastische Palmblattringe für die Ausweitung des Oberlippenloches gesorgt haben. Sie gehören noch dem Kindheitsalter der Trägerin an.

Das trifft auch noch zu bei der nächsten Größe, für die ich in meinen Aufzeichnungen den merkwürdigen Namen Kajopotobwe angegeben finde. Was dieser Name bedeutet und ob er überhaupt richtig ist, kann ich nicht sagen, da er nicht von mir, sondern von Herrn Knudsen niedergeschrieben worden ist, der in Zeiten höchsten „Geschäftsdranges" die Sammlungseingänge mit allen Einzelheiten einzutragen hatte. So gut Herr Knudsen mit Kijao und Kisuaheli mündlich fertig zu werden wußte, so sehr neigte er in Erinnerung an sein heimatliches Norwegisch beim Schreiben dazu, o und u zu vertauschen, so daß ich die von ihm niedergeschriebenen einheimischen Namen stets nachkontrollieren mußte. Das ist jedoch nicht immer möglich gewesen; auch in diesem Falle nicht. Als nähere Erklärung für die Kajopotobwe ist angegeben, daß sie gleich den ndede-

were für die nicht erwachsenen Mädchen bestimmt seien. Die von mir gesammelten Exemplare sind bei 4 cm Durchmesser 2 cm hoch (Taf. 46 Abb. 1b).

Die beiden nächsten Kategorien sind das lidundule (pl. ma-) und das ndonya (pl. din-); beide stellen die mittleren Abmessungen aller Lippenscheiben überhaupt dar, womit im Einklang steht, daß sie von den Frauen in deren Blütezeit getragen werden. Das lidundule ist die Benennung für die etwas höheren Pflöcke, im Gegensatz zu den dindonya, die bei gleichem Durchmesser weit flacher sind. Die von mir gesammelten, außerordentlich zahlreichen madundule haben einen Durchmesser von 4 bis 5 cm und eine Höhe von 3 bis 3,8 cm, während die dindonya nur höchstens 2 cm hoch sind. Gleichzeitig sind diese dindonya viel stärker ausgehöhlt als alle bisherigen Klassen (Taf. 46 Abb. 1 c d).

Die größte Art führt den Namen matenge (Singular litenge); sie sind wirkliche Scheiben und finden sich ausschließlich im Besitz der älteren Frauen; von den wenig galanten Männern wurden sie uns direkt als „Zierat der alten Weiber" übergeben. Wer diese Monstra nicht mit eigenen Augen gesehen hat, hält es gar nicht für möglich, daß die menschliche Oberlippe, und noch dazu die eines doch immerhin zierlichen Individuums, einen solchen Fremdkörper aufzunehmen und zu beherbergen vermöchte. Unter 5 cm Durchmesser geht keine dieser Scheiben herunter; die Mehrzahl hat über 6, und die allergrößten messen gar bis zu 7,5 cm im Durchmesser. Ebenso gewaltig sind auch die Höhenabmessungen. Frühere Autoren, darunter auch noch Stuhlmann, geben 2 bis 2,5 cm Dicke an. Derartig zierliche Schmuckstücke waren 1906 bei den von mir studierten Völkern des gesamten westlichen und südlichen Makondeplateaus gar nicht mehr Mode; 3 cm war Minimalstärke, annähernd 5 cm das Maximum. Diesen Ungetümen gegenüber sollte man doch schon lieber von einem Lippenklotz als von einer Lippenscheibe sprechen (Taf. 46 Abb. 1e).

Auch die Makua haben verschiedenartige Benennungen für ihre Lippenzierate. Die Bezeichnung nigulila für den Unterlippenstift habe ich bereits früher erwähnt; für eine recht zierliche Sorte von Oberlippenpflöcken war der Name mtati (Plural mitati) im Gebrauch. Alle diese mitati bestehen aus Ebenholz, sind also im Gegensatz zu den Makonde-Lippenscheiben schwarz; auch haben sie zur Belebung der Oberfläche in deren Zentrum einen Polsternagel. Die Abmessungen dieser mitati schwanken zwischen 1 und $2^1/_2$ cm Durchmesser bei zirka 2 cm Höhe (Taf. 27 Abb. 9 u. 10).

Herrschte auf dem Makondeplateau im Oberlippenschmuck die weiße Farbe ganz allgemein vor, so wechselte der Ohrschmuck nach Form und Farbe, je nach der Gegend und den einzelnen Ortschaften. In Mahuta kamen der Reihe nach die Bevölkerungen aller in erreichbarer Entfernung liegenden Weiler in einer vom Wali festgesetzten Reihenfolge in mein Lager. An manchen Tagen erschien die ganze Frauengesellschaft in sehr lebhaften Farben, indem die schwarzen, hölzernen Ohrpflöcke sich vom weißen Lippenpflock lebhaft abhoben; an anderen Tagen wurden die Gesichter von je drei großen, weißen Punkten umgrenzt, indem bei diesen Vertreterinnen dann auch noch die Ohrscheiben weiß waren. Meist war es weißes Pflanzenmark, das die Ohrläppchen in Form kreisrunder Scheiben füllte (Taf. 27 Abb. 8, Taf. 6 Abb. 2, Taf. 53 Abb. 2).

Über die Narbenverzierung bei beiden Geschlechtern verdanken wir Fülleborn schon umfassende Beobachtungen und Untersuchungen, so daß ich mich auf Weniges beschränken kann. Verhältnismäßig selten ist bei den Makonde- und Matambwemännern einstweilen noch die heute bei den Jao ganz allgemein übliche Anbringung der beiden senkrechten Schnitte auf den Schläfen; doch geht man wohl nicht fehl, wenn man in dieser ursprünglich von der Küste stammenden Verzierung das Schönheitsideal der Zukunft sieht.

Taf. 1 enthält eine Anzahl von Charakterköpfen aus allen von mir besuchten Völkerschaften. Auf den ersten Blick glaubt man ein unentwirrbares Chaos von Linien vor sich zu sehen; prüft man aber die Bilder gründlicher, so lösen sich alle Muster in ganz wenige Motive auf, und gruppiert man die einzelnen Individuen nach ihrer Stammeszugehörigkeit, so ergeben sich, aller gegenwärtig von Volk zu Volk geübten Musterentlehnung zum Trotz, sogar ganz bestimmte Stammeseigentümlichkeiten.

Das häufigste Motiv ist eine Art Tannenzweig; es findet sich gern auf der Glabella und den Wangen (Taf. 1 Abb. 3, 6, 8, 10), häufiger vielleicht noch auf der obern Bauchpartie (s. Taf. 61 Abb. 1 und Taf. 62 Abb. 1); sein Name ist Chikorombwe. Ebenso heißt nun auch der Fischspeer; es liegt sehr nahe, an irgendwelche genetischen Beziehungen bei der Wahl der Muster zu denken. Vielleicht ist dessen Name aber auch erst sekundär, nur der Ähnlichkeit mit jenem Gerät entnommen. Fülleborn spricht das Chikorombwe als Stammeszeichen der Wamuera an. Bei ihnen ist es in der Tat häufig; doch auch bei den Makonde war es kaum seltener vorhanden.

Nicht auf den hier gebrachten Bildern, wohl aber in Wirklichkeit häufig ist ferner das Chitopole, ein Muster von der Form eines Hufeisens. Chitopole ist sonst der Name des Bügels einer bestimmten Art von Vogelfalle (Taf. 34 Abb. 3, Taf. 33

Abb. 4); vielleicht bestehen auch hier dieselben genetischen Beziehungen wie beim Chikorombwe. Hetherwick*) erklärt das Chitopole für die Stammesmarke der Walombwe, einer Makua-Völkerschaft; heute ist das Zeichen international, ja bei den anderen Stämmen vielleicht beliebter als bei den Makua. Vielfach kehrt des weitern die Raute wieder; entweder isoliert (Taf. 1 Abb. 4, 11) oder mit anderen Liniensystemen vergesellschaftet. Bei den Makua ist das gewöhnlich eine Art Fischgrätenmuster (Taf. 1 Abb. 5, 13—16); bei den übrigen Völkern sind es die mannigfaltigsten anderen Kombinationen.

Für die Makua bezeichnend ist die Bevorzugung der Stirn als Hauptentwicklungsfeld für ihre Narbenzier. Bei den Makonde und Matambwe, auch bei den Wamuera, liegt es mehr auf den Wangen (Taf. 1 Abb. 1, 2, 6—9); dort finden die Narbenmuster dann auch ihre höchste Entwicklung: Horizontal- und Vertikallinien, Zickzack- und Kreislinien — alles ist zu finden. Ein wirklicher Teppich, aus einiger Entfernung gesehen. Den Makonde und Matambwe eigentümlich ist bei alledem ein merkwürdiger Hautwulst, der sich in kühnem Bogen von einer Schläfe zur andern über die ganze Stirn zieht (Abb. 1—4, 6—8).

Die Behandlung der Narbenverzierung des Rumpfes und der Extremitäten behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor; hier will ich nur auf ihr Dasein selbst hinweisen (Taf. 4 Abb. 2, Taf. 8 Abb. 2, Taf. 56 Abb. 3, Taf. 59 Abb. 2, Taf. 61 Abb. 1, Taf. 62 Abb. 1).

Einen besonderen Abschnitt im Kapitel Körperverunstaltung bildet die gewaltsame Umgestaltung des Gebisses. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer bearbeiten die Schwarzen ihre Zähne alltäglich stundenlang mit der msuaki, der afrikanischen Zahnbürste. Sie besteht bekanntlich aus nichts als einem Stäbchen faserigen Holzes, mit dessen zerkautem Ende die Zähne poliert und von Speiseresten befreit werden (Taf. 46 Abb. 7). Da öffnet der Makonde-, Matambwe- oder Makuamann plötzlich seinen Mund. Ist es ein Raubtier, das mir mit grimmigem Gebiß entgegenfletscht? Scharf und spitzig wie die Eckzähne selbst reihen sich zwischen diese die Schneidezähne ein; bei dem einen sind sie alle zugeschärft, beim andern sind es nur die mittleren zwei (Taf. 58 Abb. 1). Doch stets ist es nur die obere Zahnreihe, die in dieser Weise umgestaltet wird; der Unterkiefer bleibt unberührt, im Gegensatz zu den Völkern am Nordende des Njassa, wo alle acht Schneidezähne zugeschärft werden. Die Technik ist einfach: hält der Vater den Knaben für widerstandsfähig genug, so läßt er den Fundi kommen. Der läßt den Jungen auf ein Stück Holz beißen, nimmt darauf einen leichten Eisenmeißel, setzt ihn schräg auf den Zahn und trennt nun die Ecke mit dem leichten Schlage eines Holzschlägels ab. Die in der Literatur so oft vermerkten Nackenschmerzen behaupteten meine Gewährsleute nicht gehabt zu haben. Gleichzeitig wiesen sie darauf hin, daß die Sitte im Abkommen sei; sie verderbe die Zähne. Beim Nachwuchs fand ich denn auch richtig lauter intakte Gebisse.

Zuletzt möchte ich einen ganz unklassifizierbaren Körperschmuck der Makuamädchen erwähnen; er ist zugleich wohl das Seltsamste, was je ein Menschenhirn erdacht hat, um sich aus der Masse seiner Stammes- und seiner Geschlechtsgenossen herauszuheben. In diesem Motiv des Sichheraushebenwollens ist ja der Ursprung des Schmuckes überhaupt gegeben. Dieser Endzweck bedingt natürlich seine Sichtbarkeit, die ja in der Tat auch sein besonderes Charakteristikum ist. Die unter der Kleidung verborgenen Ziernarben bei den Männern und Frauen unserer Stämme scheinen dagegen zu sprechen; doch ist wohl zu bedenken, daß die Narben das Primäre und Ältere sind, während die Kleidung in ihrem heutigen, großen Umfange das Sekundäre und Jüngere ist. Bei den Ziernarben der Frauen, die sich über den Leib, die Genitalgegend und die Oberschenkel ausbreiten, kommt noch ein weiteres, interessantes Moment hinzu, welches Fülleborn erwähnt und das viel für sich hat. Jene Körpergegenden werden nämlich aus dem Grunde mit Hauthöckern verziert, weil die Männer beim Hingleiten mit der Hand über eine dergestalt dekorierte Haut ein höheres Wollustgefühl hätten als bei einer völlig glatten Epidermis.*)

Der von mir entdeckte Zierat verfolgt weniger einen ästhetischen als einen ethischen Endzweck: er ist mehr das sichtbare Symbol eines Treuegelübdes als der Ausfluß des Schmuckbedürfnisses. Wenn ich ihn trotzdem hier einreihe, so geschieht es lediglich aus dem Grunde, weil doch auch unter seinen Trägerinnen ein Wettkampf und die Sucht des Überbietenwollens besteht. Damit ist das unzweideutige Kriterium des Schmuckes ebenfalls gegeben.

„Namanghalu" ist der Name dieser Seltsamkeit. Es sind bohnen- bis haselnußgroße Kiesel aus den Ablagerungen des Rowuma und seiner Zuflüsse, stets schön rund geschliffen und oft von der Klarheit des Bergkristalls. Von diesen Steinen tragen die jungen Makuamädchen eine verschieden große Anzahl, mindestens 2, doch auch 6, 8 und selbst noch mehr, in der Mundhöhle unter der Zunge. Ich hätte es nicht geglaubt, hätte ich nicht mehrfach Gelegen-

*) Hetherwick, Introductary handbook of the Jao language. London 1889. S. 117.

*) Fülleborn, Ethnologisches Notizblatt Bd. II, Heft 3, S. 3.

heit gehabt, mich bei arglos des Wegs kommenden Individuen jüngern Alters durch Augenschein vom tatsächlichen Bestehen dieser Sitte zu überzeugen. Wie in einem Nest, so lagen die glitzernden Kiesel unter der rosigen Zunge. Nach allen mir gewordenen Angaben sind diese Namanghalu das nur dem Geliebten gezeigte Symbol der Treue gegen ihn; andere Leute bekommen die Steine nicht zu sehen. Ob die Sitte allgemein verbreitet ist, habe ich nicht feststellen können; in der Gegend von Newala ist sie jedenfalls noch gang und gäbe. Auch über die Beweggründe für die Wahl gerade eines solchen Treuezeichens habe ich nichts erfahren können; die Männer wußten es nicht, und die Weiber schwiegen sich, wie leider bei so vielen interessanten Sachen, aus.

Waffen.

Das Makondeplateau liegt nicht entlegen genug, als daß nicht auch schon das Vorderladegewehr seinen Einzug in ausgedehntem Maße gehalten hätte. Dennoch lassen sich noch ganz hübsche Studien über die ursprünglichen Verhältnisse machen. Die frühere Hauptwaffe der Makonde sind Bogen und Pfeil; für Elefanten hatte man sehr große und schwere Speere. Schilde sind nach den mir gemachten zahlreichen Aussagen zu keiner Zeit verwendet worden, der beste Beweis dafür, daß wir es hier mit reinen Bogenschützen zu tun haben. Auch die Keule und die Axt seien keine eigentlichen Waffen gewesen. Die Makua behaupten, ihre ursprüngliche Hauptwaffe seien zugespitzte Holzlanzen ohne jede Eisenwehr gewesen; in Metho seien derartige Waffen noch heute gebräuchlich. Gegen diese Urwaffe gäbe es keine Medizin, kein Schutzmittel, wie gegen die heutigen Gewehre und gegen den Bogenschuß. An Stelle der heutigen, sehr gut gearbeiteten, langen, schmalen Messer habe man ursprünglich sehr primitive Geräte gehabt: man habe ein zurechtgeklopftes Stück Eisen in ein Stück Bambus geklemmt; das sei alles gewesen. Die Schleuder war nirgends vorhanden; ebensowenig hatte man von ihrem Bau und ihrem Zweck die geringste Vorstellung. Als mir von einem meiner Suahelimänner ein Exemplar, wie es an der Küste zum Vertreiben von Affen und anderen Schädlingen aus den Feldern dient, geliefert wurde, schauten die Eingeborenen den Gegenstand selbst ebenso verständnislos an wie seine Gebrauchsart.

Meine ersten Eindrücke von der Art des Bogenschießens haben auch in der ganzen spätern Zeit ihre weitere Bestätigung gefunden. Einheitlich im ganzen Gebiet ist nur die fast senkrechte Haltung des Bogens beim Schuß und die Lagerung des Pfeils links vom Bogen auf der geschlossenen Hand. Für die Spannweise selbst läßt sich hingegen nicht einmal für jedes einzelne Volk eine Regel aufstellen; bei den Makonde walteten im allgemeinen die Sehnenspannung mittelst Zeige-, Mittel- und Ringfinger und das Halten des Pfeiles zwischen Zeige- und Mittelfinger vor (Taf. 37 Abb. 1), doch gab es auch viele andere Schützen, die mittelst Zeige- und Mittelfinger spannten, wobei der Daumen den Pfeil nur zu Beginn des Spannprozesses leise an die Sehne drückte. Lag die Sehnenmitte schon weiter zurück, so verließ der Daumen die Pfeilkerbe, die sich dann lediglich infolge des Zeigefingerdruckes in ihrer Lage auf der Schnur erhielt (Taf. 37 Abb. 2). Bei den Makua herrschten im großen und ganzen dieselben Spannverhältnisse. Möglich ist es, daß vor dem Aufeinandertreffen beider Völker jedes seine eigene, vom andern verschiedene Spannmethode gehabt hat, die sich dann ebenso vermischt haben wie es heute die beiden Völkerschaften selbst tun. Gegenwärtig hält sich keine von beiden Völkerschaften mehr an eine bestimmte Methode, sondern jeder spannt seinen Bogen, wie er es gelernt hat oder wie es ihm am rätlichsten erscheint. Bei manchem Schützen habe ich feststellen können, daß er zunächst die eine Spannweise anwandte, um bei späteren Schüssen auch die andere zu probieren. Bezeichnenderweise erfolgte dieser Übergang von der Spannung mit Zeige- und Mittelfinger zu der allerdings auch weit praktischern sogenannten Mittelmeerspannung, d. h. dem Zurückziehen der Bogenschnur mit den drei Mittelfingern.

Mit der T r e f f s i c h e r h e i t war es im allgemeinen nicht weit her; die größte von mir geforderte Entfernung waren dreißig Meter. Bei dieser trafen nur einzelne meiner Sudanesensoldaten das Ziel, einen 60 cm dicken Baum, und zwar bei Anwendung unserer europäischen Spannung mittels Daumen und Zeigefinger; von den Negern traf keiner. Auch bei den kürzeren Entfernungen von 10 und 12 Meter, auf die ich meist schießen ließ, einen 20 bis 25 cm starken Baumstamm als Ziel, erschienen mir die Leistungen nicht übermäßig glänzend. Zu Anfang war jeder der Schützen unsicher, einerlei ob er jung oder alt, Makonde, Makua oder Mgoni war; später, wenn die Leute sich eingeschossen und etwas Vertrauen in ihre Waffe gewonnen hatten, wurden auch die Leistungen besser; einzelne trafen dann

mit jedem Schuß. Aber sichtlich nimmt der Bogen auch hier den Weg, den er bei uns in Europa schon seit Jahrtausenden genommen hat: er verliert den Charakter als Kriegswaffe und sogar auch als Jagdgerät mehr und mehr und wird zum Kinderspielzeug, ganz wie unser Flitzbogen.

Beim Zurückziehen der Sehne waltete der Zug nach dem Auge vor.

Im Gegensatz zu der geringen Schießfertigkeit der heutigen Generation der Schützen ist der Bogen selbst immer noch recht brauchbar und kräftig. Traf der Pfeil sein Ziel, so drang die scharfe Eisenklinge stets so tief in das Holz ein, daß man viel Mühe hatte, das Geschoß wieder herauszubringen.

Auch die Kunst des Speerwerfens ist gegenwärtig nur noch sehr gering, zweifellos, weil sie nur noch wenig geübt wird. Ganz wie bei meinen Bogenschießveranstaltungen, hatten alle anwesenden Männer auch beim Speerwerfen zunächst das Bestreben, sich von dieser Übung möglichst fernzuhalten, ja sie zeigten eine förmliche Scheu davor. Diese war allerdings insofern berechtigt, als jeder Fehlwurf, wenn ich die einzelnen später doch zum Werfen brachte, gewaltiges Hohngelächter der Umstehenden hervorrief. Auf größere Entfernung als 10 Meter hat überhaupt niemand sein Ziel, einen meist 20 bis 30 cm starken Baum, getroffen; auf kürzere Entfernung geschah dies in wechselndem Prozentsatz, je nach der Geschicklichkeit, ohne daß man indes den Eindruck hätte gewinnen können, es sei noch von einer wirklichen Fertigkeit die Rede.

Recht interessant war für mich der technische Gang der Pfeilherstellung bei den Makonde. Es handelt sich in diesem Fall um einen Vogelpfeil aus einem Stück, mit ausgesparten Widerhaken. Das Material war Holz. Der Künstler begann mit der Herstellung der Flugsicherung; er nahm einige Federn und wickelte sie spiralig um den Pfeilschaft, um sie geschmeidig zu machen. Sodann knüpfte er eine Schnur um das untere Schaftende, schob die Federenden mit den Posen unter diese Schnur und wickelte die Federn mit kleinen Bastfäden am Pfeilschaft fest. Die Fahnen beschnitt er zunächst bloß an ihrem untern Ende. Die Federn lagen tangential zum Schaft, nicht radial. Ein weiterer Schritt war das Festwickeln der oberen Federenden mit Bastfäden, und das Beschneiden der Fahnen auch an dieser Stelle. Die Herstellung der Kerbe war recht einfach: durch zwei rasche, einander und der Schaftseele parallele Schnitte plattete der Künstler zunächst das untere Schaftende ab; sodann begann er sehr vorsichtig und mit viel Geschick die Kerbe selbst auszuhöhlen, was bei der Derbheit seines Messers und der Dünne des Pfeilschaftes recht schwierig war. Leichter war die Arbeit an der Spitze, wo die Verschärfung und Verlängerung der einzelnen ausgesparten Widerhaken mit geradezu bewunderungswerter Geschwindigkeit vor sich ging. Überhaupt dauerte die Herstellung eines ganzen Pfeiles kaum länger als 10 Minuten.

Jagd, Fischfang, Ackerbau.

Großwild ist nach allem, was ich gehört habe, auf dem Makondeplateau selten; der Mangel an stehendem und dauernd fließendem Wasser und die Ungunst des für jedes größere Lebewesen nur schwer oder gar nicht durchdringbaren Busches lassen seine Seltenheit sehr wohl erklärlich erscheinen. Lediglich der Buschbock soll häufig sein; von kleineren Tieren dann besonders das Litotwe. Unter diesen Umständen sind die Hochlandbewohner darauf angewiesen, ihren Jagdgelüsten in den wildreichen Niederungen des Lukuleditals, des Rowuma und des zerklüfteten Hügellandes am Westfuße des Plateaus zu frönen, was sie, wenigstens soweit sie Makua sind, auch in ausgiebigster Weise tun.

Über den Wert und die Klugheit ihrer Hauptjagdtiere haben die Plateaubewohner folgende Ansichten. Der Elefant gilt als das intellektuell am höchsten stehende Tier; stets weiß er, wenn die Jäger hinter ihm her sind; dann versperrt er ihnen wohl den Weg, indem er einen Strauch nimmt und diesen hinter sich in seine Fährte steckt. In gleicher Weise weiß er auch, ob des Jägers Frau während der Jagd mit einem anderen Ehebruch treibt; dann nimmt er den Jäger an und tötet ihn, oder aber das Gewehr des Jägers zerplatzt. Diese nach unseren Begriffen völlige Verkehrung des natürlichen Gerechtigkeitsbegriffs kam mir zunächst sehr zweifelhaft und merkwürdig vor; sie ist mir aber von so vielen Seiten übermittelt worden, daß wir sie wohl oder übel als authentisch hinnehmen müssen. Knudsens Diener Wanduwandu, der im November 1906 auf der Jagd verunglückte, wurde von dem Elefanten nur deshalb

angenommen und erschlagen, weil seine Frau zu dieser Zeit daheim gegen die eheliche Treue frevelte. Das war die allgemeine Ansicht.

Auch das Eland gilt als ein sehr kluges Geschöpf, wenigstens das männliche Tier. Schießt man es, so wird der Jäger sehr krank, besonders läuft er Gefahr, Aussatz zu bekommen. Hat man es aber dennoch geschossen, so darf man nicht gleich darauf mit seiner Frau verkehren, sonst stirbt man; außerdem muß der Jäger sich mit ganz bestimmten Medizinen reinigen. Bemerkenswert ist die Einheitlichkeit, mit der man mir versicherte, ein alter Negeralbino, der mir bei meinem Rückmarsch zur Küste in den Weg lief, sei nicht etwa von Geburt an so weiß wie ein Europäer gewesen, sondern er habe sich einstens mit Elandfett eingerieben, und davon sei seine Haut weiß geworden. Diese Auffassung wurde übrigens auch von einer ganzen Reihe von Europäern geteilt.

Von den anderen großen Tieren gelten nur noch Löwe und Leopard als etwas Besonderes. Hat man den einen oder den andern erlegt, so muß man zunächst dieselben Gebote der Enthaltsamkeit befolgen wie nach der Elandjagd; zudem ist auch jetzt die Benutzung bestimmter Medizinen angezeigt. Vernachlässigung dieser Vorschriften hat üble Wirkungen zur Folge; nach der Leopardenjagd würde der Mann krank werden; nach der Löwenjagd aber würden sowohl Mann wie Frau am ganzen Körper Wunden bekommen oder aber gar aussätzig werden.

Nach der Rückkehr von der Jagd ins Dorf sind ebenfalls bestimmte Vorschriften zu beobachten. Kommt der erfolgreiche Makuajäger heim, so darf er die Beute durchaus nicht gleich unter die Genossen verteilen. Zunächst geht er ins Haus, wo er bei Speise und Trank bis zum Abend verweilt. Nach dem Essen setzt sich die Frau auf den Rand der Kitanda, entkleidet sich und beginnt, im Rhythmus an den verlängerten Labia minora zu zerren. Darauf kohabitieren Mann und Frau. Erst dann darf der Jäger die Beute aufladen und an die zur Teilnahme berechtigten Genossen verteilen.

Tierfallen.

Eine besondere Stellung im Bereich der Jagdgerätschaften unserer ostafrikanischen Eingeborenen nehmen die Tierfallen ein; sie sind überall im Gebrauch, sind für Vierfüßer und Vögel eingerichtet und verraten in ihrem Aufbau und ihrer Einrichtung ein nicht geringes technisches Geschick; ja ich möchte behaupten, daß die Neger in dieser Beziehung selbst manchem Kulturvolk weit überlegen sind. Da es jedem schwarzen Fallensteller gleichgültig ist, ob er sein Stück Wild in verblutetem Zustand oder aber von der Schlinge erwürgt in die Küche bekommt, so versucht er ihm auf jede mögliche Weise beizukommen, sei es mit der Schärfe des Speers und des Pfeils, sei es mit der Schlinge oder dem zerschmetternden Stein. In dem von mir bereisten Gebiet gehörte es förmlich zum allerdings nur schwer bemerkbaren Charakterzuge der Landschaft und des Kulturbildes, daß an ungezählten Stellen, in Feld und Wald, derartige Fallen für großes und kleines Getier aufgestellt waren. Oftmals mußte ich mich fragen, ob die Antilope denn nun auch gerade den Weg gehen würde, auf dem die schwere, wuchtige Falle breit und offen aufgebaut war; doch hatte ich zu bedenken, daß das Pori in den späteren Monaten meiner Reise schon fast überall gebrannt war und daß ich auf diese Weise die ursprüngliche Art der Aufstellung gar nicht mehr vor die Augen bekam; im dichten, grünen Grase der Regenzeit und der Nachregenzeit und im engverschlungenen Unterholz werden die Fallen sicherlich weit unauffälliger wirken.

Für die Einrichtung seiner Wildfangvorrichtungen kommt es dem Eingebornen darauf an, ob er das Opfer lebendig oder tot in seine Hände bringen will; meist will er das letztere. Zum Fang des lebenden Wildes sind mir nur einige wenige Fallen zu Gesicht gekommen: im einfachsten Fall große, in einen festen Rahmen eingespannte Netze, die schräg auf den Waldboden oder ins Feld gestellt werden, am freien Rande getragen von einem Stäbchen, das von dem auf der Lauer liegenden Vogelsteller mittelst einer feinen Schnur genau in dem Augenblick hinweggerissen wird, wo der oder die Vögel sich unter dem Netz befinden.

Eine verwandte, aber doch schon kompliziertere Form stellen die aus halbierten Bambusstangen hergestellten Kastenfallen dar, deren Mechanismus nicht mehr vom Menschen selbst bedient wird, sondern wo jener sich auslöst, sobald das Gewicht des Vogels auf einen unterhalb des Kastens angebrachten, leichtbeweglichen Hebel drückt. Ihre Konstruktion ist die gleiche wie bei der Falle Taf. 32 Abb. 1, nur daß hier an Stelle des Bambuskastens ein schwerer Stein getreten ist, der beim Herabfallen das unter ihm sitzende Tier oder doch dessen Kopf zerschmettert,

sobald es sich an dem auf das untere Stäbchen gesteckten Köder zu schaffen macht. Dann löst sich der ganze kunstvolle Aufbau von Stäbchen und Schnüren; der obere Horizontalhebel wirbelt um seinen Ruhepunkt nach links herüber, und krachend schlägt die Steinplatte zu Boden.

Auf die Mitarbeit des Vogelstellers ist wieder eine von mir bei den Wangoni beobachtete Falle eingerichtet. Während diese selbst die Form einer zierlichen, aus feinen Bambussplittern hergerichteten modernen Bahnhofshalle aufweist, die fest im Boden verankert wird, besteht die eigentliche Fangvorrichtung aus einer leicht beweglichen Tür, die sich mittelst des rechtzeitigen Zuges an einer Schnur hinter dem leichtsinnigen Vogel schließt, sobald dieser das Innere des Käfigs betreten hat (Taf. 36 Abb. 3).

Bei allen übrigen von mir beobachteten Methoden legt es der eingeborene Fallensteller darauf an, das Jagdobjekt in seine Hände zu bekommen, ohne daß er bei dem Vorgang selbst zugegen zu sein braucht. Für den Vogelfang, gelte er nun dem Perlhuhn, der Taube oder irgend einem andern als Wildbret geschätzten, geflügelten Bewohner des Waldes, wird am häufigsten ein Verfahren angewandt, das im großen und ganzen unseren Dohnen ähnelt; es sind Schlingen aus feingedrehten Pflanzenfaserschnüren, deren festes Ende an einem fast immer aus Bambus gefertigten, recht widerstandsfähigen Bügel befestigt ist. Die Schlinge selbst hängt nicht, wie bei unseren Dohnen, frei in den vermutlichen Weg des Tieres hinein, sondern wird rechts und links zwischen je zwei rohe Bastfäden geklemmt, die divergierend vom Scheitelpunkt des Bügels nach seinen Fußpunkten verlaufen (Taf. 33 Abb. 4 und Taf. 34 Abb. 3, 4). Ein wesentliches Erfordernis für das Funktionieren des Apparates ist die leichte Gleitbarkeit der Schlinge. Merkwürdigerweise ist z. B. auch der glätteste europäische Bindfaden, mit dem ich Versuche gemacht habe, zu diesem Zwecke nicht im mindesten geeignet, während die Bastschnüre der Jao, Makua und Makonde ganz vortrefflich und sicher arbeiten.

Das Prinzip der seitlich eingeklemmten Schlinge wird nun überall beibehalten, ganz einerlei, ob die Bügel in langen Reihen quer über die Pflanzungen hin in die Erde gesteckt werden oder ob man sie an geeigneten Stellen innerhalb des Gehöftes oder des Waldes, auf Bäumen oder anderen Unterlagen anbringt. Im ersten Fall sind in Haufen gestreute Hirse- oder Maiskörner ein geeigneter Köder; befestigt man hingegen den Bügel erhaben, vielleicht auf einem Baumast, so muß man hinter ihm eine leuchtende, weithin sichtbare Frucht anbringen, um den Vogel herbeizulocken. Stets aber genügt das einfache Durchschreiten der Bügelebene, um die Schlinge zum Zusammenziehen zu veranlassen.

Auf demselben Grundsatz der Schlinge beruht die sehr einfache, aber äußerst sinnreiche Rattenfalle, die in Taf. 33 Abb. 2 wiedergegeben ist. Wenn sie aufgestellt ist, sieht man nichts als ein paar harmlose Gras- oder Strohhalme (Abb. 1 a); erst wenn das Tier sich gefangen hat, kann man den Mechanismus verfolgen. Er besteht aus ein paar derben Holz- oder Bambusstäben, die miteinander durch Schnüre verbunden sind; an der Verschnürung ist die Schlinge freibeweglich befestigt (Taf. 33 Abb. 1 b). Aufgestellt wird sie in der Weise, daß man die beiden Holzstücke in der Erde leicht oberflächlich vergräbt, so daß von ihnen nichts zu bemerken ist, und daß man darauf die seitlichen Teile der weitgeöffneten Schlinge rechts und links in ein paar in der Schlingenebene aufgestellte Hirsehalme einklemmt, die man zu diesem Zweck auf eine größere Strecke der Länge nach gespalten hat. Die Falle ist insofern ganz praktisch, als sie, selbst wenn die Ratte noch nicht gleich beim Anlauf erwürgt wird, das gefangene Tier doch an einer erfolgreichen Flucht zu hindern vermag; die nachschleppenden derben, sperrigen Holzstäbe machen jedes Verkriechen unmöglich.

Ebenso einfach, aber womöglich noch sinnreicher, ist sodann die gegen Ratten ganz allgemein angewandte folgende Fangvorrichtung (Kilanda Kijao, namalutu im Kimakua). Diese Kilanda ist ein aus kräftigen Schnüren geflochtener, nach dem geschlossenen Ende zu sehr spitz verlaufender Netzsack, durch dessen die Öffnung bildende hinterste Maschenreihe eine zur Schlinge geknüpfte Schnur läuft (Taf. 32 Fig. 2). Soll die Falle in Wirksamkeit treten, so legt man sie in den Wechsel der betreffenden Tierart, des bereits erwähnten Litotwe oder der Hausratte. Wesentlich ist dabei, daß der Netzsack weit geöffnet ist. Das freie Ende der Schnur befestigt man an einem benachbarten Strauch oder Baum, oder an einem zu dem Zweck besonders eingeschlagenen Pflock. Kommt nun das Tier herangesaust, sei es freiwillig oder gejagt vom listigen Jäger, so fährt es unversehens in den Netzbeutel hinein; es rennt mit ihm weiter, findet sich aber ganz urplötzlich nicht nur am Ort festgehalten, sondern auch von dem Netz aufs engste eingeschlossen. Ein noch so energisches Vorwärtsdrängen nützt nichts, verschlimmert vielmehr die Sachlage; denn nicht nur wird hinten der Abschluß immer enger, sondern bei diesem Bestreben preßt sich auch die Schnauze des Tieres immer fester in die Netzmasche hinein, in die sie beim ersten Ansturm gefahren ist. Damit wird auch ein Durchnagen des Netzes verhindert. Die Art der Wirksamkeit dieser Falle ergibt sich von selbst; sie beruht in einfachster

Weise auf dem Gleitprinzip der hinten angebrachten Schlinge. Daß sie vollkommen sicher arbeitet, habe ich selbst mehrfach festzustellen Gelegenheit gehabt; ich wundere mich deswegen auch nicht im mindesten über die Häufigkeit ihres Gebrauchs.

In ausgedehntem Maß arbeitet der Neger auch mit der Schnell- und Spannkraft des Bogens. Frühere Reisende haben gern und oft und in Wort und Bild auf diese Art von Wildfallen hingewiesen, bei denen ein mittelst langer Schnur herabgebogener und dadurch straff gespannter Baumstamm als wirksames Prinzip benutzt wird. Indem er in seine Ruhelage zurückschnellt, soll er eine Schlinge zuziehen, durch die das gefangene Tier erwürgt wird. Ich habe in früheren Jahren viel Material dieser Art zusammengesucht, habe aber fast nirgends eine brauchbare Beschreibung oder eine klare Zeichnung gefunden; erst neuerdings, wo man mit vollem Recht auf die Beobachtung auch der geringsten Einzelheiten den größten Wert legt, beginnt dieser Zustand sich langsam zu bessern.

Bei diesen Bogenfallen, wie man sie kurz nennen kann, lassen sich in meinem Forschungsgebiet zwei verschiedene Systeme unterscheiden: eins, bei dem die Spannkraft des Bogens ausgelöst wird durch die Berührung einer Art von Schlitten (Taf. 33 Abb. 2, Taf. 34 Abb. 2, Taf. 35 Abb. 4), eine andere, bei der dieser Schlitten vertreten wird durch einen leichtbeweglichen horizontalen Stab (Taf. 34 Abb. 5, Taf. 35 Abb. 2, Taf. 37 Abb. 5) oder einen ebenso leicht beweglich angebrachten Bügel (Taf. 35 Abb. 1, 3 und Taf. 34 Abb. 1). Das letztere System findet allgemeine Anwendung gegen Vögel, das andere gegen Vierfüßer: Antilopen, Affen, Wildkatzen und dergleichen. Die Art des Ineinandergreifens der einzelnen Teile ersieht man ohne weiteres aus den Zeichnungen selbst; hier will ich nur erwähnen, daß der kleine Holzstift bei allen Fallenformen in übereinstimmender Weise zum Spannen des Bogens verwendet wird; stets liegt er mit seinem kurzen Ende an einem Widerlager, das den größern Teil der Spannkraft des Bogens auszuhalten hat, während der kleinere Teil dieser Spannkraft entweder von dem beweglichen, horizontalen Stabe oder dem schwebend angebrachten Bügel getragen wird. Die Abb. 1, 5 auf Taf. 34 und Abb. 1 bis 3 auf Taf. 35 bringen eine Auswahl solcher Bogen- und Schlittenfallen zur Anschauung. Der schwarze Fallensteller ist seiner Sache stets sicher, einerlei, ob er den Apparat in der Baumgabel befestigt (Taf. 34 Abb. 1) oder an der Erde über dem im eigens gegrabenen Loch versenkten Köder (Taf. 34 Abb. 5); ja, selbst in der Bewegung wendet er sein Schlittensystem an. Ahnungslos sitzt der brütende Vogel auf seinem Neste. Plötzlich saust ein Etwas auf ihn hernieder; das Tierchen will entfliehen, es hebt die Flügel, stößt aber gegen ein feines Netz. Im selben Moment schnürt ihm die tückische Schlinge auch schon die Kehle zu. Taf. 34 Abb. 2 stellt diese raffinierte Mordmaschine dar. Rühmend muß man gestehen, daß alle diese Fallensysteme außerordentlich geschickt und sinnreich ausgeklügelt sind, und daß besonders die Spannkraft in einer Weise verteilt worden ist, die unsere volle Bewunderung verdient. Es muß nämlich betont werden, daß keine dieser Fallen sich spannen läßt, sobald das Spannstäbchen nicht die richtige Länge hat oder wenn die Spannschnur an ihm nicht an der richtigen Stelle angebracht ist. Hat man den Apparat aber erst einmal richtig eingestellt, so reagiert er schon auf den leisesten Druck auf das den Bügel kreuz und quer überspannende Fadensystem oder auf den gegen die beiden Widerlager gepreßten Tragstab. Vom technischen Standpunkt aus verdienen unter allen Fangverfahren unserer Eingeborenen diese Systeme zweifellos den Preis.

In die Gruppe der Schlittenfallen, doch mit einem andern Wirkungsprinzip als es die bisherigen Vorrichtungen besaßen, gehört noch eine weitere für Antilopen berechnete Wildfalle. Sie ist in unseren Reisewerken häufiger als irgend eine andere abgebildet worden, ohne daß man jedoch auch dort die geringste Klarheit über den Mechanismus gewinnen könnte.*) In meinem Reisegebiet war diese Falle sehr häufig, doch war sie nirgends gespannt. Das kam daher, daß das Gras schon überall gebrannt und an ein Hineinrennen des Wildes in die frei und offen dastehende Fangvorrichtung nicht mehr zu denken war. So mag es auch anderen Reisenden ergangen sein, oder aber sie haben nicht zeichnen können; jedenfalls muß irgend ein Grund vorliegen, warum wir so wenig authentische Nachrichten über ihre Einrichtung besitzen. Ich habe mir geholfen, indem ich mir die Modelle bei den verschiedenen Völkerschaften nicht nur habe herstellen, sondern auch in voller Wirksamkeit vorführen lassen. Die zeichnerische Wiedergabe ist gerade für diese Falle nicht leicht, gleichwohl halte ich es für ein dringendes Erfordernis, daß ein ethnographischer Reisender sich auch an solchen Dingen versucht. Ohne einige Übung im Zeichnen wird er überhaupt nicht durchkommen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der photographische Apparat längst nicht zu allen Dingen, auf die man achten muß, zu verwerten ist.

In ihrem Äußern stellt die Falle (Taf. 33 Abb. 3 a b) eine Art Wildgatter dar, einen Engpaß, durch den das

*) Auch in dem verdienstvollen Werke von Nigmann, Die Wahehe, Berlin 1908, sind die Fallenzeichnungen nicht der Wirklichkeit entsprechend ausgefallen.

Wild allerdings nicht gewaltsam getrieben wird, sondern durch den es freiwillig wechselt. Es sind zwei Reihen kräftiger Baumstämme, die in Form einer Palisadenwand rechts und links vom Wildwechsel auf eine Länge von mehreren Metern eingerammt werden. Die einzelnen Pfähle sind im großen und ganzen gleich lang; nur ein einziger, an dem einen Ende befindlicher, ragt um ein halbes bis zu einem ganzen Meter über die Schar der übrigen hinaus; er ist der eigentliche Träger des wirksamen Hebelsystems. Endzweck dieser Art von Wildfallen ist das Erschlagen der Antilope durch einen schweren, langen Baumstamm, der mit seinem schwächern Ende in der Verlängerung des Palisadenganges auf dem Erdboden ruht, während das schwere, freie Ende auf das Tier niedersausen soll, sobald es die Fallvorrichtung ausgelöst hat. Diese Fallvorrichtung ist, genau wie bei der einen Klasse der soeben genannten Fallen, ein Gleitschlitten, d. h. ein feines Netz von Bastfaserschnüren, das mit seinem untern Rande unten am Erdboden an einer Stange befestigt ist. Diese Stange liegt quer zu der Gangrichtung zwischen zwei Palisadenpaaren, an denen sie mittelst Schnüren oder Stricken unverrückbar haftet. Demgemäß stellt sich auch die Netzrichtung senkrecht zum Wildpfad und quer über den ganzen freien Raum des Palisadenganges. Oben endet das Netz in eine derbe, feste Schnur. In deren Ende ist ein kurzes Querstäbchen eingebunden, welches bestimmt ist, das Netz straff ausgespannt zu erhalten. Zu dem Zweck wird es an den in Taf. 33, Abb. 3 b gut sichtbaren Gleitschlitten gelegt; ein paar starke Männer heben den schweren Fallbaum in die Höhe, so daß die in der Zeichnung ebenfalls gut sichtbare Hebelvorrichtung eingestellt werden kann. Mit dem Loslassen des Fallbaumes spannt sich das ganze System von selbst; der kleine Rotationshebel drückt das Gleitstäbchen an den Schlitten. Ahnungslos schreitet die Antilope heran und in den Palisadengang hinein. Der fällt in dem hohen Grase des Pori auch kaum auf. Sacht stößt die Nase des Tieres an das Netz; im nächsten Augenblick kündet nur noch eine zerschmetterte Leiche von dem ewigen Kampf ums Dasein.

Anhangsweise will ich noch auf ein paar Fangvorrichtungen hinweisen, die nicht im Südosten unserer Kolonie gebräuchlich sind, sondern in seiner Nachbarschaft angewandt werden. Die eine beabsichtigt die Tötung von Großwild, wie Elefanten, Nashörnern, großen Antilopen und dergleichen, mittelst eines aus der Höhe senkrecht nach unten fallenden, schweren Wurfgeschosses; die andere ist ein Selbstschuß. Das Modell zu der ersten (Taf. 32 Abb. 3) wurde mir von einigen meiner Askari, Wawembaleuten aus der Umgebung des Njassasees, konstruiert; der Selbstschuß von meinem ersten Gefreiten Saleh, einem Usagaramann, aufgebaut. Auch die Wirkungsweise dieser beiden Maschinen ergibt sich aus der Zeichnung von selbst. Berührt der Dickhäuter bei dem Marsch unter dem mit einer scharfen Speerspitze bewaffneten Fallgewicht hindurch die unten quer über seinen Weg gespannte, feine, aber feste Schnur, so gleitet das in sie eingebundene Endstäbchen ohne weiteres von seinem Widerlager herunter. Dadurch wird der kleine Spannhebel an seinem längeren Ende frei; er schlägt um den Querstab herum nach oben. Damit wird auch der das Fallgewicht tragende Hebel gelöst und beweglich; er schlägt ebenfalls mit seinem längern Ende nach oben. Nunmehr gleitet das Gewicht von ihm herab und saust mit ungeheurer Wucht nach unten. Der ganze Vorgang ist auf ein so rasches Abwickeln berechnet, daß die Eisenklinge dem Tier genau in den Nackenwirbel fahren soll.

Bei dem Selbstschuß (Taf. 36 Abb. 2) wirkt an Stelle des Fallgewichtes ein stark gespannter Bogen, dessen Sehne bei dem Berühren der den Weg versperrenden Schnur frei wird; der Bogen schleudert den oder die Pfeile — manchmal legt man ihrer gleich zwei auf — nach vorn und treibt sie, wenn die Maschine richtig konstruiert ist, dem Tier in die Weichen. Bei dem von mir mitgebrachten Exemplar dieses Selbstschusses ist die Wucht so groß, daß die Pfeilklinge in mäßig harte Bretter bis über die Hälfte hineindringt.

Auf den Prinzipien des Gleitschlittens und des schwebenden Horizontalstabes beruhen auch die zahlreichen Rattenfallen des Negers; ich bringe hier zwei von ihnen zur Ansicht. Bei der einen (Taf. 33 Abb. 2) hängt der Köder — meist ein Stück Mhogo — in einem Bambustrichter in einer Schnurschleife. Zerrt das Tier an dieser, so gleitet der untere der beiden über dem Trichter sichtbaren Querstäbe abwärts; das untere Ende des Spannhebels wird frei; er schlägt herum und saust nach oben. Gleichzeitig schließt sich unten im Trichter die Schlinge um den Hals des Nagers.

Bei der anderen Falle (Taf. 37 Abb. 5 a b) wird der Kopf der Ratte durchbohrt; Aufbau und Wirkungsweise dieses in ganz Afrika häufigen Apparats werden durch den beigefügten Vertikalschnitt genugsam erläutert.

Das ist eine kurze Übersicht über die hauptsächlichsten Typen der im südöstlichen Deutsch-Ostafrika vorkommenden maschinellen Jagdmittel der Eingeborenen; auf eine Schilderung der weniger wichtigen andern Fallenarten, die ich in meiner Sammlung vereinigt habe, kann ich hier nicht eingehen, muß diese vielmehr einer spätern Veröffentlichung vorbehalten. Die Übersicht zeigt vor allem eins: ein unleugbar

großes technisches Geschick, das besonders der den Naturvölkern Fernstehende gerade dem Neger zuzutrauen kaum geneigt sein möchte; fernerhin eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit, die mit der hier gegebenen Skizze bei weitem nicht erschöpft ist; schließlich eine außerordentliche Vertrautheit mit dem Charakter und der Lebensweise der verschiedenen Wildarten. Der Neger gilt uns vorwiegend als der zünftige Ackerbauer, als der Besitzer und Begründer des Hackbaus in seiner durchgebildetsten Form; daß er gleichzeitig auch ein so gewitzigter Jäger ist, weiß selbst die Völkerkunde viel zu wenig zu würdigen. Für diesen Zug im Wesen des Afrikaners haben wir hier einen vollgültigen Beweis; gleichzeitig wird uns durch die Mannigfaltigkeit und den Reichtum an Nachstellungsmitteln für die umgebende Tierwelt sehr deutlich vor Augen geführt, daß der Neger trotz seines uralten Feldbaues doch noch immer mit der ihn umgebenden Natur in engstem Zusammenhang steht, und daß er sehr wohl befähigt ist, die materielle Basis seines Daseins angemessen zu verbreitern. In welcher Weise sich dieser innige Zusammenhang mit der Natur in seiner Kunst betätigt, werden wir später sehen.

Spielzeug und Spiele.

Von allen Gebrauchsgegenständen der Naturvölker ist nach meinen Erfahrungen nichts so schwierig zu sammeln wie alles das, was zum Spiel gebraucht wird; man muß in jedem einzelnen Fall erst die Aufmerksamkeit der Leute auf diese Dinge lenken. Zu einem Teil mag das daher rühren, daß es der Forscher für gewöhnlich mit Erwachsenen und nicht mit den Kindern, den eigentlichen Eigentümern dieser Dinge, zu tun hat; zum andern kommt es auch daher, daß, genau wie bei uns, jedes Spiel seine Zeit und auch seine Jahreszeit hat. Wie in Deutschland der Kreisel im ersten Frühling, der Drache im Herbst sichtbar wird, so ist es auch bei den Kindern der Natur; für die Regenzeit sind zum Zeitvertreib andere Dinge geeignet als für die Trockenzeit.

Auf den kulturhistorischen Wert des Studiums gerade der Spielzeuge haben bereits ältere Ethnologen hingewiesen. In der Tat haftet im Gebrauch der Jugend so manches Jahrhundert und Jahrtausend hindurch, was bei den Erwachsenen längst als überflüssig und unpraktisch beiseite gelegt und über den Haufen geworfen ist; unser Flitzbogen als letzter Rest der alten Bogenwaffe, unser Waldteufel als letzter Ausklang des alten Schwirrholzes sind ja Beleg genug. Anderseits ist die Jugend in mancher Beziehung auch wieder fortschrittlicher als das Alter; sie nimmt auf, was diesem als unnütz und zwecklos erscheint oder woran sie aus anderen Gründen achtlos vorübergeht. Gerade für diesen Charakterzug des menschlichen Kindheitsalters fand ich in meinem Forschungsgebiet ein paar recht hübsche Belege.

Einer oberflächlichen Beobachtung kann die Negerjugend leicht als gänzlich bar aller Spiele und Spielsachen erscheinen; schon Livingstone klagt vor einem Menschenalter über die sichtliche Langeweile, ja man möchte sagen die Blasiertheit, mit der Wanjamwesikinder sich in Straße und Hof herumdrückten; nichts von Begeisterung, nichts von jener alles vergessenden Hingabe, wie sie unseren Kindern so erbeigentümlich ist. Auch Paul Reichard weist auf die gleiche Ideenarmut und den Mangel an jeder Phantasie beim Negerkinde hin; er ist gleichzeitig geneigt, diesen Mangel auf die vielbesprochene Frühreife des Afrikaners, dem mit 6 Jahren nichts Menschliches mehr fremd sei, zurückzuführen.*) Im großen und ganzen kann auch ich dem Urteil der beiden genannten Reisenden zustimmen, jedoch mit der sehr wesentlichen Einschränkung, daß freilich die Ausdauer und Hingabe beim Spiel fehlt, daß aber das Spiel und vor allen Dingen Spielzeug in nicht einmal geringer Fülle vorhanden ist. Was die Beobachtung und die Feststellung dieses Spielbesitzes erschwert, ist ein Umstand, auf den sicherlich mancher frühere Forscher nicht geachtet hat, auf den auch ich erst im Laufe meiner Reise durch die Ungunst der Umstände gestoßen wurde, und den man späteren Forschern gar nicht nachdrücklich genug als Anregung mitgeben kann: man muß nach allen Arten von Spielzeugen, die Gemeinbesitz der Menschheit sind, direkt fragen, selbst auf die Gefahr eines negativen Ergebnisses hin. Unter den zahlreichen ethnographischen Gegenständen, die mir von allen Seiten gebracht wurden, befand sich zunächst kaum ein Spielzeug, so daß ich schon geneigt war, mich der älteren, oben genannten Ansicht anzuschließen. Erst als ich anfing, der Reihe nach auf jede einzelne Kategorie unserer Spielsachen hinzuweisen, auf Puppen, Kinderwaffen, Kreisel, Musik- und Lärminstrumente usw., änderte sich die Sachlage in erfreulichster Weise von Grund auf; jetzt zeigte sich, daß der Besitz der Jao,

*) P. Reichard, Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1892. S. 357.

Makua, Wamuera und Makonde an solchen Dingen durchaus nicht gering, sondern fast reich zu nennen war.

Ganz allgemein ist bei der männlichen Jugend noch Bogen und Pfeil. Da beide bei den Erwachsenen als Waffe heute nur noch im Notfall eine Rolle spielen, so haben wir hier in dieser Beziehung schon fast genau dieselbe Sachlage wie bei uns: Bogen und Pfeil sind ihres alten, wehrhaften Charakters als Kriegs- und Jagdwaffe entkleidet; sie beginnen Kinderspielzeug und damit ebenso ein Überlebsel zu werden, wie es unser Flitzbogen ja auch ist. Der gute, alte Bogen der Erwachsenen ist hier im Süden fast immer von kreisförmigem Querschnitt und aus Holz gefertigt; nur in seltenen Fällen besteht er aus einem Bambussegment. Beim Kinderbogen ist die Sache fast umgekehrt; meist waren die mir gebrachten Exemplare 80 bis 100 cm lange Bambussegmente, deren Spannkraft längst nicht so gut ist wie die eines richtig gearbeiteten hölzernen Bogens. Dieser trat nur verhältnismäßig selten unter den Kinderwaffen auf, war dann richtig besehnt und verfügte auch über gut gearbeitete Pfeile.

Der Pfeil hat bei kleineren Knaben keine andere Form als bei unserer Jugend auch; er ist ein einfacher, möglichst gerader Stab, vorne zugespitzt und in bestem Falle hinten mit einer improvisierten Kerbe versehen. Größere Knaben arbeiten aus dem vollen Holz Widerhaken heraus; die Künstler unter ihnen versehen das Geschoß schließlich auch mit der bei den Erwachsenen üblichen Befiederung. Eisenspitzen bei Kinderpfeilen sind mir gar nicht vorgekommen; in einem einzigen Fall hatte ein kleiner Makondejunge eine solche Eisenspitze nachzuahmen versucht, indem er in den aufgespaltenen Holzschaft ein rautenförmiges Stückchen harten Holzes eingebunden hatte. Sonst kehrt ziemlich allgemein die rhomboedrische Keule oder aber die vielzinkige Spitze wieder, die wir aus der ganzen Welt der Naturvölker als den typischen Vogelpfeil und als den Fischpfeil bzw. Fischspeer kennen. Zur Vogeljagd und zum Schießen der Fische dienen der heutigen Jugend die Waffen auch in erster Linie.

Auf ein paar wundervolle Überlebsel aus einer sicher weitentlegenen Zeit stieß ich in der folgenden interessanten Weise. Ich wollte mich in Tschingulungulu vergewissern, ob die Schleuder im Gebrauch oder doch wenigstens bekannt sei, und unterstützte die Nennung des Suaheliwortes kombeo durch eine entsprechende Armbewegung. Eine Schleuder bekam ich nun zwar nicht, wohl aber brachte mir der Jüngling Salim Matola den bereits oben Seite 37 beschriebenen Wurfstock mit daran befestigter Wurfschlinge und den dort ebenfalls erwähnten, am Zeigefinger befestigten Wurfriemen.

Von Gewehren besitzen die Knaben zwei Formen, eine dem europäischen Gewehr abgelauschte, ihm stellenweise mit viel Geschick nachgebildete, und eine andere, anscheinend autochthone. Einheimisch wird diese sein, weil ganz ähnliche Waffen auch an anderen Teilen Innerafrikas beobachtet worden sind und weil auch der Mechanismus sich sehr wohl mit dem übrigen Stande der Technik beim Neger verträgt. Diese kleine Schießwaffe dient zum Fortschnellen kleiner Steine, kugelförmiger oder rundlicher Früchte, von Tonklümpchen und dgl. Das geschieht mittelst eines Bügels, der mit seinem hinteren Ende mittelst einer schmalen Öffnung in einen kräftigen Hirsehalm oder einen Bambusstab eingelassen ist (Taf. 27 Abb. 1). Das vordere, wirksame Ende des Bügels läuft in einer Nute, die in der gleichen Ebene wie das hintere Befestigungsloch aus der Peripherie des „Laufs“ herausgeschnitten ist. Hinten ist in die Basis dieser Nute ein feines Loch zur Aufnahme des vorderen Bügelendes geschnitten. Will der Schütze das Gewehr spannen, so drückt er dies vordere Bügelende vorsichtig in die feine Öffnung hinein, und zwar so, daß die geringste Erschütterung das Bügelende aus dem Lager heraus und nach vorn schleudert. Bei diesem Vorschnellen wird dann das Geschoß mitgenommen, um mit einiger Anfangsgeschwindigkeit aus dem Lauf in die Ferne zu fliegen. Selbstverständlich ist ein Schuß mit abwärts geneigtem Gewehr, wenigstens bei einem runden Geschoß, ausgeschlossen; man muß es vielmehr schräg nach oben oder doch horizontal halten. Ausgelöst wird der Bügel durch einen am hinteren Ende des Gewehrs befindlichen „Hahn“. Vor dem Spannen des Bügels spannt der Schütze erst den Hahn. Das ist ein Brettchen, welches in der Vertikalebene des Bügels durch den Schaft läuft, wobei es um einen Winkel von etwa 40° je nach vorn und hinten drehbar ist. Bei dieser Drehung erfährt das Brett eine gewisse Behinderung durch einen flachen Stift, der beim Vor- und Rückwärtsbewegen des Brettes eine Doppelbewegung vollführt. Er geht quer durch das Brett, in welchem er innerhalb einer Längsnute frei beweglich ist; gleichzeitig läuft er innerhalb einer Doppelnute im oberen Teil der Schaftperipherie, die zu diesem Zweck durch einen Segmentschnitt aufgeschlitzt worden ist. Durch den untergeschobenen Stift werden die losgetrennten Segmente emporgehoben und straff angespannt, am meisten in dem Augenblick, wo man den Querstift mittelst des Spannbrettes eine Bewegung nach vorne vollführen läßt. Sozusagen in der Ruhelage, d. h. am wenigsten angespannt, sind die Segmente, wenn das Spann-

brettchen entweder schräg nach vorn oder schräg nach hinten steht. Will der Jaoknabe dieses immerhin sehr komplizierte Gewehr abschießen, so braucht er nur das Spannbrett energisch um den möglichen Neigungswinkel zu verändern; dabei schnappt es mit lautem Krach in die Ruhelage ein; der ganze Gewehrkörper wird erschüttert; die Bügelspitze springt aus ihrem Lager, das Geschoß fliegt nach vorn.

Einige weitere spezifisch männliche Spielgerätschaften sind dann die Kakale (Taf. 46 Abb. 3 a b) und die Ipivi (Taf. 27 Abb. 5); beide allerdings nur während der Dauer des Unyago. Die Ipivi sind dieselben Flöten, mit denen mich im Pori hinter Akundonde die beschnittenen Knaben begrüßten: einfache Abschnitte von Bambusrohren oder Hirsehalmen, die unten einen natürlichen Knoten als Verschluß haben und nur einen einzigen Ton hervorbringen. Bei einigen besser gearbeiteten Sätzen — je eine Oktave scheint zusammenzugehören; jedenfalls sind mir die Flöten immer nur zu je 7 Stück vor die Augen gekommen — war das untere, geschlossene Ende der Flöte zu einem profilierten Henkel ausgebildet, mittelst dessen sie an einer Schnur aufgehängt werden konnten. Die Kakale hingegen sind 1,50 bis 1,70 Meter lange, der Rinde entkleidete und dann ringweise schwarz gefärbte, schlanke Ruten, denen oben zunächst ein sanduhrförmiger Holzkörper und über diesem eine mit Hirsekörnern oder Bohnen teilweise angefüllte Oncobafrucht aufgesteckt ist, während die Spitze von einem Federbusch gekrönt wird. Gebraucht werden diese Kakale, wie ich früher bereits erwähnt habe, bei der Rückkehr der nunmehr mannbar gewordenen Knaben aus ihrer Waldeinsamkeit in das heimatliche Dorf. Sie werden von den Festteilnehmern mit der Hand im Rhythmus geschwungen und geben durch den Körnerinhalt der Oncobafrucht ein klapperndes Geräusch von sich. In Wirklichkeit sind sie sicher nichts anderes als modifizierte, sehr in die Länge gezogene Kinderklappern, die den Abschied von der Kindheit sozusagen zum letzten Mal symbolisieren sollen.

Ob auch das Schwirrholz in die Reihe der der männlichen Jugend vorbehaltenen Spielzeuge gehört, kann ich nicht beurteilen; ich habe nur ein einziges bekommen, weiß also nicht, ob es überhaupt noch allgemeiner im Gebrauch ist, und noch weniger, ob es, wie sonst bei primitiven Völkern, auf den Gebrauch beim männlichen Geschlecht beschränkt bleibt.

Beiden Geschlechtern gemeinsam ist der Kreisel. Von ihm habe ich nicht weniger als vier verschiedene Arten sammeln können, von denen zwei unzweifelhaft autochthon sind, während ich das für die beiden anderen nicht mit Entschiedenheit behaupten möchte; im Gegenteil, es spricht manches dafür, daß sie von europäischen Vorbildern übernommen und ihnen mit kleinen Modifikationen nachgebildet worden sind. Die beiden echt afrikanischen Kreisel benötigen keiner Peitsche und keiner Schnur; sie werden lediglich mit Damen und Zeigefinger in Rotation versetzt. In ihrem Aufbau sind sie nichts als kreisrund geschnittene Stücke von Kürbisschale; in deren Mittelpunkt hat man ein Loch gebohrt, durch welches man einen kurzen Holzstab steckt. Bei der einfachsten Form besteht der Kreisel nur aus einer solchen Scheibe und einem solchen Stäbchen (Taf. 28 Abb. 6, 7); bei der andern setzt der Neger, um den Schwerpunkt etwas mehr nach oben zu verlegen, auf die Achse unter die große Scheibe noch eine kleinere (Taf. 28 Abb. 5 a und 5 b).

Von den beiden europaverdächtigen Formen gleicht die eine vollkommen unserm einfachen, kegelförmigen Holzkreisel, nur daß ihm der Polsternagel an der Spitze und die Riefen auf dem Kegelmantel fehlen; auch ist er meist größer als unsere Formen, wenn auch nicht so gewaltig wie der Kreisel der Dayak auf Borneo. Über 10 cm Höhe geht er nicht hinaus (Taf. 28 Abb. 8 und 9). Die andere Form hat eine Abzugsvorrichtung. Im „Ethnologischen Notizblatt", Band II, Heft 1, Berlin bei A. Haack 1899, Seite 51, habe ich eine aus Urundi stammende Kreiselform veröffentlicht, bei der ebenfalls ein Widerlager gebräuchlich ist. Es ist ein Stück Hirsehalm, in das eine geräumige Nute hineingeschnitten worden ist, so daß das Ganze mehr den Eindruck eines Rahmens hervorruft. Zum Abziehen des Kreisels dient der Rahmen in der Weise, daß der Urundiknabe seine Schnur um den Stiel des Kreisels wickelt, sodann ihr überragendes freies Ende quer durch die Nute führt und die Schnur nunmehr rasch abzieht. Dabei legt sich der Kreiselstiel fest an die Nutenwände, an denen er mit wachsender Geschwindigkeit abrollt, um lustig davon zu springen.

Diese Urundi-Kreiselform kehrt nun in verblüffender Übereinstimmung am Rowuma wieder; sie ist weiter nichts als eine hohle Oncobafrucht, durch die man ein 8 bis 10 cm langes, rundes Holzstäbchen hindurchgesteckt hat (Taf. 28 Abb. 10). Aber die Abzugsvorrichtung ist hier ein wenig anders, wenngleich das Prinzip aufs beste gewahrt geblieben ist; die Stelle des Hirsehalmes vertritt nämlich ein Stück entkörnter Maiskolben, durch das man ein ziemlich weites Loch gebohrt hat. Will der Jaojunge seinen Kreisel schnurren lassen, so wickelt auch er die Schnur um den Kreiselstiel, führt sodann den Maiskolbenzylinder dicht an den Kreisel heran und zieht nunmehr die Schnur ebenfalls kräftig durch das Widerlager hindurch. Unterstützt wird er bei diesem Zuge durch ein Holzstäbchen, um welches das freie Ende

der Schnur geschlungen ist und das ihm als Griff fest in der Hand liegt. Es ist anzunehmen, daß sowohl der Kreisel von Urundi wie der vom Rowuma unserm europäischen Singkreisel, der in ganz ähnlicher Weise aufgezogen wird, entlehnt worden sind.

Auf dem Gebiet der Musik- und Lärminstrumente ist die Jugend zu einem Teil direkter Nachahmer der Erwachsenen, indem sie, so gut sie es kann, deren Saiten- und Tasteninstrumente nachzubilden versucht; zum andern begnügt sie sich mit einfachen Klappern wie unsere Kleinsten auch. Für die Kinderklapper bietet Afrika mit seinen vielen großen und kleinen Hohlfrüchten ein unerschöpfliches Material; jeder Affenbrotbaum, jede Kürbispflanze liefert dem Negerkinde die schönsten und geräumigsten Resonanzkörper, in die es lediglich ein paar Steinchen oder derbe Samenkörner zu werfen braucht, um ein sehr wirksames, lautschallendes Instrument hervorzubringen. Größere Anforderungen an die Kunstfertigkeit stellt die Nachbildung von Saiteninstrumenten wie der „Sese" oder der „Chimwenjumwenju", d. h. der von der Küste her ins Land eindringenden, einsaitigen Suaheli-Guitarre (Taf. 29 Abb. 4) und des ebenfalls einsaitigen, aber mit dem Bogen gestrichenen, anscheinend alteinheimischen Monochords (Taf. 29 Abb. 7 a b). Auch mit der „Ulimba", der siebentastigen Klimper mit hölzernem Resonanzkasten, wird die Jugend nicht recht fertig; wenigstens sind die von mir beobachteten Exemplare von rührender Hilflosigkeit (Taf. 28 Abb. 11). An das „Mgoromondo" (auch ongolongondo Kijao, mbira Kimakua) genannte Instrument aber, das einheimische Xylophon (Taf. 30 Abb. 5), wagen sich kleinere Kinder gar nicht erst heran; trotz seiner äußern Einfachheit ist es in Wirklichkeit doch ein recht schwierig zu konstruierendes Instrument.

Ein um so einfacheres Instrument, dessen Ton allerdings auch nur wenig anmutet, ist die „Natura" (Kijao), eine Art Waldteufel (Taf. 27 Abb. 4). Resonanzkörper ist dabei ein durch Abschneiden beider Enden hergestellter Zylinder aus der Frucht des Affenbrotbaumes oder eines Flaschenkürbisses. Eine dieser Öffnungen wird mit dünner, enthaarter Tierhaut überspannt; in deren Mitte schneidet der Verfertiger sodann ein feines Loch, durch welches er den schmalen, langen Fieder der Fächerpalme oder ein langes Grasblatt zieht. Oberhalb der Membran schlingt er dieses Blatt entweder um ein zentimeterlanges, feines Holzstäbchen, oder aber er bindet es einfach zum Knoten. Dann vermag das Blatt nicht mehr durch die Membran zurückzugleiten, selbst wenn man unterhalb des Resonanzkörpers an ihm zieht. Das geschieht, indem Daumen und Zeigefinger, nachdem sie befeuchtet worden sind, an der freihängenden „Saite" herniedergleiten; dadurch entsteht ein quietschender, an sich schon nicht leiser Ton, der indessen durch den Resonanzbehälter ins Ungemessene gesteigert wird. Mir ist kein gleiches oder ähnliches Instrument aus der Kulturwelt bekannt, so daß ich an einheimische Erfindung zu glauben geneigt bin; anderseits glaubte Herr Bezirksamtmann Ewerbeck, sich aus seiner Jugend an ähnliche Lärminstrumente erinnern zu können.

An Puppen sind die kleinen Negermädchen arm; das Einzige, was ich habe sehen und sammeln können, sind ein paar stark stilisierte Tongebilde mit eingesetzten Paternosterbohnen (Abrus precatorius), die das Haar, bei der einen Puppe auch Nase und Augen darstellen sollen (Taf. 27 Abb. 3). Die andere ist eine Kostümpuppe, die eine Küstendame mit ihrem neumodischen Putz, den vielen feinen Flechten auf dem Kopf und den buntfarbigen „Kartassi" im Ohr wiedergeben soll (Taf. 27 Abb. 2). Puppen aus Holz, Fell, Leder und dergleichen, wie wir sie aus anderen Teilen Afrikas kennen, scheint man hier nicht zu kennen, oder aber man hat sie mir nicht gebracht.

In das Gebiet offenkundiger Entlehnung gehören zum Schluß noch drei Spielzeuge: das Telephon, die kleine, röhrenförmige Handspritze, wie sie bei unseren Knaben zum Fortschleudern eines Wasserstrahls benutzt wird, und das Diabolo. Das Telephon scheint nicht einmal jung in Ostafrika zu sein, denn schon um die Mitte der 1890er Jahre ging eine Notiz des Inhalts, daß die Suaheli und ihre Hintersassen eine Art Fernsprecher besäßen, durch die Presse. Bei den Makonde und Jao hat das Spielzeug die Form zweier ganz gleich konstruierter kleiner Trommeln, deren Resonanzbehälter entweder ein Kürbiszylinder oder aber ein ausgehöhlter, meist schön profilierter und ornamentierter Holzzylinder ist (Taf. 27 Abb. 6, 7). Die Schallmembran ist die feine, enthaarte Haut des Litotwe, die mittelst feiner Dornen über das eine Ende des Zylinders gespannt ist. Die Leitung, eine sehr dünne, gut gearbeitete Pflanzenfaserschnur, wird durch ein enges Loch in der Mitte der Membran gezogen und durch einen Knoten am Durchgleiten verhindert. Die Apparate funktionieren ausgezeichnet; man kann sich auf 100 und mehr Meter — länger sind die Leitungen nicht — sehr gut durch sie verständigen.

Wann und auf welchem Wege die Handspritze ins Land gekommen ist, läßt sich nicht sagen, ebensowenig wie dies von dem Diabolo festzustellen ist. Die Spritze besteht aus Bambusrohr; die Ausspritzöffnung ist mittels Durchbohrens der Knotenwand hergestellt, der Kolben mit Lumpen umwickelt. Das Diabolo (Taf. 28 Abb. 4) habe ich erst auf dem Makondeplateau kennen gelernt; in Europa

hatte ich es vor meiner Reise nie gesehen. Der Rotationskörper ist eine schwere, 13 cm lange und 5,5 cm Durchmesser haltende Holzwalze, deren Peripherie in der Mitte durch eine tiefe Rille in zwei gleiche Teile zerlegt ist. Die Schnur ist ziemlich derb und aus Pflanzenfaser gedreht; mit ihr arbeitete der glückliche Besitzer besser als ein mittelmäßiger europäischer Spieler mit seinem raffinierten Apparat.

Eigentliche Kinderspiele scheinen nicht vorhanden zu sein. Das kommt wohl daher, daß die Jugend, sobald sie bewegungsfähig ist, ohne weiteres an den Tänzen und Festen der Erwachsenen teilnimmt; man kann keiner Ngoma beiwohnen, bei der nicht winzig kleine Knirpse, die kaum erst laufen gelernt haben, mehr oder minder graziös in dem eigenartigen Rhythmus dieser Reigen höchst vergnügt in der Reihe der Erwachsenen dahinschweben.

Musikinstrumente.

Reicher als das Instrumentarium der Kinder ist das der Erwachsenen. Des Gebrauchs der Trommeln beim Tanz und der einsaitigen Geige der Barden bei ihren Vorträgen ist bereits gedacht worden; auch den Ton der übrigen Instrumente hört der Reisende häufiger und andauernder als ihm oftmals lieb und angenehm ist.

Die Trommeln unseres Gebiets haben allesamt einen Zug gemeinsam: sie sind ausgehöhlte Baumstämme, entweder rein zylindrisch oder auch oben verjüngt und unten abgesetzt (Taf. 29 Abb. 1, 2, 3), oder sie haben die Gestalt einer Sanduhr (Taf. 37 Abb. 6); vereinzelt ist der Unterteil zu Beinen ausgearbeitet worden (Taf. 29 Abb. 2). Die größeren Arten werden ganz allgemein in der Weise gehandhabt, daß der Spieler die Trommel im Stehen zwischen die Beine klemmt; die kleineren werden auf die Brust gesetzt oder unter den Arm genommen. Besondere Schlägel sind nicht üblich; Schlaginstrument ist die Hand. Je nach der gewollten Höhe und Stärke des Tons schlägt oder streicht der Trommler das Fell mit der Handfläche oder den Fingerspitzen, oder aber der letzten oder mittlern Knöchelreihe. Bei den Jao wird eine bestimmte Art von Kriegstrommel geschüttelt (Taf. 29 Abb. 1 a b). Die verschiedenen Trommelformen führen bestimmte Namen; nach der beim Tanz gebrauchten Trommelart werden dann auch die Tänze selbst benannt. So ist die in die Literatur eingeführte Bezeichnung ngoma für jede Art ostafrikanischen Negertanzes nichts anderes als der Suaheliname für die am häufigsten gebrauchte Trommelart. Ikoma hieß in Akutschikomu der Frauentanz, weil die vom Trommler gespielte, lange, schlanke Trommel so heißt; andere Formen führen im Kijao die Bezeichnungen: chinganga, lingaka, luloma, lirombe etc.; im Kimakonde: nakandunda, mhijondo, nganga, ligoma usw. Schon dieser Namenreichtum weist darauf hin, daß die Trommel das Hauptinstrument der Neger ist.

Die Saiteninstrumente zerfallen in solche für Schlag und Strich. Jene sind das uralte Bogeninstrument des Afrikaners, das uns als gubo bei den Kaffern, als ndono bei den Wanjamwesi, unter anderen Namen anderswo entgegentritt; chirombo heißt es bei den Makua, lugombo bei den Ntschitschira-Wangoni. Es ist nichts als ein schwach gespannter Bogen, auf dessen Sehne ein Resonanzkasten geschoben worden ist, ein Flaschenkürbis, eine halbierte Baobabfrucht, das Segment einer Kokosnuß (Taf. 29 Abb. 5, 6, Taf. 30 Abb. 2). Beim Spielen setzt der Neger den Resonanzbehälter auf die Brust, nimmt ein zierliches Stäbchen zur Hand und schlägt die Saite damit.

Die Geige der hiesigen Neger führt im Kijao den Namen Chimwenjumwenju (chimwenjewenje). (Taf. 29 Abb. 7a, b). Sie ist einsaitig und wird mit einem Bambusbogen gestrichen, dessen Gnuhaarsehne von Sulila und den anderen Barden statt mit Kolophonium mit Speichel bestrichen wurde. Ländlich, sittlich.

Viel verbreitet ist die Klimper ulimba (Taf. 29 Fig. 8); sie entspricht der westafrikanischen Sansa. Ihrem Bau nach ist sie ein Holzkasten mit darauf befestigten Schlagtasten aus Eisen, Raphia oder Bambus. Ich habe sie in meinem Forschungsgebiet stets mit 7 Eisentasten besetzt gefunden. Deren Enden werden beim Spiel mit den Fingern heruntergedrückt; der Ton ist meist sehr voll und ansprechend; gleichwohl kann die stundenlange Wiederholung ein und derselben Tonfolge, wie sie vom Neger geübt wird, den schwer arbeitenden Forscher rasend machen.

Ein Novum in der Ethnographie Ostafrikas ist das Xylophon mgoromondo oder ongolondo (Taf. 30 Fig. 5). Unterbau des eigenartigen Instruments sind zwei derbe Baumstämme. Auf ihnen ruhen die Tasten nicht direkt auf, sondern als Polster dienen ein Paar Strohbündel, auf denen die Tasten mittelst dünner Pfriemen lose befestigt werden. Gespielt wird das mgoromondo zwei- und vierhändig; einer der Künstler

bearbeitet dann mit seinen zwei Stäben den Baß, der andere den Diskant. Die Reihenfolge der Tasten ist nicht beliebig; es dauerte vielmehr stets geraume Zeit, bis der oder die Musikanten mit dem Stimmen des Ganzen durch Verlegen der einzelnen Hölzer in Ordnung waren.

Blasinstrumente sind Tierhörner und Bambusflöten. Unter den letzteren geht aus dem Rahmen des Kulturbesitzes der hiesigen Völker ganz heraus eine Pansflöte (Taf. 30 Abb. 1), die ich in einer Makondehütte bei Newala in der Fußbodenasche fand. Sie ist das einzige Stück meiner Sammlung geblieben; ich kann also nicht sagen, ob dieses Instrument wirklich in das Rowumagebiet hineingehört, oder ob jenes Stück nur durch Zufall dorthin gelangt ist.

Politische und soziale Verhältnisse.

Werbung und Ehe.

Aus diesem umfangreichen Kapitel will ich meine Aufzeichnungen in der zwanglosen Folge bringen, wie ich sie auf dem Makondeplateau im Lauf der Zeit niedergeschrieben habe. Bei den zivilisierten Jao, die mit dem Kisuaheli zumeist auf vertrautem Fuß standen, waren die Nachrichten über die zahlreichen Punkte des Familienlebens nicht übermäßig schwer klar zu stellen; um so schwieriger aber war das hier oben, wo zu den Sprachschwierigkeiten auch noch die der mangelnden Zivilisation hinzutraten. Dennoch habe ich zuerst bei den Makua und Makonde in Newala einen Einblick in das exogamische Sippenwesen der ganzen Völkergruppe des Südens gewinnen können; bei den Jao unten im Tiefland hatte ich immer von neuem nach derartigen Einrichtungen gefragt, ohne aber Verständnis zu finden. Das lag mehr an der Art meiner Fragestellung als an mangelndem Intellekt der Leute selbst; bei Naturvölkern kommt gerade bei so abstrakten Dingen alles auf die Fragestellung an: man kann sie gar nicht konkret und elementar genug fassen. Im übrigen hat man durchaus kein Recht, verächtlich auf die Naturvölker herabzuschauen; würde ein Forscher bei uns einen Mann aus dem Volke fragen: „Sag einmal, kannst Du Deine Cousine heiraten?", so würde die Antwort sehr wahrscheinlich ein sehr verwundertes „Warum denn nicht?" sein. Für seine wissenschaftlichen Zwecke wäre dem Fragesteller damit schwerlich geholfen.

Ganz ähnlich wie um die alten sozialen Verhältnisse der Stämme, war es auch um die Feststellung der Gebräuche bei der Werbung, der Eheschließung, der Geburt, dem Begräbnis usw. bestellt. Die Fähigkeit des Generalisierens war sichtlich nur bei ganz seltenen „Intelligenzen" entwickelt; im allgemeinen habe ich in dem monatelangen Zusammensitzen mit den Stammesgelehrten den Eindruck gewonnen, daß jeder immer nur einen ihm gerade im Gedächtnis haftenden Fall wiedergeben konnte. Aus diesen Einzelberichten galt es dann, mit einiger Kritik die Regel festzustellen. Daß bei diesem Beginnen manche Schwierigkeit entsteht, derart, daß sich nicht jeder Fall in das Schema einfügt, ist erklärlich; auch bei jenen einfachen Leuten ist das Leben schon vielgestaltig genug, um im Dasein des Einzelnen manchen Vorgang sich anders abspielen zu lassen als bei den Nachbarn.

Bei den Makonde ist der Gang der Werbung folgendermaßen. Liebt ein Jüngling ein Mädchen, so geht er zu seinem eignen Vater und spricht: „Ich will die und die heiraten". Der Vater geht nun zu den Eltern des Mädchens und verhandelt mit ihnen. Sind die beiden Parteien einig, so bringt der Bräutigam ein Geschenk aus Stoffen und dergleichen für die Eltern der Braut. Dies Geschenk ist bindend.

Dies ist das einfachste Verfahren; bei konservativeren Volkselementen tritt nach meinem bewährten Gewährsmann Mponda noch eine kleine Komplikation ein: Hält der Vater des Jünglings um die Tochter an, so rufen deren Eltern den Bruder der Mutter herbei und fragen diesen um seine Zustimmung. Willigt er ein, so geht das Brautgeschenk zwar an die Schwiegermutter, doch ist sie gehalten, es mit dem Bruder zu teilen.

Die Richtigkeit dieser Aussagen Mpondas ist mir von einer großen Anzahl alter Makondemänner bestätigt worden; ohne die Zustimmung des Oheims mütterlicherseits ist also keine Ehe zu schließen; auch die Aufteilung des Geschenkes zwischen diesem Onkel und der Schwiegermutter wurde mir als Regel hingestellt. In früherer Zeit scheint das exogamische Verfahren noch strenger durchgeführt worden zu sein. Nach diesen Makonde-Gewährsmännern kehrte nämlich der Makondeknabe nach seiner Beschneidung nicht in das Elternhaus zurück, sondern er verblieb bei seinem Onkel mütterlicherseits, in der Absicht, später in dessen Familie hinein zu heiraten. Er blieb selbst, wenn dieser noch gar keine Tochter besaß. Dann blieb er dort in der bestimmten Erwartung, noch

eine Cousine zu bekommen. Beim Onkel mußte er nun alles arbeiten, bis dessen Tochter groß war. War sie heiratsfähig, so kaufte der Vetter für eine Rupie Zeug und gab es dem Oheim. Dafür bekam er die Tochter zur Frau. Er baute sich ein Haus und legte eine Schamba an, durfte aber den Onkel auch dann noch nicht verlassen, sondern blieb gleichsam dessen Höriger. Bekam er nun selbst ein Kind, sagen wir einen Sohn, so war dieser verpflichtet, seine Cousine mütterlicherseits, d. h. die Tochter der Schwester des Vaters zu heiraten. Mponda, der stets klar Denkende, entschied meine Zweifel bei der langen Debatte, die sich zwischen meinen vielen Gelehrten, Knudsen und mir über diese verwickelten Eheverhältnisse entsponnen hatte, sehr rasch und entschieden mit folgenden Worten: „Habe ich eine Schwester, und ich habe einen Sohn, meine Schwester aber hat eine Tochter, so kann dieser Sohn seine Cousine heiraten; habe ich aber einen Bruder, und ich habe einen Sohn, er aber hat eine Tochter, so kann dieser Junge diese Cousine nicht heiraten; denn sie ist seine Schwester (numbuwe)."

Heute ist man, wie gesagt, im allgemeinen etwas von der strengen Befolgung der exogamischen Sippenheirat zurückgekommen. Das ist vom Standpunkt der Ethnographie aus bedauerlich, aber es ist ein unaufhaltsamer Prozeß, dem gegenüber wir nichts anderes tun können als die Reste dieser alten Einrichtungen noch in zwölfter Stunde aufzunehmen und literarisch festzulegen.

Bei den Makua ist der Gang der Werbung und der Eheschließung folgender. Der Heiratskandidat geht zum Vater seiner Zukünftigen und bringt sein Anliegen vor. Dieser sagt: „Ich will es meiner Frau und deren Bruder sagen." Statt des einen Bruders, der hier gemeint ist, d. h. des ältesten, werden oftmals übrigens alle Brüder der Mutter zu Rate gezogen; das ist eine immerhin beträchtliche Abweichung von allen bisher geschilderten Verfahren. Die Berufenen halten nun großes Schauri. Am nächsten Tage holt sich der Kandidat die Antwort. Lautet sie bejahend, so sagt der Schwiegervater: „Sag Deinen Angehörigen Bescheid, sie mögen kommen." Dann kommen sie alle zusammen, von beiden Parteien. Damit ist nun auch schon die eigentliche Hochzeit anberaumt; ganz analog dem Charakter der Mannbarkeitsfeste besteht sie lediglich in wohlgemeinten Reden und Vermahnungen an die beiden Heiratswilligen. „Sei gut zu Deiner Frau", heißt es zum Bräutigam, „behandle sie gut, leg fleißig Felder an, bau ihr ein Haus, und dergleichen mehr. Der jungen Frau aber hält der Bruder von der Mutter des Bräutigams eine ganz entsprechende Rede: „Sei ihm treu, daß er Dich nicht wegjagt, pflege ihn gut, halte den Haushalt imstande" usw. Damit ist die Zeremonie erledigt; das junge Paar aber bleibt bei der Mutter der jungen Frau.

Über den Begriff der Exogamie oder der Endogamie war hier bei den Makua zunächst gar keine Klarheit zu erzielen; erst nach vieltägigem Bemühen und nachdem ich die einzelnen alten Herren auf ihren ganzen Familienstand und die heiratsfähigen Kinder durchgeprüft hatte, konnte ich dazu schreiten, an der Hand der vollzogenen gegenseitigen Heiratsabschlüsse den allgemeinen Tatbestand festzustellen. Der ist nach alledem die typische Wiederholung des auch bei den anderen Völkern gewonnenen Bildes; jeder Mann und jedes Mädchen aus einer nihimmu (Sippe) kann jedes Mädchen und jeden Mann aus einer anderen nihimmu heiraten. Die Kinder gehören der Sippe der Mutter an; ihr Vater bleibt ihnen und der gesamten Sippe ihrer Mutter im Grunde genommen stets ein Fremder. Vetter und Cousine können einander unter denselben Bedingungen heiraten, wie wir sie bei den Makonde vorgefunden haben.

Im allgemeinen sind die Eheleute nahezu gleichaltrig, doch kommt es auch vor, daß junge Mädchen von weitaus älteren Männern geheiratet werden. Dann ergeht es ihnen nicht viel anders wie Frauen in der gleichen Lage bei uns; die junge Frau wird von ihren Freundinnen und Freunden aufgezogen und verspottet. Nicht selten ist die Folge davon, daß sie dem alten Herrn einfach davonläuft.

Gründe der Ehetrennung gibt es in großer Anzahl. Dem Charakter des Negers entspricht es, daß er seine Frau verstößt, wenn sie sich als spröde gegen ihn erweist, wenn sie zu wenig kocht und wenn sie sonst faul ist. Scheidungsgrund für die Frau ist, wenn der Mann die Felder nicht ordnungsmäßig bestellt, wenn er für die Frau und die Kinder nicht genug Nahrung und Kleidung anschaffen kann, oder wenn er sich als unfruchtbar erweist. Im Gegensatz zu den Jao, wo die Frau es verstanden hat, das Odium der Unfruchtbarkeit ganz von sich abzuwälzen und dem Manne aufzuhalsen, offenkundig zu dem Endzweck, ihrerseits den Mann zu wechseln, so oft es ihr beliebt, muß die Makuafrau es sich gefallen lassen, eventuell für unfruchtbar zu gelten und deshalb verstoßen zu werden.

Der Scheidungsprozeß ist außerordentlich kurz; in den schwierigsten Fällen läuft der Mann einfach weg, sonst aber ruft die Frau ihre Mutter, ihren Onkel und den Jumben an, der dann mit allen Beteiligten vor dem Dorf ein großes Schauri veranstaltet. In früherer Zeit wurden vorhandene Kinder zwischen den Ehegatten verteilt, heute werden sie der Mutter zugesprochen. Amri ya serkal, auf Befehl der Regierung, wie man mir sagte.

Der geschiedenen Frau, und ebenso natürlich dem Mann, ist es unbenommen, sich alsbald wieder zu verheiraten. Der Mann nimmt sich so viel Frauen, wie er ernähren zu können glaubt, bringt aber als kluger Mann jede Frau in einer besondern Hütte unter. Trotzdem muß er, wie man mir sagte, seine Gunst genau regulieren. Stirbt ein Makua-Großer, so erbt sein Nachfolger, genau wie bei den Jao, alle Frauen und Kinder seines Vorgängers. Erbprinz ist, wer als Erster den Namen des Häuptlings bekommen hat; meist ist es der Schwestersohn.

Geburt (Kimakua: ntara).

Merkt die junge Makuafrau, daß sie nicht mehr menstruiert, so geht sie zu ihrer Mutter. Diese sieht sich die Brust ihrer Tochter an, gibt dieser aber keinen Aufschluß, sondern beruhigt sie mit dem Hinweis auf das Vorübergehen des Zustandes. Genau wie bei den Jao geht nun die Mutter wieder zur ehemaligen Lehrerin der jungen Frau; diese wird nochmals untersucht und dann einstweilen in Ruhe gelassen.

Nach drei Monaten wird der Schwangern der Kopf rasiert. So bleibt sie einen Monat, bis das Haar wieder gewachsen ist. Dann muß ihr Mann allein oder mit einer Verwandten zusammen im Pori ein Stück Rindenstoff herstellen. An diesem Tage kommen alle Weiber des Ortes zusammen zu Triller und Tanz. Die junge Frau sitzt in ihrer Hütte unbeteiligt dabei. Erst jetzt wird ihr die Art ihres Zustandes auseinandergesetzt: „Du darfst jetzt mit keinem andern Mann verkehren", heißt es; „Du darfst nicht mit einem andern auf einer Matte sitzen; Du darfst kein Ziegenfleisch essen, denn sonst bekommt Dein Kind die Krätze; kein Buschbockfleich, sonst wird es dauernd brechen; kein Zebrafleisch, sonst wird es dauernd an Durchfall leiden; kein Affenfleisch, sonst wird es albern; keine Eier, sonst wird es haarlos werden;" und so fort.

Der von dem Mann im Busch gefertigte Rindenstoff wird von den alten Frauen in folgender Weise verwandt: man nimmt einen kleinen Topf, macht ein entsprechendes Loch in den Rindenstoff und preßt den Topf hindurch. „So wird Dein Kind geboren werden", sagen sie jetzt zur jungen Frau; „das tut weh, sei vorsichtig und tapfer". Der Rindenstoff aber wird aufbewahrt bis zur Geburt; dann wird das Kind auf ihn gelegt. Später dient er einem prosaischeren Zwecke, nämlich als Windel. An die langen Reden schließt sich das übliche Festessen, Trillern und Tanzen ohne Ende.

Naht der jungen Frau die Stunde der Geburt, und fühlt sie die ersten Wehen, so legt sie sich zu Haus rücklings auf eine Matte, die Beine gespreizt. Unter dem Kreuz wird ein Tuch hindurchgezogen, dessen Enden von helfenden Frauen gehalten werden und das angezogen und angehoben wird, sobald sich bei der Kreissenden Wehen einstellen. Ist die Geburt erfolgt, so wird die Nabelschnur nicht mit einem modernen Eisenmesser, sondern mit einem scharfen Hirsehalmsplitter abgeschnitten. Wir haben also hier wiederum den nicht seltenen Fall, daß sich gerade bei Vorgängen solcher Art wie die Geburt einer ist, die altertümlichsten Werkzeuge weit über ihre allgemeine Gebrauchszeit hinaus zu sakralen Zwecken erhalten. Die Nabelschnur wird nicht zugebunden, sondern trocknet ab; sie wird unter dem in jeder Hütte befindlichen großen Wassertopf vergraben. Diese Art des Fortschaffens wird strikt beobachtet; würde man die Nabelschnur wegwerfen, so würde das Kind unfehlbar krank werden. Auch die Nachgeburt wird sorgfältig vergraben, und zwar im Aschenhaufen neben der Hütte.

Bei dem Geburtsakt kommt die Nachgeburt oft erst nach vielen Stunden. Hat der Mann sich während der Schwangerschaft mit einer andern Frau abgegeben, so kommt sie überhaupt nicht, sondern die Kreissende stirbt in den Wehen.

Die Wöchnerin bleibt drei bis vier Tage daheim; dann wird das Kind rasiert und bekommt die auch bei den andern Völkern üblichen Wurzelamulette um die Fußknöchel, die Handgelenke, den Hals und den Leib. Es wird jeden Tag gewaschen und massiert. Während der Geburt darf der junge Vater nicht zugegen sein. Im Geburtshause wird während der vier Tage nach der Geburt nicht gekocht; geschähe das, so würde das Kind nicht sehen können; auch würden ihm die Zähne verfaulen.

Couvade ist im ganzen Lande unbekannt.

Bei den Makonde wird die Nabelschnur überhaupt nicht abgeschnitten, sondern sie reißt ab, wenn das Kind den mütterlichen Schoß verläßt. Dann wird eine Schnur um sie herumgebunden. Ich habe selbstverständlich begründete Zweifel an der Wahrheit dieser Darstellung geäußert, aber meine Gewährsmänner haben sie mir zwei-, drei- und noch mehrmal wiederholt. Will die Nachgeburt nicht kommen, so hilft man mit Medizin nach, die von der Kreissenden getrunken wird. Diese Medizin ist nach unserm Geschmack wohl das Abstoßendste, was die Menschheit je erfunden hat; verfolgt man indessen den Gedankengang ihrer Erfinder, so wird man diesen eine gewisse logische Denkfähigkeit nicht absprechen können.

Um die Medizin zu gewinnen, gehen die weisen Frauen in den Wald, dorthin, wo sie sicher

sind, einen Haufen menschlicher Fäkalien zu finden. Den räumen sie weg und suchen unter ihm eine Wurzel. Diese ist die gesuchte Medizin. „Du bist glatt (aus dem anus) herausgegangen, folglich wird auch die Nachgeburt glatt herausgehen," sagen sie bei ihrem Anblick. Wenn aber nachher die Wurzel auf einem Steine zerrieben wird, so beten sie:

> Choonde, Choonde, lihume ligunguhi chahumi mavi.

Diesem Kimakondegebet entspricht übrigens aufs genaueste ein anderes in Kijao:

> Choonde, choonde, mlungu, wandu paneaga chooni neatiaside chitema nombeaga liwelechero itendeyoyo pakutioka.

Beide Gebete nehmen zunächst Bezug auf das glatte Herauskommen der Faeces aus dem menschlichen Körper und bitten dann Gott (wenigstens das Kijaogebet), er möge doch nun auch der Nachgeburt (liwelechero) ein gleich glattes Herauskommen gewähren.

Die Geburten gehen bei den Makonde meist schnell und leicht vor sich; sollte das nicht der Fall sein, so hilft man mit Medizinen nach. Die Nachgeburt wird unter allen Umständen vergraben; sie darf von keinem Mann gesehen werden. Die Männer sind nämlich, wie wir es schon von den Jao her wissen, außerordentlich erpicht auf diese Dinge, sind sie doch die wirksamsten Medizinen für Jagd und Krieg.

Mutter und Kind bleiben in der Hütte, bis der Nabel abgetrocknet ist; dann wird das Kind an die Luft gebracht, nachdem es rasiert worden ist; die Frau aber darf von jetzt ab wieder arbeiten.

Der junge Vater muß sich auch bei den Makonde von der Geburtshütte fernhalten; man bringt ihm sein Essen wo anders hin. Er freut sich sehr, versteigt sich aber nur bei der Geburt des Stammhalters zu einem Geschenk an die weisen Frauen.

Zwillinge sollen bei den Makonde selten sein; sie werden auch nicht gern gesehen, sondern gelten als etwas Schreckliches. Hat eine Frau einmal Zwillinge gehabt, so sucht sie sich durch besondere Medizinen, für deren Herstellung es ebenfalls Spezialisten gibt, vor einem zweiten Vorkommnis zu sichern. Tritt dieses dennoch ein, so geht man gleichwohl nicht so weit, die Kinder zu töten; sie bleiben am Leben und werden, wie bei den Jao, stets ganz gleich gekleidet, bis sie erwachsen sind. Ungleiches Zeug wäre ein Zeichen der Zurücksetzung für den einen.

Mißgeburten werden nicht so glattweg erdrosselt wie bei den Jao, aber man quält sie durch mangelnde und ungenügende Pflege allmählich zu Tode. Dann vergräbt man sie in der Erde.

Personennamen.

Die Namengebung erfolgt bei den Makua, Makonde und Matambwe in ungefähr derselben Weise wie bei den Jao. Zu der Erteilung des ersten Namens ist schließlich jeder berechtigt, doch zieht man zu diesem Zweck alte Männer oder alte Frauen vor. Die Namengebung geschieht nach der einen mir gegebenen Version sehr bald nach der Geburt, indem der Pate sagt: „Ich will dem Kinde meinen Namen geben"; doch werden diese Namen erst angewandt, wenn das Kind anfängt sich aufzurichten. Nach der andern Version erfolgt die Namengebung überhaupt erst, wenn das Kind sitzen kann. Eine Ablehnung des Paten bzw. des vorgeschlagenen Namens wird nicht gern gesehen. Dieser erste Name hat Geltung bis zum Unyago; dann sucht man den alten Paten wieder auf, der nun dem Jungen bzw. dem Mädchen einen neuen Namen gibt. Bei dieser Umbenennung scheint das Ablehnungsrecht erheblich erweitert zu sein; der Betroffene braucht den Namen nicht anzunehmen, ja er kann sich sogar selbst neu benennen. Ausgenommen sind historische Namen, die man von einem angesehenen Verwandten ererbt und überkommen hat.

Die folgende Liste bringt eine Auswahl von Makua- und Makonde-Personennamen; sie gehören samt und sonders der zweiten Kategorie an, d. h. sie sind erst nach dem Unyago erteilt und in Aufnahme gekommen.

Makua-Namen:

Chimlipa, Männername. Angebliche Bedeutung: er geht nur am Tage spazieren.

Kunanyupu, Herr Gnu. Der alte Herr hat nach seiner eigenen Aussage in seiner Jugendzeit viele Gnu erlegt; daher sein Name.

Mitaba, Männername. Er bleibt stets auf einer Stelle; der Seßhafte.

Kawandika (eigentlich ein Jao-Name, den der Träger übernommen hat). Bedeutung etwa: hält sich fern von allem; er läßt die Hand davon.

Makonde-Namen:

1. Männer:

Kumidachi, „bist viel zu dreist".

Nyarapata, er arbeitet ungern, lebt dafür lieber dem Vergnügen.

Nantiaka, der Flatterhafte.

Dambwala, der Faule.

Ntindinganya, ein Spaßvogel, der anderen in die Schuhe schiebt, was er selber angerichtet hat.

Nungumeta, Gott, laß es blitzen (daß schnell Regen kommt).

Madriga, der Betrübte.

Ningedji, was gibst Du mir?

Linyongonyo, der Schwächling, der keine Kräfte hat.

Cholola, guckt gern zu, sagt aber nichts.

Nyopa, strebt an, daß die anderen ihn fürchten.

2. Mädchen- und Frauen-Namen:

Pesambiri. Bedeutung: früher stand ich hoch (in der Wertschätzung der Männer), jetzt aber bin ich nichts oder doch nur noch 2 Pesa wert; ich bin alt geworden.

Mhitu. Bedeutung etwa: wir gehen durch den ganzen Wald. Wir sind hier gewesen, und viele sind gestorben; wir sind weiter gezogen, und viele sind gestorben. So ziehen wir weiter.

Nangamana. Ich habe nichts zu bedeuten; wenn ich was sage, hört kein Mensch drauf.

Mtudikaye. Gibt jedem Durchreisenden zu essen; die Gastfreie.

Akalingene, von nangalingano, ich bin den anderen Mädchen nicht gleich, d. h. ich bin viel kräftiger und runder, d. h. schöner als die anderen.

Aluenenge. Bedeutung etwa: „Er" tut groß, indem er noch ein zweites Weib genommen hat, aber er wird dort nicht bleiben, sondern bei mir allein. Die Selbstbewußte.

Nantupuli. Sie läuft herum, bekommt aber nichts, weder einen Mann, noch sonst etwas.

Hapukana. „Schert Euch auseinander" (sagt ein Dritter zu einem sich streitenden Ehepaar).

Wanukujoha. „Menschen sind gefährlich" (sagt eine Frau zu miteinander streitenden Kindern). Bedeutung: Laßt von einander ab, Ihr könnt sonst aneinandergeraten und Euch gegenseitig umbringen.

Atupimiri. „Er" ist nur gekommen, um mich zu messen, d. h. zu sehen, ob ich gut oder schlecht bin. Das bezieht sich auf einen Ehemann, der immer wegläuft, aber von Zeit zu Zeit wiederkehrt.

Achinaga. Ich habe es schlecht; mein Mann ist stets krank und kann nicht arbeiten. Von kulaga, schlecht haben.

Nyambowau. Sie folgt stets dem eigenen Sinn, hört nicht auf andere.

Nadiwasa. Man kann nichts geben auf das, was sie sagt.

Alitengiri von tengere, versperren. Zu Hause stirbt fortwährend jemand, so daß nun die Schamben zur Arbeit versperrt sind.

Ngukimachi. Ich habe keinen Anlaß, meinen Mann zu betrügen, da er mich so gut behandelt.

Natulimuha. Früher habe ich meinem Mann stets erzählt, wenn mich ein anderer Mann besucht hat. Da er aber immer wütend wird, laß ich das Erzählen jetzt und schweige; bin klug geworden (tulimuha).

Antendiwake, der Mann hat eine Frau geheiratet, läßt sie aber alles allein arbeiten (kutendewake). „Ich bin aber Dein Sklave nicht, ich will nicht mehr."

Tod und Begräbnis.

Ist ein Makua-Großer gestorben, so wird das Grab unmittelbar vor der Tür seines Hauses ausgehoben; es ist rechteckig wie unsere Gräber und auch ebenso, nämlich 2 Meter, tief. Unmittelbar nach dem Ableben werden viele Schüsse abgefeuert. Als Zweck dieses Schießens wurde mir angegeben, es sei Beweis der Trauer; in Wirklichkeit wird es eine abwehrende Bedeutung haben, indem es, wie fast überall auf der Erde, die Seele des Verstorbenen an der Rückkehr hindern soll.

Zur Beisetzung wird der Verstorbene entweder schon am Tage seines Todes oder aber spätestens am nächsten an das Grab getragen; er liegt dabei auf seiner Kitanda, der bekannten Bettstelle Ostafrikas, in seiner gewöhnlichen Kleidung. Dem Grabe selbst fehlt bei den Makua die schmale Vertiefung am Boden, die wir bei den Jao kennen gelernt haben; es gleicht vielmehr ganz dem unsrigen. Sein Boden wird nun mit einer Matte ausgelegt; dann steigen zwei Männer hinein; einer steht zu Häupten, der andere zu Füßen. Man reicht ihnen den Toten hinunter; sie legen ihn hin, den Kopf nach Westen, das Gesicht nach oben gekehrt. Als Grund gab man mir an: Wir sind von Westen, vom Innern her, gekommen und wir gehen nach Osten, nach der Küste zu. In der Tat stimmt das; würde der Tote sich aufrichten, so hätte er die Front zur Küste.

Der Reiche bekommt allerlei Beigaben mit, vor allem sein Gewehr, dann aber möglichst viel Zeug. Was der Tote damit im Jenseits machen soll, weiß man heute nicht mehr; mir gab man als Zweck dieser Beigaben an, es sei nicht gut, wenn die Hinterbliebenen alles für sich behielten.

Ist die Leiche auf den Boden des Grabes niedergelegt, so wird sie dicht mit Holz- und Bambusstäben quer überdeckt; man legt diese Stäbe etwas schräg, so daß das eine Ende tiefer liegt als das andere; damit entsteht eine Art Dach. Die Ähnlichkeit mit einem solchen wird noch dadurch vermehrt, daß man auf die Stabdecke eine Graslage schichtet. Ist die letzte Behausung des Verblichenen fertig, so steigt zunächst der zu den Füßen des Toten Stehende aus dem Grabe heraus, dann folgt der andere nach. Der kauert sich oben hin und schlägt mit seinen Ellbogen Erde in das Grab. Über die Bedeutung dieser merkwürdigen Manipulation habe ich nichts erfahren können. Darauf werfen alle das Grab

mit den Händen zu. Die überschießende Erde wird zu einem Grabhügel aufgetürmt. Ist alles vorüber, so hebt wieder ein lebhaftes Schießen an, das den ganzen Tag über dauert.

Abends erfolgt das Totenmahl; man ißt und trinkt und tanzt dazu. In der Nacht schläft alles in dem Hause des Toten und in seiner nächsten Nachbarschaft. Nach den Aussagen der heutigen Generation hat auch das nur den Zweck, die Trauer zu bezeugen; in Wirklichkeit bleibt man wohl deswegen zusammen, um so vereint gegen einen etwaigen Angriff der zurückkehrenden Seele besser gewappnet zu sein. Nach den Angaben meiner Makuagewährsmänner hat die Seele tatsächlich die Gewohnheit, zeitweilig an ihren alten Wohnort zurückzukehren; sie geht dann in andere Menschen über und spricht zu den Hinterbliebenen in Gestalt von Träumen. „Ihr werdet eine gute Ernte bekommen" spricht sie, „wenn Ihr fleißig seid, aber Ihr werdet wenig ernten, wenn Ihr faul seid." Ist der Verstorbene aber ein Häuptling gewesen, so tut er durch den Träumenden seinem Volke kund: „Der und der soll Sultan werden", oder aber: „Ihr sollt für meine Kinder sorgen", und was derartige letztwillige Bestimmungen mehr sind.

Der Tanz, das Totenmahl und das Totengelage hören auch am Tage nach dem Begräbnis noch nicht auf; erst wenn er zur Rüste geht, läuft alles auseinander.

Mit dem Aufwerfen des Hügels ist die Ausschmückung des Grabes noch nicht beendet; ganz allgemein wird, wenigstens bei Angeseheneren, auch noch eine Hütte über dem Hügel erbaut. In einzelnen Fällen geschieht das sofort, in anderen erst später. Die Abbildungen, Taf. 49 Abb. 2, Taf. 63 Abb. 1, 2, zeigen einzelne Gräbertypen. Ob auch bei den Makua Zeugstoffe auf der Grabhütte befestigt werden, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, da ich kein Makuagrab gesehen habe; es ist aber wohl anzunehmen. Bei ganz angesehenen Großen schaffen die Hinterbliebenen auch wohl einen wirklichen Totenhain. Ein Beispiel von wahrhaft feierlicher Großartigkeit ist das Grab des Makua-Häuptlings Mlipa, eine Stunde südlich von Newala. Das Grab selbst ist heute gänzlich verfallen; nur noch ein halb zertrümmertes Opfergefäß zeugt von seinem einstigen Dasein; aber rings um die Grabstätte zieht sich ein Kreis hoher, stattlicher Euphorbien, die sich mit ihren dichten Kronen innig ineinander geschlossen haben und nun die Ruhestätte des alten Negerfürsten wie ein hoher Dom überwölben (Taf. 63 Abb. 2). Ein solches Bild mutet den weißen Beschauer doch viel ehrlicher, reiner und wahrhaftiger an als die plumpe Nachäffung einer nur halbverstandenen Küstenkultur, wie wir sie in den Grabmälern des Häuptlings Maluchiro in Mwiti und Matolas des Ältern in Newala vor uns sehen. In den Grabmälern der beiden Großen kommt der Küsteneinfluß in der Tat zu voller Geltung. Zwar das schwere, wuchtige Dach, das so sicher auf seinen Pfeilerreihen ruht, als wollte es sagen: Der hier unter mir liegt, ist für die Ewigkeit geborgen, ist noch echter, unverfälschter Negerstil, die Linienführung des Graboberbaues hingegen kann man, mit einigen Modifikationen natürlich, auch auf jedem Küstenfriedhof studieren; nur daß der Aufbau hier im Innern aus Lehm besteht statt des Korallenkalkes der Küste. Taf. 13 Abb. 3 gibt Matolas Grab ohne das schützende Hüttendach wieder.

Ein durchaus sympathischer Zug im Leben aller Neger des Südens ist die außerordentliche Sorgfalt, mit der diese Grabstätten reingehalten werden. In den Dörfern und Hütten mag es noch so wüst aussehen, die Grabstellen nebst ihrer nächsten Umgebung findet man nie ungefegt und ungesäubert. Damit im engsten Zusammenhang steht auch die stete materielle Fürsorge für den Toten; man bringt ihm Essen, weil er Hunger hat, und bringt ihm Pombe, weil er Durst hat. Steht man aber vor einem Krieg, oder hat man ein anderes großes Unternehmen vor, so geht man zu seinem Grabe hin, opfert wieder Mehl und Pombe und betet dann zum Verstorbenen: „Laß den Krieg gut ausgehen, schütze mich vor Tod und Verwundung", oder aber: „Ich will morgen eine Reise antreten, schütze mich vor den Löwen und den Schlangen und laß mich gut hin- und zurückkommen". Es ist also ein durchaus sympathisches Verhältnis, das zwischen Toten und Lebenden besteht; daran zu rühren haben wir meines Erachtens gar keine Veranlassung, denn *seinen* Kult vermag der Neger zu fassen, dem Christentum aber wird er ewig fremd gegenüber stehen.

Nach dem Begräbnis eines Großen rasieren alle Hinterbliebenen den Kopf und binden eine weiße Perlenschnur um den Hals. Sind keine weißen Perlen vorhanden, so genügt auch ein Streifen weißen Stoffes. Einen Monat später, wenn die Haare wieder gewachsen sind, rasiert sich alles von neuem, doch diesmal nicht den ganzen Kopf, sondern nur einen Streifen vorn quer über den Vorderkopf hinweg. Kuchemelela heißt diese Art des Rasierens. Der Kopf selbst wird jetzt mit Rizinusöl bestrichen.

Totgeborene Kinder werden, von den Männern ungesehen, ausschließlich durch Frauen begraben, und zwar entweder im Aschenhaufen neben der Hütte, oder aber im Pori an einer versteckten Stelle. Ein solches Grab habe ich durch Zufall selbst aufgefunden; es lag an einem schmalen Waldpfad

zwischen Mkululu und Susa unter einem Busch. Hätten mich nicht meine Leute darauf aufmerksam gemacht, so wäre ich arglos vorübergegangen, umsomehr, als ich an jenem Tage unter sehr starkem Fieber litt und mit mir allein genug zu tun hatte. Was man sah, war lediglich ein gewölbtes Stück Baumrinde, das nach einem Ende zu von ein paar senkrecht stehenden, anderen Rindenstücken begrenzt wurde. Ein Nachgraben verbot sich, nachdem ich die Bedeutung des Ganzen erfahren hatte, natürlich von selbst; nach meinen Erkundigungen war es das Grab eines totgeborenen Kindes. Dieses war in einen Rindenzylinder von der Art der Hühnerställe, der Taubenschläge und der Bienenstöcke, nur von kürzeren Abmessungen, eingesargt, der Sarg dann etwas geneigt in die Erde vergraben worden, und zwar so, daß nur das eine Ende noch über die Erdoberfläche hinausragte. Mit der sonst immer wiederkehrenden Behauptung der Eingeborenen, nichts wäre den Jägern als Elefantendaua erwünschter als gerade Bestandteile von totgeborenen Kindern, steht diese doch immerhin recht sichtbare Art des Begräbnisses sichtlich in Widerspruch, aber wer weiß auch, ob jenes einsame Grab nicht schon längst seines Inhaltes beraubt war.

Stirbt eine Mutter im Kindbett oder bei der Geburt, so springen, wie bei den Jao, andere Mütter ein, um das Kind ihrerseits aufzuziehen. Zunächst sind natürlich die Verwandten zu diesem Liebeswerke verpflichtet.

An Aussatz oder sonstigen ekelhaften Krankheiten Verstorbene werden nicht beerdigt, sondern in den Busch geworfen oder in einer schnell improvisierten Hütte einfachster Konstruktion untergebracht. Als Grund für diese Art der Behandlung gab man mir an: „Graben wir diese Leute in die Erde, so kommt die Krankheit zu uns zurück; werfen wir sie aber einfach in den Busch oder lassen wir sie in der leichten Hütte an der Erdoberfläche, so kommt der Wind und jagt die Krankheit weg.“ Ob wir hier die ersten Anfänge einer bewußten oder unbewußten Hygiene vor uns haben, d. h. das Gefühl, daß infolge einer Beerdigung solcher Leichen eventuell das Quellwasser infiziert werden könnte, möchte ich einstweilen dahingestellt sein lassen.

Hörige werden beerdigt, aber man macht ihnen kein mannstiefes oder noch tieferes Grab, sondern legt sie in eine flache Vertiefung, die man dann zuschaufelt.

Eine ganz allgemeine Begleiterscheinung der Gräber auf dem Plateau sind Grabbäume. Ist ein Makonde gestorben und begraben, so haut man irgendwo einen jungen Kamuma-Baum und pflanzt ihn zu Häupten des Toten, also am Westende des Grabes, ein. Dort schlägt er dann von neuem aus und grünt. Bei neueren Gräbern ist dieses lebendige Totenmal stets jung und klein (s. Taf. 49 Abb. 2, wo ein frischeres Grab an der Straße von Newala nach Mahuta wiedergegeben ist); bei alten Gräbern ist der Baum meist von riesiger; alle anderen überragender Größe. Er allein erinnert dann noch an den schon vor Jahrzehnten Verblichenen. In der nähern Umgebung von Newala standen derartige große Grabbäume an verschiedenen Stellen (Taf. 8. Abb. 1). An sie werden zuweilen Lappen geheftet.

Divination und Verwandtes.

Der Ntollo-Baum (Msollo der Wajao) ist auf dem Plateau selten; gleichwohl kommt er vor. Angeblich hat man ihn von unten heraufgeholt und angepflanzt. Er dient sowohl als Grabbaum, wie auch zu Kultzwecken; man opfert Mehl und Pombe unter ihm und bindet als weitere Opfergaben Zeugstreifen an ihn an. So gehört der Lappenbaum auch zum Kulturbilde des Plateaus.

Über den Verbleib der Seele waren die Makua etwas besser unterrichtet als die Jao: „Der Schatten (irungu) des Menschen geht zu Gott (iluku); Gott aber wohnt ‚irimu‘, oben.“ Was der Schatten dort oben bei iluku macht, wußten meine Gelehrten allerdings nicht.

Eine sehr unheimliche Rolle spielt bei allen Völkern meines Forschungsgebietes ein gewisses Gespenst; im Kimakua heißt es itondosha, im Kijao ndondosha. Hat ein Zauberer ein Kind getötet (ohne den Eingriff eines andern ist der Tod ja überhaupt undenkbar), so holt er es nach dem Volksglauben wieder aus dem Grabe heraus, macht es von neuem lebendig und schneidet ihm die Beine in den Kniegelenken ab. Die abgeschnittenen Unterschenkel werden weggeworfen. Dann stellt der Zauberer das so verkürzte Kind irgendwo heimlich hin; man bringt ihm von allen Seiten Essen, Wasser und dergleichen. Geschieht das regelmäßig und in ausreichendem Maße, so vernimmt man von dem Gespenst nichts weiter, vergißt man seiner aber, so hört man es laut und unheimlich schreien. Auf dieses Gespenst

ndondosha und sein unheimliches Gebahren bezieht sich ein Lied, das mir in Newala ein Makuajunge namens Aenestehiu in den Phonographen sang. Bei der protokollarischen Aufnahme kam mir dieser Name etwas wenig afrikanisch vor; ich fragte den jungen Mann des längeren über seine Personalien aus, und schließlich hatte ich es: Aenestehiu war von der englischen Mission getauft und hatte dabei seinen Makuanamen gegen einen christlichen eintauschen müssen; der aber war Anastasio. Aus Anastasio macht der Engländer Aenestäsio. Nun fällt im Dialekt von Newala das s weg, gleichzeitig rückt der Ton auf die Paenultima: aus Anastasio ist Aenestehiu geworden.

Das Lied heißt:

Ku Massassi neyinayile kawili, ku Massassi neyinayile. Ligulo mbirikeni chukuo nalautje na siweni ndondosha. Binamu Cheluka tupani uti ya fataki chipolopolo. Mtaye masienne, twende tusikuye ndondosha, sisiotwele pasieto nuumba. Ya chimueni nalautje nasiweni makongole msembelembe nti wanandeu. Ateemi. Tulasile alanga ndondosha: kwilulu wakongwe. Älo.

(Nach Massassi bin ich gegangen, bin noch einmal nach Massassi gegangen. Abends hörte ich Geschrei; ich drehte mich um und sah das Ndondosha. „Mein Vetter Cheluka, gib mir Gewehr und Zündhütchen und eine Kugel.“ „Lade Du selbst, komm mit und laß uns verfolgen das Ndondosha, es ist durch ein Loch in der Seitenwand hinters Haus gegangen.“ Und mein Bruder dreht sich um und sagt: (Es hat) die Beine steif (und) gerade ausgestreckt wie ein Kinnbart. Es saß (setzte sich). Wir bemühten uns zu zähmen das Ndondosha: das Mädchen von Ilulu. Ja (so ist es).

Das Lied ist von einem Makua gesungen, aber es ist Kijao. Das ist keineswegs verwunderlich; ich habe andere Jao-Lieder in meiner Sammlung, in denen neben Kimakua auch noch Suaheli vorkommt; wie die Völker in sich durcheinander gemischt sind, so beherrschen die Intelligenteren auch gleich mehrere Sprachen, oder aber sie sind doch imstande, wenigstens einzelne fremde Ausdrücke zu gebrauchen. Daß sie es fleißig tun, beweisen die Lieder. Vereinfacht wird des Forschers Arbeit dadurch natürlich nicht.

Gegen die vielfachen Fährlichkeiten des Daseins bedient man sich der Zaubermittel und Amulette in ausreichendem Maße. Einige Züge aus diesem dunklen Gebiet des Geisteslebens unsrer Schwarzen habe ich bereits bei früheren Gelegenheiten, den Schilderungen der Jagd, des Krieges u. dgl. mitgeteilt; einige wenige andere sollen hier folgen.

Das stärkste Zaubermittel der ganzen östlichen Bantugruppe ist das K i s s a n g u (kisuaheli, chissangu kijao, kihaku kimakua). In meiner Sammlung ist es zweimal vertreten, beide Mal in Tierform. Das kleinere und schmucklosere, dafür aber um so naturalistischere Exemplar (Taf. 31 Abb. 2) stellt das injipi dar, anscheinend eine Art Maulwurf (?), dessen Balg mitsamt dem Kopfe zur Herstellung des Chissangu herangezogen worden ist; das andere Stück (Titelbild) läßt ohne eine gewaltsame Zerstörung nicht erkennen, welchem Tiere der Balg angehört. Der Kopfteil ist so dicht mit Abrus-Bohnen, Glasperlen und Spiegelscheiben überdeckt, daß man nicht einmal feststellen kann, ob auch der Kopf des Tieres vorhanden ist. Beiden Zaubermitteln gemeinsam ist die Verjüngung nach hinten, wo eine Riemenumwicklung den Tierkörper zu einem schlanken Handgriff umformt.

Gebraucht wird das Chissangu in allen Fällen, wo ein Verdächtiger einer Tat zu überführen ist, und wo andere Mittel, seien sie ebenfalls Medizinen oder Ordale, zu keinem Ziele geführt haben oder führen würden; man wendet es also an, um herauszubekommen, wer ein Kind krank gemacht oder verzaubert hat, wer einen frischen Todesfall verursacht, einen Diebstahl begangen hat, u. dgl. mehr. Die Handhabung erfolgt in der Weise, daß der Fundi, der Inhaber, Besitzer und Meister des Chissangu, dieses vor den Augen des oder der Verdächtigen an den Schwanz faßt, es unter den Beinen hindurchsteckt und nun mit ihm „wippt“, d. h. es durch Auf- und Nieder-, Hin- und Herbewegen zu balanzieren sucht. Steht das Tier schließlich vor einem der Anwesenden senkrecht und drückt es dabei die Hand des Fundi gleichzeitig schwer zu Boden, so ist der Verdächtige seiner Tat überführt und geht seiner Bestrafung entgegen. Die Spiegelscheiben am Chissangu sollen den Übeltäter nach der Aussage meiner Gewährsmänner schrecken, ihn einschüchtern. In Wirklichkeit sind sie wohl eine Parallele zu den Nabelspiegeln der berühmten Nabelgötzen von Loango an der Westküste Afrikas; das heißt, sie sollen tatsächlich schrecken, doch nicht durch ihr Glitzern während der raschen Bewegung, also direkt, sondern durch die dem Übeltäter aufgezwungene Ideenassoziation, der Spiegel sei das Auge der Gottheit, die damit den Schuldigen nur um so sicherer zu erkennen vermöge.

Nicht so kräftig und wirkungsvoll wie die Chissangu, aber anscheinend vielseitiger ist das Zaubermittel der T r o k o l l a (Taf. 31. Abb. 1). Das ist eine wahre Maschinerie zur Eruierung der schwarzen Sünder. Der Pol, um den sie sich dreht, ist ein oben zu einem richtigen Achsenlager verjüngter Stab, der in der linken Hand des Zauberers senkrecht steht. Der nimmt nun, wenn es gilt, einen Verdächtigen seiner Tat zu überführen, ein an seinem obern Ende durchbohrtes Horn her, setzt es mittels dieses Loches auf

den Zapfen des Stäbchens und wirbelt nun das Horn mit mäßiger Geschwindigkeit um die Achse. Ist es in die gewünschte Rotation versetzt worden, so setzt der Fundi rasch ein zweites, gleichartiges Horn auf denselben Drehzapfen darüber. Ist auch dieses Horn in Drehung versetzt, so hält der Meister das untere Horn plötzlich mit der Rechten an und wartet nun ab, wie sich das andere Horn, das unbehindert weiter rotiert, nach endlich erreichter Ruhelage zu dem ersten stellt. Stehen beide einander parallel, d. h. also übereinander in derselben Richtung, oder aber auch um 180° voneinander ab, so ist der Verdächtige zu Unrecht beschuldigt; in jedem andern Fall gilt er für überführt.

Bei beiden Zaubermitteln, der Chissangu wie der Trokolla, ist es für uns nur zu sehr ersichtlich, wie rettungslos der Schwarze dem Wohl- oder Übelwollen des Medizinmannes anheimgegeben ist; es gehören wahrhaftig die sattsam bekannten Eigenschaften des Negercharakters dazu, das eigne Schicksal einem solchen „Urteilsspruch" zu unterwerfen.

Afrika ist wie kaum ein anderer Erdteil das Land der Amulette; das bezeugt der Reichtum unserer ethnographischen Museen an solchen Talismanen, und auch meine Sammlung ist reich daran. Auf Form und Endzweck der aus je zwei Holzstücken bestehenden Jagdamulette (Taf. 31 Abb. 8) ist bereits bei dem Kapitel Jagd hingewiesen worden. Unter den übrigen Schutzmitteln nehmen die Talismane gegen Verzauberung und Krankheit (Taf. 31 Abb. 5, 6) den ersten Rang ein; es sind Tierhörner, die mit Wurzelstücken, Pulvern geheimnisvoller Zusammensetzung u. dgl. gefüllt und mit Tierhaaren (Taf. 31 Abb. 3), Fellstreifen etc. umhüllt sind; auch Halsketten und Armbänder mit aufgereihten Wurzelstücken als dem wirksamen Prinzip sind nicht selten. Andere Amulette sollen den Träger gegen den Löwen und den Leopard, die Schlange und das Krokodil schützen; noch andere gegen Kugelschuß und Speerwurf im Kriege. Merkwürdigerweise tritt in allen diesen Stücken das Holz an sich als wesentlicher Bestandteil, nicht, wie sonst so oft, als Begleiterscheinung auf; das Löwenamulett (Taf. 31 Abb. 4) ist nichts als ein mit Kattun umnähtes Stück weißen Holzes, und auch Abb. 7 derselben Tafel weist als Inhalt lediglich verschiedne Rinden- und Holzstücke auf. Bei Abb. 4 könnte man an eine Nachahmung der bekannten Koranamulette denken, die ja in ähnlicher Form gehalten sind; bei Abb. 7 fehlen alle Anhaltspunkte für den Gedankengang des Tragens. Vielleicht stammen alle diese Holzteile von den heiligen Mtollo- oder den Grabbäumen; wir hätten dann in ihnen den Beleg für eine Art Analogiezauber zu sehen, indem schon ein winziger Teil des Baumes die gleiche Schutzwirkung hervorbringen soll, die man sonst vom ganzen Baum erhofft. Gleichzeitig wären diese Amulette dann auch ein verstärkter Hinweis auf die Bedeutung des Ahnenkultes der hiesigen Völker, denen in ganz ähnlicher Weise wie den Jao die Seelen der Abgeschiedenen zu Helfern und Schutzgottheiten werden. Nicht selten stößt der Wanderer auf der Barrabarra auf sauber gekehrte Stellen, in deren Mitte Mehl in seltsamen Figuren auf den Boden gestreut ist; in einem Kreise von etwa 30 cm Durchmesser sind Mehltupfen in verschiedenen Reihen angeordnet (Taf. 46 Abb. 6). Dann weiß der Kundige, daß hier in der Nähe jemand krank ist; der Patient oder aber seine Freunde sind dann an die Barrabarra gegangen, möglichst dorthin, wo sie sich mit einer andern Straße gabelt oder kreuzt. Dort sind die Seelen des Verstorbenen am ehesten zu erwarten auf ihrem Schweifen durch Busch und Feld; dort bringt man ihnen demnach das Opfer mit der größten Wahrscheinlichkeit des Erfolges dar.

Die Stammeseinteilung.

Was bei den Jao bereits in raschem Verschwinden zu sein scheint: die Einteilung der großen Gruppen in kleine, exogamische, matriarchalische Makosyo, steht bei den Makua und mehr noch bei den Makonde noch in höchster Blüte. Ich kann es ruhig gestehen, nichts hat mir trotz, vielleicht auch gerade wegen der Mühe der Erforschens soviel Freude bereitet wie dieser umfangreiche Teil meines Arbeitspensums. Gleichwohl bin ich mir sehr wohl bewußt, auch hier nur Anfänge geliefert zu haben; mögen andere das Werk weiterführen.

Meine Quellen sind, wie immer im Lande, die alten Herren der betreffenden Stämme gewesen. In Newala verfügte ich über ganze Scharen wissender und auch unwissender Männer, die Tag für Tag zu meinen Füßen saßen. In Mahuta war der Kreis nicht so groß; dafür aber war der Lehrer Ningachi äußerst rührig und entgegenkommend; er hat mir

alles, was er wußte gesagt und zum Teil sogar aufgeschrieben.

Makuasippen.

Bezeichnung: nihimmu im Kimakua = lukosyo im Kijao.

1. Wamlima, in und um Mlipa. Von Kulima, Schamben machen.

2. Wamhole, ebenda. Von mhole, einem wilden Mhogo (Maniok), den sie immer gegessen haben. Also gleichbedeutend mit den Ananyanye der Makonde.

3. Narope, am Nangurueberg im Süden des Plateaus. Von kunarope, kastrieren. Ein früherer Häuptling nahm einen Jüngling stets mit auf die Elefantenjagd. Als er einst weit weggegangen war, trennte sich der Jüngling von ihm, ging heimlich heim und trieb mit der Frau seines Herrn Ehebruch. Zur Strafe für seine Freveltat entmannte der Herr den Übeltäter nach seiner Rückkehr.

4. Achopa, am Miessi; Häuptling Machirika. So benannt von den kleinen Lappen (achopa), den sie einst als Kleid trugen, zum Teil noch jetzt tragen. Sie haben ihn anderen Sippen erst abgesehen. Vorher hatten sie keine Kleidung.

5. Alaponi (sing. Mlaponi), die Sippe, der Nakaam angehört. Eine gemischte nihimmu. Von ilapo = inchi, die Siedlung. Sie lebten ursprünglich im Pori. Da sie dort nicht genug zu essen fanden, lernten sie Schamben machen und Dörfer bauen. Daher der Name.

6. Amirole, in und um Mtschauru. Sind vom Luli oder Ruli gekommen, der sich unter 13° 30' südl. Br. in den Indischen Ozean ergießt.

7. Amiranchi, beim Häuptling Nyombi. Haben im Bambus (miranchi) gewohnt. Mischsippe.

8. Anlai, bei Mlipa. Nach einer im Busch wachsenden Frucht ilai, die sie immer gegessen haben.

9. Äkoni, dicht bei Newala. Sind von einem Platz ikoni gekommen, aus der Gegend von Metho.

Makondesippen.
(litaua im Kimakonde, Pl. ma-).

1. Nanyanga, bei Kumidachi. Sind Bambusflötenbläser im Kriege (nanyanga, die Flöte). Daher die Benennung.

2. Wamhuidia, in und um Newala. Sie haben unentwegt Krieg gemacht und alles niedergeschlagen (muhidia, niederschlagen).

3. Waniuchi, in und um Niutschi. Sie suchen Honig (niuchi, die Biene) in den Bäumen.

4. Nambunga, bei Makonga. Esser der Bambusfrüchte nambunga.

5. Wantanda, beim Jumben Nangoma. Sie schnitten früher das erlegte Wildfleisch in lange Streifen (nantanda).

6. Nanyambi, beim Jumben Namangola in Chitangali. Sie bekommen immer Unrecht (nanyamba, Unrecht bekommen).

7. Wanankumbe, beim Jumben Maluchira bei Mahuta. Räuber (kukumba, rauben).

8. Ananyanye, beim Jumben Lingwenje in Lidumbe. Sie machen keine Schamben, sondern essen nur wilden Mhogo (manyanye und minghoko) aus dem Pori.

9. Achihehu, bei Henderera an der Barrabarra zwischen Newala und Mahuta. Essen nur Mihehufrüchte im Pori. Machen keine Schamben.

10. Amakumbuli, beim Msee Manduta in Namihonga. Makumbuli ist ein Beschneidungstanz; nach dessen häufigem Gebrauch ist diese Sippe benannt worden.

11. Wamunga, um Tschingulungulu. Reispflanzer (munga). NB. Die Wamunga umfassen Makonde und Matambwe.

12. Anamande, in Lidumbe. Namande ist ein kleines Tier von der Art einer Heuschrecke. Sie ist die Hauptnahrung der Anamande gewesen; daher der Name.

13. Achiwimbi, im Osten an der Barrabarra. Chiwimbi ist identisch mit dem Suaheliwort mbuyu, der Affenbrotbaum. Ein alter Häuptling dieser Sippe ist unter einem bestimmten Exemplar dieser Baumart gestorben; daher die Benennung.

14. Wutende, bei Niutschi. Das sind die Leute, die immer arbeiten (kutenda).

15. Anamadengo, bei Kissanga. Verkäufer von Kürbisschalen (madengo).

16. Alukanga, beim Jumben Mponda in Tschitandi. Dieser Jumbe Mponda war für alle Fragen dieser Art mein Hauptgewährsmann; er war sonst nie um eine etymologische Erklärung verlegen, doch den Alukanga gegenüber versagte sein Wissen.

17. Amahundu, bei Kumidachi. Mahundu ist der dichte Neubusch, der dort entsteht, wo früher Schamben gewesen sind. In dem verstecken sich die Leute, wenn sie etwas auf dem Kerbholz haben.

18. Wahokololo. Sie wohnen vielerorts; so gehören zu ihnen u. a.: Kasembe, der über den Rowuma gegangen ist, Mahave in Tschirimba, Namalenga bei Tschingulungulu, und viele andere. Diese Sippe umfaßt Wajao, Wamakonde und Wamatambwe; sie steht im Ruf einer besondern Tapferkeit und Schneidigkeit.

19. Achilumbi, bei Niutschi. Kulumbira = andere beschuldigen. Früher stahlen andere Leute Sklaven und dergl. und sagten dann: jene, nämlich die Achilumbi, haben es getan.

20. Anachiputa, dicht bei Jumbe Mtschauro. Kuputa = schlagen. Sie haben immer andere geschlagen.

21. Anachikono; das sind Mpondas Leute. Sie haben großes Pflanzerglück (nkono).

Die bisher aufgezählten Makua- und Makondesippen habe ich in Newala feststellen können. Meine Gewährsleute waren eine große Anzahl meist sehr alter Männer, vorwiegend Makonde und Makua, einige aber auch Jao. Nachdem sie einmal wußten, worauf es ankam, fiel ihnen die Aufzählung der Namen nicht schwer; auch die Namenserklärung machte ihnen in vielen Fällen nicht viel Mühe, während wieder über andere Namen sehr lange und auch sehr aufgeregte Debatten entstanden. Lebhaftigkeit des Geistes und vollkommener Stumpfsinn, Intelligenz und Dummheit, genaue Kenntnis der Stammeseinrichtungen und vollkommener Mangel jeder Einsicht in sie, alles das war, wie diese Debatten zeigten, auch bei diesen im übrigen recht würdigen Naturmenschen zu Hause. Wie früher schon in Tschingulungulu und später in Ntschitschira und Mahuta, so konnte ich auch hier im Laufe der Zeit immer mehr von den Leuten ausscheiden, ihnen selbst sicherlich zur Erholung, denn ein tagaus tagein viele Stunden hindurch geführtes Examen sagt dem Naturmenschen noch weniger zu als uns. Im großen und ganzen halte ich die Namen wie auch ihre Erklärung für zuverlässig; dafür bürgt schon mein Verfahren, laut welchem ich die einzelnen Fragen immer wieder anderen, gänzlich unbeeinflußten Männern vorgelegt habe. Einzelnes wird, wie bei allen neuen völkerkundlichen Beobachtungen, nachzuprüfen sein.

Während meines dreiwöchigen Aufenthaltes in Mahuta habe ich dann die folgenden Makondesippen festgestellt. Mein Hauptgewährsmann war hier der bereits erwähnte schwarze Lehrer Ningachi („Was denkst Du?"), ein Makondemann, der in der Regierungsschule zu Mikindani vorgebildet war und sich gab, seine sieben oder acht Zöglinge in die Geheimnisse der Rechenkunst einzuführen. Ningachi besaß hier oben in Mahuta nun die erstaunlichste Mühe längst nicht die Intelligenz des Akiden Sefu von Newala, aber er war ebenso hilfsbereit; tagelang ist er oft im weiten Umkreise des Plateaus von Weiler zu Weiler marschiert, um schließlich schwer beladen mit den seltensten Tanzmasken zurückzukehren; unermüdlich hat er sich über Grammatik und Syntax des Kimakonde ausfragen lassen; ebenso liebenswürdig kramte er schließlich alles aus, was er über die Volkskunde seines Stammes wußte. Die mir von ihm mitgeteilten Mataua sind:

22. Die Achihediue, beim Jumben Namarombe in Tschitohori. Chihediue ist ein schwarzes Insekt. Die betreffenden Leute sollen sich ebenfalls durch sehr schwarze Hautfarbe auszeichnen; daher der Name.

23. Wanamwarangira, in Namekupa. Von Kuwaranga = zählen (was die Frauen kochen sollen). Gemeint ist die Kontrolle der Frau durch den Mann, der ihr an Getreide zumißt oder an Wurzeln zuzählt, was sie zu der betreffenden Mahlzeit verbrauchen darf.

24. Wantandi, auf dem rechten Rowumaufer. Watandi sind lange Früchte, die von einem großen Baum herabhängen. Von den Kernen haben die Leute Mehl gemacht, um sich davon zu nähren.

25. Wikongoro, bei Mahuta. Sie bauten Häuser von trockenen Bäumen (makongoro).

26. Wananyanya. Nyanya, eine Wurzel, die von den Leuten gegessen wurde.

27. Watunga. Zu ihr gehört Ningachi selbst; sie sitzt in der Gegend von Ntschitschira. Von kutunga, das Aufziehen von Perlen auf eine Schnur.

28. Wanampwapwa, in Namekupa. Limpwapwa ist nach Knudsen ein Kijaowort, welches den Holzreifen bedeutet, der um den obern Teil der Liuniko genannten Korbart läuft. Ningachi konnte weder Wohnsitz noch Worterklärung geben.

29. Wanamkoko, um Mahuta. Mikoko sind wilde Früchte im Busch, von denen sich die Leute nährten.

30. Wananje, in Mirido. Linanje (Plural ma-) ist eine große Wassermelone; sie ist ungenießbar, aber überreich an Wasser. Deswegen wird sie für die Trockenzeit angepflanzt.

31. Anankunguru, um Mikupa. Vom Raben Kunguru, den sie als Wildpret gegessen haben. Dieser Vogel war Knudsens hauptsächlichstes Jagdobjekt, sobald er nicht auf die Hochjagd gehen konnte.

32. Wanandala, um Mikupa. Inandara (Plural dinandara) das Kudu. Es ist jener Leute hauptsächliches Jagdobjekt gewesen.

33. Utende, um Mkoleha. Kutenda = kisuaheli: kufanya (Krieg und Schwierigkeiten) machen. Eine alte Räubersippe.

34. Wanjahi, um Kitama. Kuyaha = kisuaheli: kupotesa, wegwerfen, verlieren. Sie haben alles verloren oder vergeudet.

35. Wanamkala, um Mahuta. Sie bauen ihre Siedlungen beim Holzkohlenbaum mkala (mkara).

Über die bisher aufgezählten Sippen konnten Ningachi und seine Freunde noch Ort und Namensbedeutung angeben; bei den folgenden ist das nicht mehr durchgehends der Fall; hier fehlt zuweilen das eine, zuweilen das andere, manchmal auch beides. Gleichwohl halte ich es für nötig und nützlich, auch diese Namen anzuführen. Auf dem durch meine Forschungen angeschnittenen Gebiet der ur-

alten sozialen Verhältnisse ist schließlich auch das Geringste nicht ohne eine gewisse Bedeutung; vor allem kommt es uns in der Völkerkunde, ebenso wie in der Prähistorie, doch darauf an, möglichst viel Beobachtungsmaterial zu sammeln.

36. Wahumbi, auf portugiesischem Gebiet.
37. Wanali, um Ntschitschira.
38. Wanahonjo, im Osten von Mahuta.
39. Wanamboko, in Namekupa.
40. Wipandango, um Ntschitschira.
41. Wankowo, um Mahuta.
42. Wambemba, um Ntschitschira.
43. Aruheja, in Mirido, in der Nähe von Mkupa.
44. Wankuti, am Lidumbefluß, südlich von Mahuta.
45. Wihumbo, um Mahuta.
46. Wanjanjambe, am Tschitangali-Fluß.
47. Ananjowe, östlich von Ntschitschira, im untern Rowumatal.
48. Wamwile, um Timbulimwe, Jumbe Kimbioka.
49. Achirumbe, um Namhunda.
50. Anachihangu, ebenda.
51. Anachene, um Mkoleha.
52. Wanachirumbwa, um Tschitama.

Meinen ursprünglichen Plänen entgegen und zu meinem eignen, aufrichtigen Bedauern habe ich die ethnologische Aufnahme der Wamuera nicht durchführen können. Beim Einmarsch ins Innere wurde der Südzipfel ihres Gebietes, die Strecke von Mtama und Njangao zu rasch passiert, auch war unsere Karawane mit ihren vielen Soldaten und noch zahlreicheren Trägern zu groß, als daß ich zu ruhiger, beschaulicher Arbeit hätte kommen können. Später, beim Rückmarsch vom Südrande des Makondeplateaus, herrschte ein außerordentlicher Nahrungsmangel bei jenem Volke, so daß ich von allen einsichtigen schwarzen Beamten, wie dem Wali von Mahuta und dem Akiden von Newala, gewarnt wurde, auf das Rondoplateau zu marschieren. Das Wenige, was die Wamuera geerntet hätten, sei jetzt, unmittelbar vor der Regenzeit, längst aufgezehrt, so daß ich eine Ernährung meiner immerhin großen Karawane durch mitgenommene Vorräte unmöglich würde durchführen können. Nichtsdestoweniger würde ich einen, wenn vielleicht auch nur kurzen Besuch des Rondoplateaus gewagt haben, wären nicht meine photographischen Platten, meine Phonographenwalzen und meine Kinematographenfilms schon in Mahuta auf die Neige gegangen. Unter den obwaltenden Umständen hätte ich mich auf bloße Notizen beschränken müssen. Das habe ich nun auch in der Weise angestrebt, daß ich, da ich selbst nicht zu den Wamuera gehen konnte, mir ihre „Intelligenzen" kommen ließ. Eines schönen Tages erschienen in Mahuta, geleitet durch einige meiner Träger, die beiden würdigen alten Wamueraherren Machunja und Machigo. Beide waren die unzweideutigsten Beweise für den bestehenden Nahrungsmangel, denn sie konnten vor Entkräftung kaum marschieren. Nachdem ich sie einige Tage hindurch herangefüttert hatte, habe ich versucht, aus ihnen herauszuholen, was irgend möglich war. Viel ist es leider nicht, weder in sprachlicher Beziehung, noch in ethnologischer; dennoch will ich aus denselben Gründen, die ich weiter oben für die unerklärten Sippennamen des Ningachi auseinandergesetzt habe, den Fachgenossen auch dieses wenige Ethnologische nicht vorenthalten.

Die Sippe heißt im Kimuera „chipinga". Machunga, der eine meiner beiden Weisen, gehörte der Ngombo-Chipinga an. Sie hätten sich immer gegenseitig gehauen, erklärte Machunga; daher hätten sie ihren Namen.

Der andere „Gelehrte", Machigo, war ein Nguluwe-Mann. Nguluwe heißt Schwein. Als Erklärung gab Machigo an, seine Vorfahren hätten Frauen geheiratet, die alles aufgegessen hätten. Da hätten die erbosten Männer gesagt: „Ihr seid Schweine". Dieser Name sei seither auf die ganze Chipinga übertragen worden.

Es hatte schon eine große Mühe und den Aufwand einer schier unendlichen Geduld gekostet, den beiden stets hungrigen alten Herren diese wenigen Erklärungen zu entlocken; sie schienen zudem durchaus nicht so intelligent zu sein als sie mir geschildert worden waren. Für alle übrigen Chipinganamen eine Erklärung zu erlangen, habe ich unter diesen Verhältnissen darum sehr bald aufgeben müssen; ich muß es auch dahingestellt sein lassen, ob selbst dieses Wenige der Kritik standhalten wird, da es erfahrungsgemäß ungemein schwer ist, einem von der Kultur gänzlich unbeleckten Wilden überhaupt erst einmal klar zu machen, was man von ihm will. Und selbst wenn er das schließlich begriffen hat, ist es noch sehr die Frage, ob nun gerade er von den gewünschten Dingen etwas weiß. Beim Studium einfacher, äußerer, konkreter Dinge, die selbst jedem Kinde geläufig sein müssen, geht es noch an, wenngleich auch hier schon die Verschiedenheit der Sprachen so manche Schwierigkeit auftauchen läßt, an die man vorher gar nicht gedacht hat. Sind es aber Forschungsobjekte abstrakterer Art, wie der alte, innere Aufbau des Stammes selbst, Kult- oder Rechtsfragen, Mythologie, Zeitrechnung u. dgl., so tritt zu jener sprachlichen Schwierigkeit unter allen Umständen auch noch die andere einer völligen Ungewohntheit der zusammenfassenden mündlichen

Äußerung auf derart fremdartige Fragen. Man braucht, um sich von diesen Schwierigkeiten ein Bild zu machen, längst nicht einmal bis Afrika zu gehen; man frage z. B. irgend jemand aus unseren ungebildeten Volksschichten nach der Stammeseinteilung der Deutschen, was doch nichts anderes ist, als was ich von jenen „Wilden" wissen wollte — ich möchte einmal sehen, welche Antwort der Forscher bekäme.

Die unausgesetzte Häufung derartiger Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt hat es mit sich gebracht, daß ich vom ersten Tage meines Aufenthaltes in Massassi an bis zum letzten Tage meines Aufenthaltes in Mahuta nie weniger als 12 Stunden unausgesetzt und nach meiner Gewohnheit schnell zu arbeiten gehabt habe. Manche Woche hindurch sind es 14 Stunden geworden, und oftmals habe ich morgens $^1/_2 7$ Uhr das Tagewerk begonnen, um erst gegen Mitternacht todmüde auf mein Feldbett zu sinken. Dem Einwurf, ich hätte es mir doch bequemer machen und auf die Forschungsarbeit eine längere Zeit verwenden sollen, muß ich entgegnen, daß das unmöglich war. Der Neger des Südostens ist der begeistertste Ackerbauer, den man sich denken kann. Während der ersten Monate der Trockenzeit hat er auf seinem Acker nichts zu tun; da kann er Feste feiern und Bier trinken, so viel er will; beides tut er auch in reichlichem Maße. In dieser Zeit der Muße ist der Eingeborne gern erbötig, sich dem weißen Ausfrager zur Verfügung zu stellen, sei es aus angeborener Liebenswürdigkeit oder aber in der Hoffnung auf eine freigebige Entlohnung. Naht indessen die Regenzeit, so wird das Bild anders; der Neger feiert keine Feste mehr, denn alle überflüssigen Vorräte sind längst in Speis' und Trank angelegt; er wird von Woche zu Woche merklich unruhiger; schließlich aber fiebert er förmlich auf die Zurichtung des Ackers. Erklärlicherweise ist er von jetzt ab für den Europäer nur noch schwer oder auch gar nicht mehr zu haben. Die Umwohner von Mahuta waren freiwillig und ohne Widerrede lange Zeit hindurch selbst von weither zu mir gekommen; kaum aber waren die ersten Regen gefallen, da ließ sich kein Mensch mehr sehen. Hätte ich damals nicht schon mein wissenschaftliches Schäfchen ins Trockene gebracht gehabt, so hätte ich mit leeren Platten, Walzen und Films und leeren Notizbüchern von dannen ziehen können. Bis zu einer neuen Trockenzeit aber auszuharren, lag weder im Plan der Expedition, noch wäre es mir persönlich möglich gewesen. Also, ein festes und rasches Zugreifen, solange sich die Gelegenheit bietet oder soweit man sie sich selbst schaffen kann, ist bei Expeditionen wie der meinigen unter allen Umständen am Platze.

Um auf die Wamuera-Sippennamen zurückzukommen, so sind es folgende:

3. Wambinga.
4. Ndambaliro.
5. Mwanamembe.
6. Banali.
7. Bamuende.
8. Banachiputa.
9. Bankoro.
10. Mwanachijinga.
11. Mwanakambona.
12. Achimariwiche (Jao-Wort?).
13. Anachijehe (desgleichen?).

Mannbarkeitsfeste bei den Makua und den Makonde.

In ihren Grundzügen ähneln diese Feste denen der Jao durchaus, doch bestehen immerhin so viele verschiedene und verschiedenartige Einzelzüge, daß es nötig erscheint, den Verlauf in der Vollständigkeit wiederzugeben wie er mir von meinen Gewährsleuten berichtet worden ist.

Knabenbeschneidung (Lupanda) bei den Makua.

Das Fest beginnt damit, daß der Dorfälteste jung und alt zusammenholen läßt und ihnen verkündet: „Wir wollen dieses Jahr Lupanda bei uns haben". Es erfolgt dann eine eingehende Beratung, welche Knaben beschneidungsreif sind und welche nicht. Wie überall im ganzen Gebiet wird das Unyago nicht alljährlich gefeiert, sondern man spart es sich bis nach einer außergewöhnlich reichen Ernte auf. Ist man sich über die Wahl der betreffenden Knaben schlüssig geworden, so schreitet man zur Wahl ihrer Mentoren; sie heißen im Kimakua wamila (kijao: wamichira, kimakonde: wamchira).

Nach diesen Vorbesprechungen liegt dem weiblichen Teil der Dorfschaft ob, Mehl in großen Mengen herzustellen und auch sonstige Vorräte vorzubereiten, sowie neues Zeug zu kaufen. Nunmehr fangen die Wamila an, einen Hüttenring zu bauen. Einen solchen, von einem frühern Lupanda stammenden, fand ich in Trümmern vor Akundondes Dorf, einen bei dem gegenwärtigen Lupanda gebrauchten, erst vor wenig Wochen gebauten, eine

halbe Stunde hinter derselben Siedlung (Taf. 40 Abb. 3). Die Hütten waren sehr primitiv aus Knüppeln, Stangen und Stroh hergestellt und bildeten in ihrer Gesamtheit einen Ring von nicht weniger als 50 Metern Durchmesser. Schon bei diesem Bau geht es lustig her; es wird getanzt und Bier getrunken.

Nach Vollendung des Hüttenrings geht der Oberleiter mit einer Anzahl von Männern in das Pori hinaus, um einen bestimmten Baum nyumbu zu suchen. Hat man ihn gefunden, so klettert einer hinauf und haut einen möglichst vielgegabelten Ast ab. Dabei singen alle:

„mtenjera kumlole, mtenjera, o mtenjera!"

Mtenjera heißt nämlich der Hauptzweig in diesem Stadium; später, auf dem Festplatz selbst, heißt er lupanda. Nach ihm heißt die ganze Zeremonie lupanda. *) Vorsichtig wird der Zweig aus dem Baum herabgereicht und einem Mann übergeben. Der trägt ihn nach dem Festplatz, wobei wieder alle singen. Auf dem Platze tötet der Oberleiter ein Huhn und läßt dessen Blut in eine Schale laufen. In einer anderen Schale zerreibt er Holzkohle zu Pulver; in einer dritten Schale zerreibt er einen rötlichen Ton (ngana) ebenfalls zu Pulver. Mit diesen drei Farben, dem Blut, der Kohle und der Tonerde, färbt er nun den Lupanda-Ast mittelst des hineingetauchten Zeigefingers ringweise rot, schwarz und rot. Nach dieser Zeremonie gräbt man in der Mitte des Festplatzes ein Loch, auf dessen Boden eins der bekannten Baumrinden-Amulette (Taf. 31 Abb. 8) gelegt wird. Die Rindenstücke, an denen auch etwas von dem Stammholze sitzen geblieben ist, sind mit den Flachseiten gegen einander gebunden. Über dem Amulett schließt man das Loch, auf dem ein kleiner Hügel aufgeworfen wird. In den pflanzt man dann den Lupandazweig ein und stampft die Erde fest. Auf dem Festplatz bei Akundonde war dieser winzige Hügel noch klar zu erkennen.

Beim Zuwerfen des Loches singen die den Oberleiter umgehenden Männer das Lied:

„Kwende mkalole malembe galelo, akunokono kupita wekua akunokuno kutaga utandi kunlole malembe."

Leider habe ich in der Überfülle meiner hundertfältigen Arbeit versäumt, mir die Übersetzung dieses Liedes zu besorgen, doch läßt sich dieser Fehler sicherlich noch in irgend einer Weise nachholen.

Auf dem Festplatz war auch noch eine andere kleine Erderhöhung; sie wurde „chiundaunda" genannt. Dieser kleine Hügel ist der Platz für den Sitz des vornehmsten der Knaben. Um ihn herum hätten, nach Aussage meiner Gewährsleute, ganz ähnliche Holzklötze in einem Kreise herumgestanden wie ich sie früher bereits bei Matola gesehen hatte (Taf. 39 Abb. 2). Auch unter diesem Zentralsitz befindet sich in einem Erdloch Medizin; sie hat der Oberleiter vergraben, nachdem er vorher alles Volk in den Wald vertrieben hat. Erst nachdem er den Hügel vollkommen in Ordnung gebracht hat, kehren die anderen Männer zurück und stellen nun ihrerseits den zentralen Sitz wie auch die peripherisch um ihn herum geordneten anderen Holzklötze auf. In der folgenden Nacht schläft der Oberleiter in einer der Abteilungen des Hüttenrings mit seiner Medizin allein.

Am nächsten Mittag bringen die Wamila die Beschneidungskandidaten heran. Diese nehmen jeder in seinem Hüttenabteil Platz und sehen dem nun beginnenden Masewetanz der Erwachsenen zu. Dieser Tanz dauert die ganze Nacht hindurch, wobei die Knaben in ihren Hütten schlafen.

Der nächste Tag beginnt wieder mit neuem Tanz. Darauf gehen der Oberleiter und die Wamila mit den Knaben tief in den Busch. Hier im Busch erfolgt nunmehr die Operation, bei der das Präputium lang vorgezogen und mit einem Rasiermesser glatt abgeschnitten wird. Operateur ist der Oberleiter. Das abgeschnittene Hautstück wird einfach weggeworfen. An der Wunde wird einstweilen nichts gemacht. Die Knaben schlafen im Walde unter Oberaufsicht ihrer Wamila; der Oberleiter aber geht heim, um sein Honorar in Gestalt von Hühnern, Nahrungsmitteln, Kattun usw. zu empfangen.

Während die Knaben und ihre Mentoren noch im Walde sitzen, wird von den Männern des Dorfes an einer bestimmten Stelle eine Hütte gebaut. Ist sie fertig, so gehen die Erbauer weg. Jetzt tragen die Wamila ihre Opfer in diese Hütte hinein und legen jeden einzelnen auf ein primitives, aus Hirsehalmen und Stroh kunstlos bereitetes Lager. Erst von nun an tritt eine wirkliche Behandlung der Operationswunde ein, indem der Penis mittelst einer Binde, die um den Hals oder die Hüfte befestigt ist, hochgelagert wird. Vorher hat man zwischen die beiden Knie ein Querholz gelegt, um das Schließen der Schenkel zu verhüten. Ständige Lage der Knaben ist die Rückenlage. Als Trockenmittel wird Rindengeschabsel auf die Wunde gestreut. Diese heilt im Laufe von drei bis vier Wochen zu, sofern nicht Komplikationen eintreten.

Sobald die Patienten einigermaßen wohlauf sind, beginnt der Unterricht in den Sexualia, sowie in allgemeinen und speziellen Verhaltungsmaßregeln. Eine strenge Vorschrift ist auch hier, daß keiner von nun an mehr in seiner Mutter Haus gehen dürfe, ohne zuvor seine Ankunft zum mindesten laut hinein-

*) Bei den Jao heißt die Knabenbeschneidung ebenfalls lupanda (dialektisch auch lipanda); man wird annehmen müssen, daß auch bei jenem Volk ein solcher Baumast dieselbe Rolle spielt wie bei den Makua; gesagt hat man mir nichts davon.

gerufen zu haben. Dieser Unterricht dauert, bis alle heil sind. Im übrigen ist die Grundtendenz aller Lehren die eines wackern Draufgehens und einer großen Keckheit im Verkehr mit dem anderen Geschlecht.

Ist auch der letzte Patient gesund, so tritt ein Verfahren ein, das fast genau dem bei den Jao üblichen gleicht; man rasiert den Knaben die Köpfe und läßt ihrem Körper die auch hier sehr nötige, gründliche Waschung angedeihen. Der Oberleiter muß dabei sein. Nach der Reinigung bekommen die Knaben neues Zeug und werden mit Öl eingerieben. Dann wird die Liegehütte verbrannt.

Auch das Schlußfest daheim ist fast genau wie bei den Jao. Noch vor der Rückkehr der Knaben haben die Frauen viel Speise und Trank vorbereitet und Geschenke für die Lehrer auf dem Festplatze zurechtgelegt. Am Morgen des Festtages kommen die neu eingekleideten Knaben in langem Zuge aus dem Walde heraus auf den Festplatz herangezogen; jeder mit seiner Kakala (Taf. 46 Abb. 3) in der Hand, die sie alle in einem bestimmten Rhythmus schwingen. Sodann beginnt das Gelage und die Verteilung der Geschenke an die Lehrer. Ohne bestimmte Vorschriften für den nunmehr mannbar Gewordenen geht es natürlich auch jetzt noch nicht ab; er darf seinen Lehrer nicht anreden, ohne ihm vorher, gleichsam als Auslösung, ein Huhn überreicht zu haben; erst dann darf er ihn ansprechen.

Knaben-Unyago (Likumbi) bei den Makonde.

Meine hauptsächlichsten Gewährsleute sind für diesen Teil meiner Forschungen der Makondehäuptling Mponda aus der weiteren Umgebung von Newala, sodann die gewohnte Garde der alten Männer, die sich während meines Aufenthaltes in Newala fast täglich um mich versammelte, und der Akide Sefu gewesen. Sefu war zwar ein Suaheli aus Ssudi, aber ein aussgezeichneter Kenner seines Newalenser Bezirkes.

Das Fest beginnt mit dem Ankauf von neuem Zeug seitens der Häuptlinge; gleichzeitig berufen diese den Oberleiter Munchira. An einem bestimmten Tage kommen dann alle kleinen Häuptlinge zusammen und bauen eine runde Hütte im Dorf. Darauf gehen sie alle weg und suchen Medizin im Busch, meist wohl wieder Wurzeln, die ja hier für alle derartigen Zwecke zumeist in Frage kommen. Nach erfolgreichem Suchen kommen sie auf den Festplatz zurück und gehen nunmehr rückwärts in die Beschneidungshütte „likumbi“ hinein. Von dieser Hütte heißt die ganze Knabenbeschneidung bei den Makonde likumbi.

In der Hütte wird die Medizin niedergelegt; darauf gehen alle spazieren. Gegen Abend nehmen sie die Medizin, schälen sie ab und geben sie einem Weibe zum Stampfen im Mörser. Der Munchira nimmt den Medizinbrei und streicht ihn fünf bis sechs Männern tupfenweise auf den linken Arm. So sitzt man bis in die Mitte der Nacht, dann steht man auf. Der Munchira beginnt zu trommeln; alles strömt aus den Hütten, groß und klein. Man schießt und tanzt bis 2 Uhr am nächsten Nachmittag. Um diese Zeit holt der Festgeber, wenn man so sagen darf, der Häuptling, in dessen Gemeinde das Fest stattfindet, das vordem gekaufte Zeug, zerschneidet es in kleine Stücke und verteilt es an die Tanzenden. Heutzutage sollen bis zu 30 Rupien (= 40 Mark) und noch mehr für Zeug angelegt werden; auch Salz und andere Gebrauchsgegenstände nehmen hier den Charakter des Festgeschenkes an.

Nach dieser Geschenkverteilung hält der Munchira an alle Anwesenden eine Ansprache des Inhalts, daß, wenn die gezeichneten fünf oder sechs Männer es sich fortan einfallen lassen sollten, sich mit den Frauen anderer abzugeben, oder aber zu stehlen oder zu rauben, oder sonst etwas zu tun, was den anderen als Vergehen angerechnet werden würde, daß niemand diesen Männern etwas nachsagen oder sie gar belangen dürfe. Die sechs sind mit anderen Worten bis auf weiteres sakrosankt. Dafür müssen sie nun aber 3 Monate lang alle Mitternacht die Trommel schlagen. Während dieser Monate bekommen sie und auch der Munchira aber von der ganzen Gemeinde feines Essen, Hühner und dergleichen geliefert.

Sind die drei Monate herum, so wird viel Pombe gemacht. Diese ist für die Brennholzsucher bestimmt. Das sind Männer, die morgens in den Busch gegangen sind, um trockenes Holz zu schlagen. Dieses Holz haben sie an Ort und Stelle auf einen Haufen aufgestapelt und es sodann verlassen, um es erst abends unter vollkommenem Stillschweigen auf den Festplatz in die Nähe der Likumbihütte zu schleppen. In dieser Hütte steht ein Chihero, ein kleiner runder Deckelkorb, in dem sich Medizin befindet. In diesen Chihero spuckt nun jeder Brennholzsucher etwas von der eingangs erwähnten Festpombe. Die Pombe trifft dabei die im Korbe befindliche Medizin. Diese ist vorher von einer bestimmten Frau im Mörser zerstampft worden. Diese Frau nimmt nun das Ende einer langen Zeugbahn; darauf geht sie aus der Hütte, den Chihero auf dem Kopf, das Zeug hinter sich herziehend. Hinter ihr gehen die Brennholzsucher und tragen das Zeug, wie man eine überlange Schleppe trägt; sie heben es vielleicht gar über den Kopf empor. Vorne, neben der Frau, geht der Munchira. Man umzieht die Hütte. Ist der Umzug vollendet, so nimmt der Munchira

den Anfangsteil der Zeugbahn und wickelt sie um den Chihero. Den hält er an das rechte Ohr; er setzt ihn auf die Schulter, dann auf die Hüfte, dann aufs Knie, dann auf die Außenseite des Knöchels. Darauf nimmt der Munchira das ganze Zeug und den Chihero als sein Honorar an sich.

Nunmehr schläft man bis nachts 1 Uhr um den Holzstoß. Der wird um diese Zeit angezündet, wobei der Munchira die Flamme mit einer andern Medizin fächelt. Aber sehr bald löscht man das Feuer wieder aus; doch ebenso bald zündet der Munchira es von neuem an. Sobald der Holzstoß gut brennt, läuft der Munchira rund um ihn herum und freut sich sehr. „Ich wünsche," ruft er, „daß die Wunden der Knaben bald heilen werden und daß der Häuptling viel Glück mit den Knaben haben möge." Darauf bindet er einen weißen Lappen an eine lange Stange; damit fächelt er das Feuer fernerhin. Um dieses stehen nun alle Leute die ganze Nacht herum. Am Morgen geht der Munchira weg, um seines Amtes als Beschneider zu walten. Zuerst geht er zu den entfernteren Weilern; später zu den näher gelegenen.

Die Operation selbst erfolgt wie bei Jao und Makua im Pori; „Kwikonde" sagen die Wajao, „im Busch". Die Rolle der Mentoren, bei den Makonde „Walombo" genannt, ist genau dieselbe wie bei den beiden anderen Völkern. Die Operation selbst erfolgt in der Weise, daß das Präputium hoch- und vorgezogen wird, um dann mit einem raschen Schnitt schräg von oben nach unten abgetrennt zu werden.

Vor den Knaben der entfernteren Dörfer haben die des Festortes einen bestimmten Vorzug: sie werden vor der Operation durch den Munchira zusammengeholt und ringsum an das heilige Feuer gestellt. Dafür müssen ihre Angehörigen ihm eine Extraspende an Zeug verabreichen.

Die Behandlung der Knaben nach der Beschneidung ist ganz ähnlich wei bei den übrigen Stämmen; nur kommen sie hier dorfweise in je ein Liegehaus, in dem sie die üblichen drei Monate verbringen. Der Penis wird zum Zweck der Hochlagerung in eine nhata gelegt, einen Ring von Wurzeln, der mit einer Schnur an den Hüften befestigt ist. Als Trockenmittel wird die pulverisierte Rinde des Mpepe-Baumes verwandt.

Auch der Unterricht hat den bei den anderen Völkern üblichen Inhalt. Tag für Tag werden den Knaben dieselben Verhaltungsmaßregeln gegeben. „Mit dem Likumbi," heißt es, „ist eure Jugend aus; trefft ihr ein Weib, so dürft ihr Euch ihm dreist nähern. Nur in das Haus eurer Eltern dürft ihr nicht ohne weiteres hineingehen, sondern müßt Euch erst laut melden. Auch müßt ihr von jetzt ab stramm in den Feldern arbeiten."

Beim Schlußfest ist alles wie wir es sonst kennen gelernt haben; nur ein Novum tritt hinzu: der Maskentanz.

Die Maskentänze.

Über diese Maskentänze war bis zu meiner Reise, soweit ich die Literatur übersehen kann, fast nichts bekannt; die größeren Museen besaßen wohl ein paar Exemplare dieser merkwürdigen Masken, aber man wußte mit ihnen nichts Rechtes anzufangen. Zunächst fiel mir auf, wie schwierig die Stücke zu erwerben waren; an eine Beobachtung ihres Gebrauchs wagte ich daher in den ersten Monaten meiner Expedition gar nicht zu denken. Wenn ich trotzdem das Glück gehabt habe, eine ganze Reihe solcher Maskentänze beobachten und im Bilde festhalten zu können, so verdanke ich das vor allem der Liebenswürdigkeit des Akiden Sefu von Newala, der stets wußte, wo innerhalb seines Bezirkes ein Mannbarkeitsfest gefeiert wurde, und der obendrein noch gefällig genug war, stets selbst mit zu marschieren, mir den Zutritt zu erwirken, die nötigen Erklärungen zu geben, vorkommende Lieder zu übersetzen, kurz, der es mir möglich gemacht hat, so Manches zu sehen und zu hören, woran ich ohne ihn unzweifelhaft hätte vorübergehen müssen.

Die Makondemasken sind in Ostafrika etwas ganz Vereinzeltes. Die Mawia auf dem anderen Rowumaufer sind vielleicht ebenfalls ein Maskenvolk, aber von ihnen weiß man so gut wie nichts. Als Schnitzer müssen die Mawia indessen weit höher stehen als ihre Verwandten auf dem Makondeplateau; dafür spricht nicht nur die außerordentliche Zierlichkeit der kleinen Holzbüchsen (mitete), sondern auch die fast porträtähnliche Treue einiger von ihnen herrührenden Tanzmasken, die ich gelegentlich erwerben konnte. Sie sind auf Tafel 44, Abb. 4, 5, 6 abgebildet.

Die Makondemaske stellt in der größern Mehrzahl der Fälle das Frauengesicht dar; von dem verbleibenden Rest entfällt wieder der größere Teil auf Männergesichter; ein weiterer Teil auf die Darstellung des bösen Prinzips, des Scheitani oder Satans; der letzte kleine Rest endlich auf die Darstellung von Tierköpfen. Die Taf. 43 Abb. 4—6, Taf. 45 Abb. 1—6, Taf. 44 Abb. 1—8 und Taf. 21 Abb. 2 geben aus den Masken meiner Sammlung eine Auswahl. Wirklich naturalistisch sind nur verhältnismäßig wenige; meist waltet ein gewisser Schematismus vor. Als wirkliche Porträtmasken sind mir nur drei oder vier verkauft worden, darunter das Porträt des Hamodi, eines Makonde-Großen, der im letzten Aufstand eine gewisse Rolle gespielt haben muß, denn um ihn hatte sich schon wenige Monate nach diesem Aufstand ein wahrer Legendenkranz ge-

bildet. Unter anderm hieß es, er habe sich einen anderen Namen gegeben; statt Hamodi habe er sich Pandamutwe genannt. Das bedeutet, daß er die friedlichen Leute d. h. alle diejenigen, die nicht mit ihm gegen die Deutschen fechten wollten, nicht in Ruhe lassen wolle. Wenn sie wirklich pflanzen wollten, so besagt der Name, so sollten sie auf seinem Kopfe pflanzen (kupanda = pflanzen, mutwe = Kopf). Nach der Maske (s. Tafel 44 Abb. 3) ist Hamodi oder Pandamutwe nicht gerade ein Ausbund von Schönheit gewesen, er muß vielmehr, selbst wenn sein Bildnis stark übertreibt, im Besitz einer außerordentlichen Prognathie gewesen sein.

Unter den Porträtmasken kehrt noch einmal ein Hamodi wieder; er wurde mir als ein früherer Wali von Lindi hingestellt. Ob es einen Wali dieses Namens je gegeben hat und ob er gar vielleicht mit dem dickmäuligen Hamodi vom Makondeplateau identisch ist, habe ich nicht feststellen können; in den Porträts zum mindesten besteht nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander.

Im Gebrauch stimmen alle Makondemasken überein; sie finden an gewissen Abschnitten des Unyago Verwendung und haben insonderheit den Endzweck, die mannbar werdenden Mädchen zu ängstigen. Das wurde mir immer wieder geantwortet, so oft ich auch nach dem Zweck der Masken fragte. Diese Antwort wird in ihren Grundzügen unzweifelhaft richtig sein, doch bezweifle ich, daß sie allen Zwecken der Maske gerecht wird. Stuhlmann schildert diesen auf Grund seines Besuchs des Rowumaunterlaufes folgendermaßen:*) „Sehr auffallend in der ostafrikanischen Ethnographie sind die Gesichtsmasken der Makonde, flache, ovale Holzgebilde mit schmaler, wenig vorspringender Nase und angeklebten Bart- und Augenbrauenhaaren. Es sind stets zwei bestimmte Typen: eine mit kleinen Ohren wird als männlich, eine mit weit abstehenden als weiblich bezeichnet. Die bei den Leuten selbst vorhandenen sind mit Laterit, andere, an der Küste nachgemachte, mit Fuchsin gefärbt. Über die Bedeutung dieser Masken gefragt, geben die Leute an, daß sie bei dem Pubertätsfest eines jüngeren Mädchens benutzt werden. Nach einem Fest mit Essen und Bier, und nachdem das betreffende Mädchen eine Zeit lang zurückgezogen gelebt hat, wird es auf einen freien Platz geführt, hingelegt und mit einem Tuch bedeckt. Zwei junge Leute verkleiden sich nun mit diesen Masken und ziehen oft auch noch einen Grasschurz über ihre Kleidung. So als »Mann und Weib« stellen sie sich vor das verhüllte Mädchen, dem man dann »die Augen öffnet«, d. h. das Tuch abhebt. Dem sehr erschrockenen Mädchen wird nun ein Tanz dieser Männer vorgeführt, womit die Feier endet. Näheres konnte ich nicht erfahren über Gebrauch, Verbreitung und Bedeutung der Masken. Sie scheinen mir nur nördlich des Rowuma vorzukommen."

Dieser Schilderung kann ich im großen und ganzen zustimmen, mit der Maßgabe allerdings, daß die Typen nicht auf zwei beschränkt sind, sondern daß es ihrer zum mindesten vier gibt (s. oben). Für die Echtheit und das immerhin ehrwürdige Alter der von mir gesammelten Masken spricht es, daß mit Fuchsin gefärbte unter ihnen kaum vertreten sind, was unzweifelhaft darauf beruht, daß ich nicht an der Küste und in deren Bereich zu sammeln brauchte, sondern meine Schätze tief im Lande zusammentragen konnte. Das von Stuhlmann angeführte Fest mit Essen und Bier ist das bei allen Völkern dieses Gebietes gefeierte Schlußfest des Mädchen-Unyago, das ja in der Tat den Abschluß der langen Zurückgezogenheit der Mädchen bildet; nur habe ich an den beiden Tagen, wo ich an einem Makonde-Chiputu in dem in der Nähe von Newala gelegenen Dörfchen Niutschi und an dem Wamatambwe-Unyago in dem südlich von Newala gelegenen Dorf Mangupa teilgenommen habe, nicht feststellen können, daß die Mädchen auf einem freien Platze hingelegt und mit einem Tuch überdeckt wurden. Dieses Überdecken geschah dort in anderer Weise; wie wir bei der späteren Schilderung dieser Feste sehen werden, traten die Festjungfrauen zunächst in Aktion, indem sie entweder mit zugehaltenen Augen an der dem Festplatz abgewandten Seite der Festhütte kauerten, oder aber, indem sie Gesicht und Oberkörper dicht mit bunten Tüchern verhangen hatten. In Mangupa habe ich das Auftreten von Maskentänzern nicht mehr abwarten können, da die Zeit zu stark vorgeschritten war; in Niutschi hingegen erschienen zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht nur zwei Paare gewöhnlicher Maskentänzer, sondern obendrein auch noch ein fünfter, der seine Evolutionen auf hohen Stelzen ausführte. Auch ob den Mädchen das Tuch genau im Augenblick des Erscheinens der Masken abgenommen worden ist, oder ob das bereits früher geschehen war, habe ich nicht feststellen können; dazu war die Menschenmenge auf dem engen Festplatz zu groß; auch war den Makondefrauen dieses Dorfes jede Annäherung meinerseits sichtlich unangenehm. Soviel steht jedoch fest, daß die Mädchen beim Tanz der Masken selbst schon unverschleiert da saßen.

Auf den eigentlichen Endzweck der Masken und der Maskentänze deutet die Art der Maskierung offenkundig selbst hin. Stuhlmann hat Recht mit der Angabe, daß nur Männer als Maskentänzer auftreten; daß Frauen sich verkleideten, habe auch ich niemals

*) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten a. d. deutschen Schutzgebieten X (1897) S. 186 ff.

gehört. In allen von mir beobachteten Fällen — auch in Newala und Mahuta habe ich Gelegenheit gehabt, Maskentänzer vor mir auftreten zu sehen — waren es junge Burschen von 16 bis 20 Jahren, die in das Mädchen-Unyago eingriffen. Die Maske selbst wird natürlich vor dem Gesicht befestigt. Das geschieht nicht mittelst einer Schnur, sondern indem man sie an ein Kattunstück annäht, das dann fest über den Hinterkopf gezogen wird und gleichzeitig auch den ganzen Oberkörper umhüllt. Zu dem Zweck sind die Maskenränder alle mit mehr oder minder feinen Löchern versehen. Die Bedeckung des Oberkörpers ist vollkommen; von dem daruntersteckenden menschlichen Körper ist nichts zu erblicken. Das Gleiche gilt auch von den Beinen und Füßen, auch sie sind gänzlich mit bunten Kattunen umhüllt; ja selbst die langen Stelzen der Stelzentänzer sind mit Kattun umnäht. Dergestalt ruft die ganze Figur den Eindruck eines grotesken Kattunbündels hervor, aus dem sich das lateritfarbige Holzgesicht der Maske mit dem weitvorstehenden weißen Pelele oder dem stark stilisierten Schnurrbart — diese männliche Zier wird meist durch ein paar keck nach beiden Seiten hin stehende, lange Schweinsborsten dargestellt — gar seltsam hervorhebt (Taf. 45 Abb. 4). Grasschurze, wie sie Stuhlmann erwähnt, habe ich nicht zu Gesicht bekommen.

Über Art und Inhalt der Tänze ist schwer zu urteilen; dazu bedarf es doch eines längern Aufenthalts im Lande und einer weit häufigern Teilnahme des Forschers an solchen Festen. Mein Kinematograph hat boshafterweise fast immer in diesen wichtigen Momenten versagt, so daß ich von diesen Maskentänzen gerade nur eine, allerdings vorzüglich gelungene Aufnahme mit heimgebracht habe. Diese Aufnahme zeigt nun wieder etwas Neues und vordem ganz Unbekanntes; das ist nämlich die Nachahmung des Frauenkörpers nicht nur durch die Gesichtsmaske allein, sondern obendrein auch noch durch eine aus Holz gefertigte Nachbildung der gesamten Brust- und Bauchpartie. Tafel 43 Abb. 1, 2, 3 geben ein paar Abbildungen dieser merkwürdigen Gegenstände. Auch sie werden mittelst Schnüre an meist rotbunten Kattunstoffen befestigt und von dem Träger an seiner vordern Rumpfseite getragen.

Der von mir im Kinematographen festgehaltene Tänzer dieser letztgeschilderten Art trat allein auf; er bewegte sich, wie das ja bei Naturvölkern sehr häufig die Regel ist, nur wenig von der Stelle, sondern legte das Hauptgewicht seiner körperlichen Bewegungen mehr auf Gesten der verschiedensten Art und auf rotierende Bewegungen der Gesäßpartie. Ganz ähnlichen Charakters waren auch die in Niutschi beobachteten Tänze, nur daß hier je eine Männermaske und eine Frauenmaske paarweise einander gegenüber traten, ohne sich indessen streng an den Ort zu binden. Oftmals vielmehr tänzelte und sprang der Mann von dannen, um sich dem ringsum dichtgescharten Volke zu zeigen; dann wieder blieb der Mann stehen, während seine Dame davonhüpfte (Taf. 42 Abb. 1). Im großen und ganzen verfolgen nach meinem Dafürhalten alle diese Maskentänze die Tendenz, dem Zuschauer die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau ad oculos zu demonstrieren. Daß sie bei diesem Charakter gerade mit dem Unyago aufs engste verknüpft werden, spricht nur für diese Ansicht, denn dieses Unyago hat ja doch den ausgesprochenen Hauptzweck, die jungen Menschenkinder beiderlei Geschlechts auf die Geheimnisse des Geschlechtslebens vorzubereiten. Wenn das zu einem Teil in dieser geheimnisvollen Weise, unter Aufwendung vermummter, völlig unkenntlicher Masken und in furchterregender Weise geschieht, so entspricht das nicht nur vollkommen dem Bilde, das wir seit langem von der Psyche der Negerrasse besitzen, sondern auch den Grundzügen, wie wir sie fast überall in der Welt der Naturvölker vorfinden.

Ob der Stelzentanz hier im Südosten Deutsch-Ostafrikas autochthon und alt, oder ob er entlehnt und neu ist, habe ich nicht erfahren können. Überraschend war mir das Vorkommen des seltsamen Gehwerkzeuges in diesem entlegenen Erdenwinkel jedenfalls im höchsten Maße, hatte ich doch bis dahin der Anschauung gelebt, daß die Stelze auf unsern Kulturkreis, auf Ostasien, die Markesas und auf das äquatoriale Westafrika, nämlich die Länder um die Ogowe-Mündung beschränkt sei. Nun sah ich sie auch hier, und nicht einmal gar selten. In Tschingulungulu hat mir einmal ein Mann ohne Vermummung etwas vorgetanzt, der war aber „bestellt"; sonst habe ich Stelzen und Stelzentanz immer nur in Verbindung mit dem Unyago-Tanzkostüm gesehen; selbst in Mahuta, wo das Volk ja auch wie zu einer Schaustellung zusammenströmte, war die himmelhochragende Gestalt der Stelzentänzer stets mit Holzmaske und Kattunkostüm geschmückt.

Zu choreographischen Glanzleistungen oder überhaupt zu lebhaften Körperbewegungen ist der auf Stelzen aufgebaute menschliche Körper erklärlicherweise nur wenig befähigt; untersucht man nun aber die Befestigung dieser ostafrikanischen Stelzen an den Beinen ihrer Herren, so begreift man sofort, daß diese von wirklichen Kunststücken von vornherein absehen müssen. Unsere europäischen Stelzen, auch die der Markesas, besitzen allesamt einen soliden, breiten Tritt, auf dem die Fußsohle ruht. Bei der Makondestelze fehlt der gänzlich; hier ist eine Ruhe-

fläche für die Fußhöhlung lediglich dadurch hergestellt, daß man den obern Teil der Stangen, die oft 1 bis 1½ Meter lang und bis unterarmstark sind, auf die Länge des für sie bestimmten Unterschenkels längs halbiert und die eine Hälfte mit dem Messer wegschneidet. Dann bleibt an der Basis des entstehenden Absatzes eine halbrunde Fläche (Taf. 46 Abb. 4b). Das ist der gewünschte Tritt; aber wie winzig ist er! Kaum von der Größe eines halben Fünfmarkstückes. Dazu hat der Stelzenmann keine Schuhe oder Sandalen an den Füßen, sondern unvermittelt preßt sich der Außenrand der nackten Fußsohle auf das scharfkantige Holz. Zwar wickelt der Tänzer seine Unterschenkel mit Schnüren und Stoffstreifen fest an die Stelzen an, so daß der Fuß nicht so leicht von der schmalen Standfläche abrutschen kann, aber wie schmerzhaft muß das Stelzentanzen unter diesen Umständen gleichwohl sein! (Taf. 46 Abb. 4a). Lange hat es keiner ausgehalten, jeder dieser Stelzenmänner suchte vielmehr stets schon nach 10 oder 15 Minuten einen Halt, ein Hüttendach oder eine passende Baumgabelung, auf die er sein Schwergewicht für einige Zeit übertragen konnte.

Also, Beweise einer besonderen Kunstfertigkeit auf diesen primitiven Geh- und Tanzwerkzeugen darf man demgemäß nicht erwarten. Das ist aber auch gar nicht der eigentliche Endzweck des ganzen Auftretens, das ganz unzweifelhaft und ausschließlich auf eine einfache Verstärkung oder Potenzierung des Endzwecks der gewöhnlichen Masken hinausläuft. In der Tat sollen auch sie schrecken; sie sollen Furcht und Entsetzen erregen, besonders bei dem mannbarwerdenden weiblichen Geschlecht. Dazu war der Anblick der fast 3 Meter hohen, von oben bis unten dicht vermummten Gestalt, die den Festplatz mit wenigen, gewaltigen, schier übernatürlichen Schritten umkreiste, mit dem starren, braungelben, hölzernen Gesicht bald diesem, bald jenem zunickend und die Arme wild um sich werfend, schon bei Tage vollkommen ausreichend. Um wieviel unheimlicher muß da erst ihr Anblick bei dem flackernden Feuerschein der nächtlichen Feiern wirken!

Über den Ursprung und das Alter dieser Sitte des Maskentanzes habe ich, wie gesagt, nichts erfahren können; die Eingeborenen geben, sobald sie nach solchen Dingen gefragt werden, die stereotype Antwort: das ist bei uns immer so gewesen. Schon das Vorkommen der Gesichtsmaske im Osten Afrikas wirkt befremdend; geradezu unerklärlich aber ist ihre Kombination mit der Stelze. Über frühere Völkerbeziehungen zwischen West- und Ostafrika wissen wir nichts; unsere oberflächliche Kenntnis von dem berühmten Dschagga-Zuge des 16. Jahrhunderts stößt diese Behauptung nicht um. Mir will es heute scheinen, als wenn wir dem Ursprung dieser seltsamen Makondesitten nur näher kommen können, wenn wir für sie irgendwelche, uns einstweilen noch völlig verschlossene, alte Beziehungen zwischen dem West- und dem Ostrande annehmen. Dafür spricht gar mancherlei; zunächst die ungemein weite Verbreitung der Maske gerade an der Westküste, von Angola im Süden bis Senegambien im Nordwesten. Sodann die Verwendung der Masken hier im Westen bei genau denselben Gelegenheiten und Veranstaltungen wie am Rowuma; auch sie werden, wenn auch nicht immer, so doch vorzugsweise bei den Mannbarkeitsfesten verwandt. Damit aber stoßen wir auf eine Einrichtung, die auch ich bisher für Ostafrika einfach für undenkbar gehalten hätte. Das sind die

Geheimbünde.

Es bedarf durchaus keines Hinweises, daß ich an die Existenz solcher Geheimbünde bei den Makonde von heute nicht glaube; auch den Makonde selbst ist von dem Bestehen derartiger Organisationen unzweifelhaft nicht das Mindeste bekannt. Aber sollte dem immer so gewesen sein? Von den alten Einrichtungen dieser Völker ist so manches verblaßt und vergessen oder doch wenigstens abgeschwächt; die alte Stammeseinteilung, die alten Ehegebräuche, selbst die erbrechtlichen Verhältnisse — kann und wird da nicht auch der eigentliche Ursprung dieser Masken- und Stelzentänze ebenso vergessen sein wie die Begleitumstände, die ihre Entstehung einstens bedingten? Wird nicht die alte Einrichtung der Geheimbünde dahingeschwunden sein, während alles übrige blieb? Als ausschlaggebend für die Bejahung dieser Frage sehe ich das Vorkommen gerade des Stelzentanzes in den Gebieten nördlich der Kongomündung an; dort ist die Veranlassung die gleiche, und auch der ganze Verlauf unterscheidet sich nicht im mindesten von dem im Osten; kurz, wir haben eine vollkommene Parallele. Nun ist es ein eigen Ding um ethnographische Parallelen; die Frage ist ebenso heikel wie die Kardinalfrage der Erfindung oder der Entlehnung überhaupt; aber auffallend und im höchsten Grad erstaunlich bleibt gerade der Stelzentanz hier im Osten immerhin; das läßt sich nicht leugnen.

Von einer Expedition, die nur den Bruchteil eines Jahres auf ein Gebiet von der Größe des Makondehochlandes hat verwenden können, gleich eine befriedigende Antwort auf Fragen von so fundamentaler Art wie es diese Maskenfrage ist, zu erwarten, würde einer völligen Verkennung der einschlägigen Verhältnisse gleich kommen; selbst wenn es auch ein Fachmann ist, der sich der Untersuchung unterzieht, so soll man nicht gleich abgeschlossene Ergebnisse ver-

langen, sondern sich einstweilen damit begnügen, auch seine Anregungen zu beachten und, was besser ist, sie auch zu befolgen. Die Völker in der Südostecke unserer Kolonie am Indischen Ozean sind schon rein äußerlich betrachtet eins der interessantesten Forschungsobjekte, über welches die Völkerkunde verfügt; gleichwohl hege ich die Überzeugung, daß bei einem weitern Nachgraben in dem von meinen Vorgängern und mir begonnenen Schachte sicherlich noch ganz andere ethnische Dinge zum Vorschein kommen werden als wir Vorläufer sie gesehen und gefunden haben. Dahin mag dann vielleicht auch der klare Nachweis des einstigen Bestehens von Geheimbünden mit allen ihren Begleiterscheinungen gehören, vielleicht auch der andere Nachweis, daß innerhalb der großen Bantugruppe die alten Völkerbeziehungen räumlich viel weitreichender und ethnisch viel wirkungsvoller gewesen sind als wir bisher anzunehmen gewagt haben.

Ein gemeinsamer Zug aller Geheimbünde ist es, daß sie sich entweder auf die Männerwelt beschränken oder aber bei ihr doch viel straffer und energischer ausgebildet sind als beim weiblichen Geschlecht; wo wir Frauenbünde finden, sind sie stets nur eine schwächliche Nachahmung oder gar Nachäffung der mächtigen Vorbilder auf der anderen Seite. Mit diesem Bilde stimmt die Beschränkung des Maskengebrauchs bei den Makonde auf das männliche Geschlecht aufs beste überein. Die Geheimbünde wollen herrschen, tyrannisieren; dazu ist das Auftreten unheimlicher Erscheinungen, die noch dazu unerkannt bleiben werden, ein ausgezeichnetes Mittel. Genau das sehen wir beim Unyago auf dem Makondeplateau; es ist die tatkräftigste Jugend, die das Monopol des Erschreckens für sich in Anspruch nimmt; nie habe ich einen Alten oder ein Kind auch nur den Versuch machen sehen, sich zu maskieren. Soweit stimmen also sowohl alle meine eignen Beobachtungen wie auch die mir gemachten Angaben mit dem allgemeinen völkerkundlichen Bilde sehr wohl überein; doch wie stimmt dazu die auf Seite 111 registrierte Angabe meiner Makondegewährsmänner, daß solche Maskentänze nicht nur den Mädchen und den Frauen gegenüber als Schreckmittel angewandt werden, sondern daß sie auch am Schlußfest des Knabenlikumbi selbst stattfinden? Ehrlich gestanden, ich habe nichts darüber erfahren; gleichwohl glaube ich eine ausreichende Erklärung geben zu können.

Die Altersklassen.

Hand in Hand mit dem Wesen der Geheimbünde geht die Einrichtung der Altersklassen; ja, diese Altersklassen sind direkt als Vorbedingung des Entstehens der Geheimbünde zu bezeichnen. Es wird für alle Zeiten der größte Ruhmestitel in der glänzenden, aber leider ach so kurzen wissenschaftlichen Laufbahn unseres früh verstorbenen Heinrich Schurtz bleiben, daß er dieser Einrichtung den richtigen und wichtigen Platz in dem bis dahin so ungeordneten Gebäude unserer Soziologie angewiesen hat. Es mußte für mich, nachdem ich mich so lange Monate mit dem Wesen der exogamischen Sippe, des Mutterrechts und der Mannbarkeitsfeste befaßt hatte, von außerordentlichem Interesse sein, zu erfahren, ob nun vielleicht auch noch Spuren einer ehemaligen Altersklasseneinteilung oder gar noch die lebendige Einrichtung selbst vorhanden sei. Richtig, nicht nur Spuren waren da, sondern die Klassen selbst: Mwana heißt der Knabe, solange er Rücken und Hüfte der Mutter noch nicht verläßt oder solange er sonst noch im strengen Sinne von der Mutter abhängig ist. Kanemba (Plural Wa-) wird er während des Lebensalters genannt, wo wir ihn vulgär als Junge bezeichnen, d. h. wo er voll Tatendrang und zu allen Streichen geneigt und fähig ist. Diese Stufe leitet zu der andern des Nemba (Plural Anemba) über. Die Silbe „Ka" ist im Kimakonde wie auch in den übrigen verwandten Sprachen das Diminutivpräfix, es bezeichnet die kleinere oder jüngere Form. Also Nemba, der Jüngling, Kanemba der Knabe. Der Beginn des Nembaalters wurde mir in echt afrikanischer Weise als der Zeitpunkt bezeichnet, wo „der Bart sprosse". Nun gehört es zu den Standardlehren der Völkerkunde, der Neger habe gar keinen Bart. Wenn dem im allgemeinen so sein sollte, so müssen diese östlichen Bantu wohl eine Ausnahme bilden, denn, wie ich früher schon erwähnt habe, ist es mir mehr als einmal gelungen, gleich ganze Gruppen vollbärtiger Männer auf die Platte zu bannen. Wenn aber der erwachsene Mann einen ausgewachsenen Vollbart hat, so muß dieser Bart doch irgendwann auch einmal anfangen zu sprießen. Möglich ist es allerdings, daß der Negerbart langsamer wächst als unsrer, auch wenn er nicht später kommt als dieser, denn mir wurde als obere Grenze der Nembaklasse ungefähr das 30. Lebensjahr angegeben.

Über diesen 3 Jugendklassen bauen sich noch zwei andere auf: die der Akulungwe (Singular Mkulungwe) und der Wanikongopala (Singular Ani-). Jene umfaßt die Männer vom 30. Jahre an; diese rekrutiert sich aus den Makonde, bei denen der Bart anfängt grau zu werden.

Im ganzen haben wir demnach fünf Altersklassen. Sie bauen sich höchst merkwürdigerweise, merkwürdig wenigstens nach unseren landläufigen Vorstellungen, auf dem Unterscheidungsmerkmal der männlichen Bartzier auf. Gleich von vornherein bemerken muß ich, daß ihr Wesen und ihre Existenz

dem Fremden kaum zum Bewußtsein kommt; dem wird aber auch wohl selbst in Gegenden viel schärfer ausgeprägter Altersklassen so sein. Dennoch habe ich kein Recht, an der Existenz dieser Einrichtung der Makonde zu zweifeln; ein vollgültiger Beweis für ihr Dasein ist vielmehr außer den Klassennamen selbst die mir mehrfach gemachte Angabe, daß die Altersklassen mit dem Likumbi begännen, daß die im selben Jahr Beschnittenen zeitlebens Freunde blieben, und daß sie auch bei Besuchen oder auf der Reise stets in der Hütte ihres Klassengenossen wohnten und nächtigten.

Als ein Ausfluß dieses Alterklassenwesens müssen nun wohl auch die Maskentänze der mannbar gewordenen Knaben oder Jünglinge aufgefaßt werden. Vor diesem Augenblick der allseitig anerkannten Geschlechtsreife kannten auch sie die Masken nicht; jetzt mit einem Mal haben sie die Berechtigung erlangt, die unheimlichen Dinger nicht nur im vollen Gebrauch zu sehen, sondern diesen Gebrauch sogar selbst auszuüben; kein Wunder also, wenn dieses neue Recht nunmehr in ausgedehntem Maß ausgenutzt wird. Schon der Übung wegen ist es vonnöten. Gegen die Praxis der echten Geheimbünde verstößt auch diese Sitte nicht; im Gegenteil, auch bei denen gehören Maskentänze in engem, geschlossenen Kreise der Mitglieder zur Regel.

Über den Ursprung und das Wesen der Teufelsmasken habe ich nichts erfahren können. Dieser Mangel beruht weniger auf einer Geheimniskrämerei der Eingebornen als auf meiner andauernden Überlastung mit Forschungsangaben im allgemeinen. Die Mehrzahl aller meiner Masken habe ich in Mahuta erworben. Dieser Ort ist nun zwar der geeignetste Punkt für die Makondeforschung, aber bei mir drängte sich in die wenigen, zudem unmittelbar vor der Regenzeit liegenden Wochen so vieles zusammen, daß ich mit dem besten Willen nicht alle Gebiete der Volksforschung gleichmäßig berücksichtigen konnte. An manchen Tagen war der große, mehr als hundert Meter lange und fast halb so breite Platz der Boma dicht gefüllt von vielen Hunderten von Eingebornen, die auf Geheiß des Wali von nah und fern herbeigeströmt waren. Was gab es dann nicht alles zu photographieren, zu kinematographieren und zu phonographieren! Und wieviel Zeit nahm allein der Handel mit den Sammlungsgegenständen in Anspruch! Eine knappe, präzise Erledigung auch des kleinsten Handelsgeschäftes ist dem Neger durchaus fremd; für die geringste Kleinigkeit verlangten die Leute unter Umständen 3 oder 4 Rupien. Bot man ihnen dann eben so viel Heller, so konnte es geschehen, daß der Besitzer unter der Einwirkung des lautschallenden Gelächters, welches jedes derartige Gegengebot unweigerlich auslöste, den Gegenstand für den Bruchteil einer Rupie hergab und vollkommen befriedigt von dannen zog, denn soviel hatte er von Hause aus ja überhaupt gar nicht erwartet. Andere wieder sind immer und immer wiedergekommen, ohne ihre ursprüngliche Preisforderung herabzusetzen. Das waren die Zähen, Dickköpfigen. Ließ ich sie ruhig gewähren, indem ich völlige Gleichgültigkeit gegen ihre Kostbarkeiten zur Schau trug, so kamen sie schließlich ganz von selbst, aber doch auch erst nach langer Zeit, zu einer niedrigeren Schätzung. Psychologisch war dieses Verhalten der Neger außerordentlich interessant, aber es nahm mir doch viel Zeit hinweg und war damit sehr wohl geeignet, den unbedingt nötigen raschen Fortgang meiner Studien nachteilig zu beeinflussen. Mit diesem Übelstande wird indessen jeder ethnographische Forschungsreisende zu rechnen haben; man kann ihm nur dadurch abhelfen, daß man länger im Lande bleibt oder aber, daß die verschiedenen aufeinanderfolgenden Forscher ihre Beobachtungen gegenseitig ergänzen.

Schon das Äußere dieser Teufelsmasken (Taf. 45 Abb. 3—6) ist abenteuerlich genug. Der Gesichtsteil weicht von der Norm kaum ab; er stellt immer ein Männergesicht dar. Auch in der Ausstattung mit Haar, Schnurr- und Kinnbart bestehen kaum Unterschiede gegen die gewöhnlichen Masken; nur die „schönste" von ihnen trägt einen Bart, der mehr als ein viertel Meter lang ist und damit die übrigen Bärte um ein Vielfaches an Länge übertrifft (Taf. 45 Abb. 4). Was alle diese Scheitanimasken von den anderen unterscheidet, ist das lange Hörnerpaar, das dem obern Rande der Maske in divergenter Strahlung entwächst. An Länge sind die Hörner bei den verschiedenen Masken recht ungleich, 10 bis 50 cm lang; in der Form ahmen sie unzweideutig geradgewachsene Antilopenhörner nach. Eine Ausnahme bildet Tafel 21, Abb. 2, wo diese Hörner mehr den übermäßig in die Länge gezogenen Ohren des Sungura gleichen, des afrikanischen Hasen. Die dazugehörige Maske ist, wie die Ohren selbst, ganz weiß gefärbt; auch wieder eine Ausnahme zwischen allen anderen. Möglich ist es danach immerhin, daß diese Maske in der Tat den Reinecke Fuchs Afrikas, nämlich den Sungura, darstellt. Ob und inwieweit das ostafrikanische Bild vom Satanas im übrigen durch die Tierwelt beeinflußt ist, kann ich nicht beurteilen. Mir ist es auch nicht klar geworden, ob vielleicht der Islam in irgend einer Weise für die Herausgestaltung des Bildes herangezogen werden darf. Es scheint nicht so, denn ihm ist ja jede bildliche Darstellung etwas Fremdes, Verbotenes. Die von mir über den Scheitani befragten Eingebornen haben mir ausnahmslos

Bilder entworfen — auch wirkliche auf Papier — aus denen klug zu werden selbst dem Künstler nicht möglich war. Einmal hat der Höllenfürst zwei Köpfe, vier Arme und ein Bein; dann wieder wechselt die Zahl der Köpfe und der Arme beliebig hin und her, während er nun das andere Bein — woher es plötzlich gekommen, war dem Erzähler gleichgültig — ganz nach der Art der Nilneger, nämlich im rechten Winkel, gegen das ursprüngliche stellte, und was derartige Phantastereien mehr waren. Wenn ich meinen Koch, einen sich zwar stolz als Suaheli bezeichnenden, aber im übrigen ganz kulturunbeleckten Bondei-Mann, auf das Widerspruchsvolle seiner Teufelsschilderungen hinwies, sagte er ganz gelassen: „Ja Herr, das ist aber doch so." Gegen solch' sichere Philosophie ist nichts zu machen.

Im Gebrauch stimmen die Teufelsmasken nach meinen Erkundigungen vollkommen mit den übrigen überein; auch sie sollen nach der Anschauung der heutigen Generation lediglich dem Erschrecken dienen, wozu sie sich ja in Verbindung mit dem übrigen Kostüm auch vorzüglich eignen. Den ursprünglichen und unzweifelhaft auch tiefern Sinn dieser Tanzgeräte zu erforschen, muß ich meinen Nachfolgern überlassen.

Die letzte Klasse, die der Tiermasken, ist in meiner Sammlung leider nur zu schwach vertreten, als daß ich Schlüsse allgemeiner Art aus ihnen ziehen könnte. Meine drei Tiermasken stellen zwei Mbawala dar, den Buschbock (Tragelaphus silvaticus), und einen Affen (Taf. 45 Abb. 2). Von jenen ist die eine nun tatsächlich die sehr gute und naturalistische Nachbildung eines Mbawalakopfes, s. Tafel 45, Abb. 3, aber was bei der andern außer den kurzen Hörnern an diese Antilope erinnern soll, ist mir bis heute verborgen geblieben. Es ist ein typisches Männergesicht, das ebensogut unter die Teufelsmasken eingereiht werden könnte (Taf. 45 Abb. 5).

Von diesen Tiermasken habe ich die Affenmaske im Gebrauch gesehen. Der Träger erschien, wieder völlig in bunte Kattune vermummt, ganz nach der Art des Hundsaffen auf allen Vieren galoppierend auf der Bildfläche, dem freien Platz in der Boma von Mahuta. Sein Gesicht wurde durch die gewohnte Holzmaske verdeckt, über den Kopf und den Nacken aber fiel ein ungeheuer buschiges, braunes Fell, welches der ganzen Erscheinung in der Tat etwas Affenähnliches verlieh. Der Mann hat dann seine Künste gezeigt; ich hoffte eine mimische Wiedergabe des Gebarens irgend einer Affenart zu sehen, habe aber in den Körperbewegungen der Maske mit dem besten Willen nichts derartiges zu entdecken vermocht. Unbestreitbar war der Mann gewandt; er schlug Purzelbäume rücklings und vorlings, war überhaupt ein ausgezeichneter Parterre-Akrobat, wenn man so sagen darf, aber von mimischem Talent hatte er allem Anschein nach nur wenig an sich. Überhaupt haben mich die Neger meines Gebietes in dieser Richtung arg enttäuscht; meisterhaft nach Charakterauffassung und Darstellung war lediglich ein von drei Männern, von denen einer die Frau des andern darstellte, gespieltes Ehebruchsdrama, ebenfalls in der Boma von Mahuta. Mit geradezu verblüffender Gewandtheit und Geistesgegenwart wußte der Dritte, „der Hausfreund", nicht nur jede Gelegenheit herbeizuführen, sich der „Geliebten" in stürmischer Umarmung zu nahen, sondern sie auch in vollkommenster Weise auszunutzen. Das war aber auch alles; was ich an vorgeblichen Nachahmungen des Gebarens bestimmter Tiere gesehen habe, war alles andere als der Beweis einer scharfen Beobachtungsgabe. Das ist um so verwunderlicher, als die Leute doch sonst, sowohl in der Konstruktion ihrer Tierfallen, wie auch in der künstlerischen Wiedergabe der Tiere selbst, gerade das Gegenteil zu beweisen scheinen. Aber vielleicht habe ich nicht das Glück gehabt, gute Tierdarsteller auftreten zu sehen.

Das Mädchen-Unyago (Echiputu) bei den Makua.

Hatte mir schon die Erlangung authentischer Mitteilungen über das Mädchen-Unyago bei den Jao viel Schwierigkeiten bereitet, so schien es zunächst, als wenn ich über die entsprechenden Vorgänge bei den Makua und Makonde ganz ununterrichtet bleiben sollte; die zu dem Zweck herangezogenen Frauen waren entweder zu scheu oder auch zu wenig intelligent, um etwas auszusagen, oder aber sie wollten auch gar nicht; von den Männern aber behaupteten die meisten, mir keine genauere Auskunft geben zu können. In dieser Not bot sich mir der glückliche Zufall dar, daß eine Frau — Nawellawella hieß sie, „mir ist alles gleich" — die Hüttensteuer ihres Mannes abarbeiten mußte, was ihr natürlich sehr lästig war. Für die Erlegung der wenigen Rupien und ein überdies gezahltes Extrahonorar hat sich diese Frau dann herbeigelassen, mir zu berichten, was sie selbst wußte. Kontrolliert habe ich die Angaben an der Hand der Aussagen eines gewissen Massanyara, eines intelligenten Makuamannes, der mir überhaupt viel gute Dienste geleistet hat. Danach stellt sich der Verlauf des Echiputu, der ersten Phase des Mädchen-Unyago (vgl. das Chiputu der Jao, Seite 31) folgendermaßen dar:

Ist ein Mädchen acht oder neun Jahre, so kommt ein Mann und will es heiraten. Willigen die Eltern und auch die anderen Verwandten ein, so geht die Mutter mit der Tochter an einen unbelauschten Ort

und sagt zu ihr: „Dich will ein Mann heiraten, Du mußt alles tun was er will, auch wenn er mit Dir schläft.“ Das Mädchen und der Mann schlafen dann in der Tat zusammen.

Menstruiert das Mädchen zum erstenmal, so geht es zur Mutter und teilt ihr mit, daß Blut käme. Die Mutter sagt dann: „Du bist krank“. Abends ruft die Mutter die alten Frauen des Dorfes zusammen und sagt zu ihnen: „Wir müssen Echiputu machen“. Dann wird eine kleine Hütte von der Art der von mir in Akuchikomu gesehenen gebaut, d. h. ein kreisrundes, bis zehn Meter im Durchmesser haltendes, gegen zwei Meter hohes Bauwerk aus Stangen, Bambus und Hirsehalmen. Dies nimmt den ganzen nächsten Tag in Anspruch. Die Vollendung des Baues wird durch einen Tanz der Weiber gefeiert. Dabei werden dem Mädchen die bei allen diesen Völkern unvermeidlichen folgenden Regeln kundgetan: „Du hast jetzt Blut gesehen; Du darfst jetzt nicht bei Deinem Manne schlafen, denn das Blut ist Gift. Schläfst Du jetzt mit ihm, so stirbt er. Bist Du aber wieder gesund, so mußt Du wieder mit ihm verkehren; weigern darfst Du Dich nicht.“ Dabei geht der Tanz mit seinen unverkennbar obscönen Bewegungen ruhig weiter; man trillert und singt und ist voller Lust. Die Menstruierende aber sitzt währenddem unbeteiligt daneben in der Hütte.

Am nächsten Tage wiederholt sich das alles, der Tanz sowohl wie die Lehren. Zu einem bestimmten Zeitpunkt nimmt eine alte Frau das junge Mädchen mit sich hinaus und führt es in deren Hütte. Dort muß sich die Junge waschen; darauf bekommt sie die Lehre: „Setze Dich auf den Bettrand und ziehe an den Labia“. Damit geht die Alte weg. Unmittelbar darauf kommt der Mann der jungen Frau; er sieht das Labiaspiel, erregt sich und kohabitiert. Aber unvollokmmen; das Sperma läßt er an den Boden laufen. Darauf entfernt er sich schleunigst. Ebenso schnell ist aber auch die Alte wieder da. Mit dem Jubelruf: „Meine Echiputu ist schön gelungen“ und unter Trillern sammelt sie das Sperma mit einem Lappen auf, geht damit hinaus und deponiert ihn mitsamt der schnell zusammengekehrten Asche des Kohabitationsraumes unten in dem neben jeder Hütte befindlichen Aschenhaufen. Dabei wird der Lappen ganz unten auf dem Erdboden niedergelegt; über ihm aber wird ein 60—100 cm hoher, aus Bambussegmenten gefertigter Trichter in den Gipfel des kleinen Hügels hineingesteckt (Taf. 46 Abb. 9ab). Zu erwähnen ist noch, daß das Mädchen nach dem Geschlechtsakt geölt und neu gekleidet wird.

Mit dem Bambustrichter hat es nun eine eigne Bewandtnis; er ist gleichsam ein Maßstab der Zeugungsfähigkeit des Mannes. Tag für Tag wird die im Haushalt entstandene Asche in ihn hineingetan. Ist er schließlich voll, so muß die junge Frau auch schwanger sein; andernfalls taugt der Mann nichts; er gilt als schlecht und kann weggejagt werden.

In den Rahmen dieses Makua-Echiputu gehört auch das von mir in Akutschikomu gesehene Fest. Ursprünglich hatte ich geglaubt, die von mir dort beobachteten Szenen innerhalb der Festhütte selbst und auf dem freien Platz daneben stellten die Feierlichkeit in ihrem ganzen Umfange dar; später, nachdem ich einen genauern Einblick in das Wesen und den Verlauf des Echiputu gewonnen hatte, habe ich eingesehen, daß jener Tag nur den Schluß des Ganzen bildete; es war der Tag der Neueinkleidung, der Ölung und der Geschenkverteilung. Selbstverständlich auch des Schlußtanzes, ohne den es nun einmal nicht geht. Wenn sich im Verlauf des Akutschikomufestes einige Abweichungen von den oben gegebenen Regeln vorfinden, so will das nichts bedeuten; derartige Varianten finden sich von Ort zu Ort; zudem war Akutschikomu nach den mir gemachten Angaben kein reines Makuadorf, sondern stark mit Wajao durchsetzt.

Ganz gut stimmt mit der Schilderung der Nawellawella und des Massanyara die andere zweier alten Matambweweiber überein, die eines schönen Tages in Newala vor mir erschienen. Es waren ein paar abschreckend häßliche, skelettartig magere alte Weiber, die selbst auf die anspruchlosesten Männerherzen des Makondeplateaus keinen Eindruck mehr hervorbringen konnten. Damit mochte es wohl zusammenhängen, daß sie auch von dem leisesten Schamgefühl gänzlich frei waren; alles, was an Obscönität im Unterricht der Mädchen geleistet wird, führten sie ohne jedes Zögern und in größter Ruhe in praxi vor unseren Augen aus. Ich hatte natürlich erwartet, daß die beiden alten Hexen mir meinem Wunsch zufolge das Matambwe-Unyago auseinandersetzen würden; mitten in der abenteuerlichen Erzählung aber erklärten sie plötzlich: das sei das Makua-Unyago. Dem scheint in der Tat so zu sein, denn im wesentlichen, besonders in der seltsamen Handlung des Spermavergrabens stimmt diese Schilderung ziemlich genau mit der frühern überein. Man könnte zunächst Bedenken tragen, die Vorgänge niederzuschreiben, eine so unausgesetzte Reihe von Scheußlichkeiten sind sie nach unseren Begriffen. Aber da ich mich der wissenschaftlichen Unterschlagung nicht schuldig machen möchte, ich auch auf dem Standpunkt stehe, daß gerade in der Völkerkunde kein Platz für Prüderie ist, so will ich die Schilderung der beiden Frauen unverkürzt und unverändert wiedergeben.

Erster Tag. Die Mädchen werden zusammen-

geholt (durch die Lehrerinnen) und in der Unterrichtshütte nackend ringsum gesetzt. „Ihr müßt jetzt immer an Euren Labia ziehen, damit sie lang werden", heißt es jetzt, und so heißt es von jetzt ab Tag für Tag.

Zweiter Tag. Die Mädchen gehen früh in den Wald; sie nehmen ein Ei mit. Im Walde werden sie wieder im Kreise herumgesetzt. Die Oberleiterin schlägt das Ei entzwei und sagt: „Seht, wie es aussieht. Das dürft Ihr nicht essen, sonst bekommt Ihr keine Kinder, oder aber diese Kinder haben keine Haare auf dem Kopfe." Darauf suchen alle Wurzeln. Sieht eins der Mädchen eine Wurzel, deren zwei Stammteile übers Kreuz gestellt sind oder krumm und schief gestaltet, so sagt die Leiterin zu der Finderin: „Du hast Dich mit zwei Männern abgegeben". Scheltworte und Zank schließen sich daran. Fernerhin tritt aber zugleich auch eine Art Sittenkontrolle ein: die Mädchen müssen sich allesamt auf den Waldboden legen, die Führerin aber prüft dann der Reihe nach jede mit dem Finger auf ihre Unberührtheit hin. Wer als defloriert befunden wird, erregt den lebhaften Zorn der Leiterin.

Einschieben muß ich hier, daß der auf diese Weise entdeckte vorzeitige Geschlechtsverkehr auch sonst nicht ohne nachteilige Folgen für die jugendliche Sünderin bleibt. Nächst der Lehrerin entrüstet sich zunächst auch die Mutter; fernerhin aber nimmt der präsumptive Ehemann die Entdeckung zum Anlasse des Rücktritts. Er geht einfach in sein Dorf zurück.

Nach dem Wurzelsuchen kehren Lehrerin und Schülerinnen aus dem Busch in die Unterrichtshütte zurück. Dort besteht ihre Haupttätigkeit in der systematischen Verlängerung der Labia minora. Zwischen zwei Pfählen wird eine Schnur straff befestigt, so daß sie wie eine Saite klingt. Auf ihr schlägt man dann den Takt, in dem die Mädchen an den Labia zerren, in dem sie aber auch die charakteristischen Kohabitationsbewegungen üben. Auf diese wird viel Wert gelegt; ohne die geringste Gemütserregung führten die beiden Hexen die Szene vor.

Unter diesem Unterricht bleiben die Mädchen lange in der Hütte, mehrere Monate lang, bis die Labia gedehnt sind und die Kenntnisse in den Sexualia für ausreichend erachtet werden. Dann werden alle mit Öl gesalbt, und darauf bereitet man sich zur Rückkehr ins Dorf vor. Vorher aber wird die Haupt- und Grundlehre erst noch einmal zum allerletzten Male wiederholt: „Stets müßt Ihr an den Labia ziehen; kommt aber dann Euer Mann, so müßt Ihr mit ihm kohabitieren." Damit geht die Lehrerin hinaus; sie kommt aber alsbald zurück, setzt sich nackend auf den Bettrand und zerrt im Rhythmus an ihren Labia. Dabei wird sie von einem eintretenden Mann überrascht; der sieht sie und kohabitiert mit ihr. Aber unvollkommen; auch er muß das Sperma auf den Boden laufen lassen. Dann geht er hinaus; die Lehrerin aber sammelt das Sperma, mischt es mit bestimmten Wurzeln und legt alles tief in den Aschenhaufen vor der Hütte. Damit ist das Unyago aus; nur die Mädchen werden noch mit Öl gesalbt.

Mädchen-Unyago bei den Makonde.

Eine theoretische Unterweisung über die bei den Makonde üblichen Vorgänge bei der Mannbarerklärung der Mädchen ist mir nicht geworden; dafür habe ich, dank der Liebenswürdigkeit des Akiden Sefu, das Glück gehabt, wenigstens dem Schlußfest eines solchen Mädchen-Unyago beiwohnen zu können. Ort der Handlung: das Dorf Niutschi, reichlich eine Stunde nordöstlich von Newala mitten im dichten Busch gelegen. Festplatz: der freie Raum zwischen den vier oder fünf Hütten des kleinen Weilers selbst. Beginn der Handlung: etwa 8 Uhr morgens. Bei unserer Ankunft sind alte Frauen noch dabei, den Festplatz mittelst inprovisierter Besen zu säubern. Die Festjungfrauen hocken im Schatten eines der Häuser und dicht an die Wand gedrückt auf der Erde; sie halten sich mit den Händen Augen und Schläfen zu und stieren durch die Finger unverwandt zu Boden. Plötzlich läuft ein halbes Dutzend der Weiber unter lautem Trillern und sonstigen Freudenbezeugungen über den Platz hin und zurück. Das wiederholt sich vier- oder fünfmal; dann singen 10 oder 12 Frauen:

„Anamanduta, anamanduta, mwanangu mwanangwe,"

(„Es geht weg, es geht weg, mein liebes Kind,") indem sie singend und zugleich unter Händeklatschen den Platz dreimal hin und zurück durchqueren.

Diesem ersten Liede folgt sehr bald ein zweites, von denselben Frauen und in derselben Weise vorgetragen:

„Namahihio atjikuta kumaweru",

(Die Eule schreit in der Schambe.)

Diesem Liede folgt eine merkwürdige Zeremonie: Frauen, anscheinend die Lehrerinnen der Novizen, schmücken deren Köpfe mit Hirsebüscheln. Danach tritt die ganze Gesellschaft in einer Reihe hintereinander an; jedes weibliche Wesen legt seine Hände auf die Schultern seines „Vordermannes" und alle beginnen die Mittelpartie des Körpers kreisförmig zu bewegen (s. Tafel 41 Abb. 1). Dazu ertönt das Lied:

Chihakatu cha Ruliwile nande kuhuma nchere.

(Das Chihakatu (eine kleine Korbschale) des Liwile wird aus dem Haus getragen.)

Damit ist es gegen 9 Uhr geworden; die Frauen

bringen von allen Seiten Geschenke herbei, Hirse, Mhogo, Zeug u. dgl. Ein Ei wird zerschlagen und das Gelbe den Novizen auf die Stirn gestrichen. Dann wird Eigelb mit Rizinusöl gemischt und den Mädchen auf Brust und Rücken gesalbt. Das ist das Zeichen der Reife und des beendeten Unyago. Danach werden die Festjungfrauen mit neuem Zeug bekleidet.

Alle diese Vorgänge haben sich noch an derselben Hauswand abgespielt, an der die Mädchen zu Anfang hockten. Ich habe mich, angesichts der unzweideutigen Scheu aller weiblichen Festteilnehmer, für sie kaum sichtbar hinter einer ziemlich entfernten Hüttenecke postiert. Später kann ich es wagen, mich und meine Apparate freier aufzustellen. Jetzt werde ich auch darauf aufmerksam gemacht, daß auf einer Stelle des Platzes Medizin vergraben ist. Die Stelle ist durch einen Stock bezeichnet. Die Medizin sind natürlich wieder Wurzeln. An einer anderen Stelle ist ein Topf mit Wasser vergraben; das hat man schon vor zwei Monaten besorgt.

Der weitere Fortgang des Festes kündigt sich durch das gewohnte Trillern an, jene für Ostafrika so charakteristische Freudenbezeigung der Frauen, die man bei allen festlichen Gelegenheiten zu hören bekommt. Eine Gruppe trillernder Weiber bietet immer ein interessantes Bild; der Mund ist halb geöffnet, in der Mundöffnung aber bewegt sich die vorgestreckte und etwas nach oben gebogene Zunge in rasender Geschwindigkeit hin und her. Bei den Makondefrauen wird das Bild ungleich abenteuerlicher durch das Pelele; wie ein weißlackierter Schinkenteller steht es jetzt keck schräg in die Luft, unter ihm aber fliegt die blutrote Zunge blitzschnell hin und her. Zum Triller gehört unweigerlich das rhythmische Händeklatschen, in dem alle Ostafrikaner wahre Virtuosen zu sein scheinen. Unter fortdauerndem Händeklatschen geht der Triller in folgendes Lied über:

Kanole wahuma kwetu likundasi kuyadika kugedya ingombo.

(Seht an die von uns kommt, Perlenschnur geliehen; versuchen auf dem Kreuz.)

Frei übersetzt und dem Sinne nach heißt das Lied:

„Seht Euch mal das Mädchen an; sie hat sich einen Perlenschurz geliehen und versucht nun, ihn kokett und elegant zu tragen."

Das Lied ist ein Spottlied; es bezieht sich auf ein Mädchen, das von Hause aus nichts hat, das aber nun in geborgtem Putz erscheint und den Anschein zu erwecken strebt, als wäre sie wer weiß was.

Diesem Liede folgt sehr bald ein anderes:

Ignole yangala yangala mene mtuleke weletu tuwakuhiyoloka.

Dieses Lied zielt auf einen Fremden, vielleicht gar mich selbst. Es bedeutet:

„Ihr, die Ihr hier (bei der Unyago) zusammen seid, freut Euch, belustigt Euch. Wir, die wir hierhergekommen sind, wir wollen nicht mit spielen; wir wollen bloß zuschauen."

Den Schluß dieses Teiles macht ein textlich kurzes Lied, das aber unendlich oft und bis zur Ermüdung gesungen wird:

Nidoba ho, nidoba ho, es ist schwer fürwahr, es ist schwer fürwahr.

Das Lied scheint in der Tat der Ausdruck einer gewissen Ermüdung zu sein, denn als es schließlich zu Ende geht, tritt eine lange Pause ein.

Gegen 10 Uhr geht diese Pause zu Ende; die Frauen ordnen sich wieder in eine Reihe rechtsum; zwischen sie eingeschoben stehen die Festjungfrauen. Diese sind jetzt ganz und gar vermummt; mit grellbunten, neuen Kattunstoffen über Kopf und Oberkörper, gleichen sie wandelnden Kleiderbündeln. In langsamem Rhythmus und zum Takt der Trommelkapelle singen sie bei dem Vorrücken bis in die Mitte des Festplatzes (Taf. 41 Abb. 2) von neuem das Lied:

Chihakatu cha Ruliwile etc. (s. oben).

Dazu bewegen alle ihre Mittelpartien wieder in lebhaften Kreisbögen (Taf. 41 Abb. 3). Das dauert eine geschlagene halbe Stunde lang; dann löst sich die Reihe der Tänzerinnen auf, die älteste der Frauen stellt sich an einen bevorzugten Platz in die Mitte, und vor sie hin treten nun der Reihe nach die Novizen. An ihnen liegt es jetzt, vor der gestrengen Alten und vor dem ganzen Kreis der übrigen Richterinnen zu zeigen, was sie in der langen Einsamkeit des Unyago-Unterrichts im Einzeltanz gelernt haben. Es ist eine merkwürdige Körperbewegung, die das erstaunte Auge des Europäers jetzt zu sehen bekommt; fast möchte man es als eine Parallele zu dem geschilderten Frauentriller auffassen, nur daß an Stelle der Zunge sich jetzt die Gesäßpartie in schneller Zitterbewegung hin- und herbewegt (Taf. 41 Abb. 4). Dazu singen alle:

Nande äh äh, Nande äh äh,
Haus äh äh, Haus äh äh.

Über den eigentlichen Sinn dieses „Liedes" habe ich keine Klarheit bekommen können; wie es scheint, wollte die ganze Gesellschaft nach Hause, weil es Zeit zur Bereitung des Mittagessens war. Damit fällt das Lied allerdings völlig aus dem Rahmen des eigentlichen Unyago heraus, aber wir müssen bedenken, daß auch der Neger ein Mensch ist, der essen und trinken will, wenn seine Zeit gekommen ist. Wäre ich nicht zugegen gewesen, so hätten die Leute aufgehört zu singen und zu tanzen, wann es ihnen gepaßt hätte;

so glaubten sie, mir Rücksicht schuldig zu sein, waren aber politisch genug, mir ihre Wünsche in Form eines Liedes kund zu tun. Da der Neger ja alles improvisiert, dürfte ihnen das nicht allzuschwer geworden sein.

Mit dem schönen Liede: Nande äh äh traten die Frauen und Mädchen als aktive Mitwirkende vom Schauplatze ab; sie waren fernerhin nur Zuschauer und Staffage, die sich in dichtem Haufen malerisch rechts und links von den Festjungfrauen aufbauten. Diese hockten wieder, doch diesmal ohne vorgehaltene Hände und mit freiem Gesicht, vor der altgewohnten Hütte; sie schauten auch jetzt nicht mehr stier zu Boden, sondern neugierig und erwartungsvoll auf den Festplatz hinaus (Taf. 42 Abb. 2).

Zu sehen gab's auch sehr bald genug. In schnellem Lauf, doch im kurzen Trippelschritt der Frau, huscht ein buntes Kleiderbündel in unsere Mitte. Es ist wirklich eine Frau; groß und blendend weiß ragt das Pelele aus dem braunen Gesicht hervor. Doch das Gesicht ist starr, auch die Ohren mit ihren Ringen und Scheiben fehlen. Jetzt dreht sich mir die Gestalt voll zu — es ist nur eine Frauenmaske. So hatte ich denn jetzt endlich erreicht, wonach ich mich solange gesehnt: den wirklichen und wahrhaftigen Gebrauch dieser merkwürdigen Gerätschaften mit eigenen Augen zu sehen, nachdem mir das Vorhandensein derartiger Masken seit fast anderthalb Jahrzehnten bekannt und geläufig war. Über die Art der Ausführung des Tanzes habe ich mich schon früher geäußert; es genügt deshalb zu bemerken, daß dieser Frauenmaske alsbald die eines Mannes folgte; dann kam wieder eine Frau und darauf noch ein Mann. In der Hauptsache tanzte Mann gegen Frau; es war eine Art Pas de deux, bei dem fast ausschließlich die Beine arbeiteten. Von Zeit zu Zeit trennten sich die Paare; die eine Maske tanzte nach dieser Seite um den Festplatz herum, die andere nach der andern; dann tanzten sie wieder gegeneinander. Schließlich zogen sie alle mit steif durchgedrückten Beinen ab in den Busch hinein, der sich wie eine Wand unmittelbar hinter den Häusern aufbaute (Taf. 42 Abb. 1, 2).

Den Schluß des Festes bildete das Auftreten einer Stelzenmaske; es ist auf Tafel 42 Abb. 2 wiedergegeben. Auch über diesen Gegenstand habe ich mich oben bereits geäußert.

Damit war es Mittag geworden; die Sonne brannte senkrecht auf die dichte Menschenmenge hernieder; jeder, der klimagewohnte Eingeborne wie auch der Fremdling, lechzte nach Kühlung und Schatten, und so verließ ich an der Spitze meiner Wanjamwesi den Ort, auf dem ich so Merkwürdiges gesehen und erlebt hatte.

Mädchen-Unyago bei den Matambwe.

Durch die sich stets gleichbleibende Liebenswürdigkeit des Akiden Sefu bin ich auch in den Stand gesetzt worden, an einem Schlußfest des Mädchen-Unyago in dem kleinen Matambwe-Weiler Mangupa teilzunehmen. Der Weg dorthin führt von Newala aus zunächst die Barrabarra nach Nkunja entlang; nach einer Stunde biegt dann ein anderer Weg rechts ab und führt mit ziemlichem Gefäll direkt nach Süden. Nach einer weitern kleinen Stunde verschwand der Führer plötzlich links im dichten Busch; folgte man ihm auf dem kaum merkbaren Pfade, so kam man nach 5 oder 10 Minuten auf eine Lichtung, wo man zunächst nur eine mäßig große, kreisrunde Hirsestrohhütte erblickte; wie ich auf Grund meiner Erfahrung jetzt schon mit Sicherheit sagen konnte: die Festhütte für die geplante Feierlichkeit. Das Örtchen Mangupa lag wenige Schritte davon im dichten Busch versteckt. Dieser Busch war hier in der ganzen weitern Umgebung von Mangupa ganz ersichtlich noch neu, ein Zeichen für den intensiven Feldwechsel der Eingebornen. Er erreichte nur wenige Meter an Höhe, war aber dafür mit Upupa-Ranken förmlich überzogen. Diese Upupa sehen aus wie Bohnenranken; auch die an ihnen massenhaft hängenden Schoten können den Neuling verleiten, nach ihnen zu greifen. Aber wehe dem Unglücklichen! Juckpulver ist noch eine Annehmlichkeit gegen das höllische Brennen, das jeder Berührung mit dieser heimtückischen Schote folgt. Jedes Reiben, jedes Kratzen macht die Sache nur schlimmer; auch Baden und Waschen nützt nichts; lediglich nasse Asche, als dicker Brei aufgelegt, soll den wahnsinnigen Schmerz lindern und die winzig kleinen Pflanzenpartikelchen, von denen das Jucken herrührt, zum Verschwinden bringen.

Die Festhütte heißt Likuku; sie unterscheidet sich in nichts von der in Akutschikomu gesehenen, nur daß hier in Mangupa ihrer zwei zwillingsgleich aneinander gebaut sind. An ihrer Rückseite, scheu von uns abgewandt, haben sich 50 bis 60 Frauen, wie immer in diesen Gegenden der größte Teil mit einem Baby auf dem Rücken, versammelt. Alle salben sich mit Rizinusöl ein. Dabei trillern sie höchst vergnügt. Plötzlich erscheinen 5 oder 6 von ihnen im Gesichtsfelde meines Apparates; sie tragen gemeinsam eine lange Stange, von der eine Bahn neuen, bunten Kattuns wie eine riesige Fahne herabhängt. Tänzelnd und singend bewegt sich der merkwürdige Zug auf den links von der Hütte befindlichen Festplatz. Dort dreht sich die Stange; man führt dem Volke das Festgeschenk in seiner ganzen Pracht vor. Unter allgemeinem Getriller geht der Zug auf die Hütte zurück, hinter der er verschwindet. Durch Sefu erfahre

ich, daß das Lied, was die Sechs beim Vorrücken gesungen haben, folgendermaßen heißt:

„Watata wadihauiye kuninga akalumbane kundeka unguwanguwe."

Das heißt: „Mein Vater hat mich schlecht behandelt, er hat mir einen schlechten Mann gegeben. Dieser ist von mir gegangen, und ich sitze nun verlassen da."

Um 9 Uhr hat das Fest begonnen; jetzt, nach dem Demonstrationszuge mit der Festgabe, beginnt, unter stetem Getriller und gleichzeitigem Händeklatschen, ein nach meinem Empfinden ziel- und planloses Hin- und Herrennen der Frauen. Es hört erst um 9 Uhr 35 auf, da erscheinen, eng hintereinandergeschmiegt und tiefgebückt, den Kopf und den ganzen Oberkörper dicht in grellbunte, neue Tücher gehüllt, hinter der Hütte hervor die fünf Kandidatinnen. Unter gewaltigem, allgemeinen Trillern und dem Gedröhn der rasend schnell geschlagenen Trommeln bewegt sich alles auf den Platz; die Novizen treten in die Mitte, die Alten bilden einen Kreis um sie, und jetzt beginnt wieder einer jener Tanzreigen, bei denen weniger der langsame Rhythmus der fast gleitenden Fußbewegungen als die unausbleiblichen Bewegungen des Mittelkörpers die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Novizen stehen bei alledem in tiefgebeugter Haltung da. Sie werden erst erlöst durch die Vertauschung der Rollen; wie in Niutschi tritt auch jetzt wieder eine bestimmte Frau in die Mitte; alle anderen Frauen gruppieren sich zur Rechten und zur Linken; vor die Meisterin aber tritt eins der Mädchen nach dem andern, um nun ihrerseits ihre Kunst im Zittern zu zeigen. Tatsächlich vibriert der ganze Körper bei dieser merkwürdigen Tanzart im schnellsten Zeitmaß.

9 Uhr 50 ist die Prüfung beendet, Lob und Tadel sind verteilt; langsam wendet sich die ganze Masse nach links und bewegt sich der Zwillingshütte zu, in deren Innerm sie verschwindet. Auch die Festjungfrauen gehen mit, aber sie bewegen sich nicht in normaler Weise vorwärts, sondern schreiten rücklings auf die Hütte zu und in sie hinein. Zehn Minuten später erscheinen sie von neuem auf der Bildfläche; in gleichmäßigem Abstand hintereinander überschreiten sie den Festplatz, um nach wenigen Schritten in der Richtung auf Mangupa zu im Busch zu verschwinden.

Jetzt endlich ist es auch für mich Zeit, dem Festsaal einen Besuch abzustatten; ich trete in die niedrige Türöffnung, aber was muß ich sehen! Mindestens 50, wenn nicht gar mehr der gewaltigen Biertöpfe oder, dem Inhalt nach beurteilt, richtiger Fässer, stehen dort in langen Reihen angeordnet. Das legte mir den Schluß nahe, daß die Menschheit doch überall gleich geartet ist und daß auch der Neger die Feste feiert wie sie fallen. Da es nicht in meinem Interesse lag, auch den inoffiziellen Teil dieses Festes durch meine Gegenwart zu stören, habe ich sehr bald den Rückzug angetreten. Er schien besonders von den Männern nicht ungern gesehen zu werden.

Mir wird auch der Neid zugestehen müssen, daß ich auf meinen Forschungswegen ungeheuer vom Glück begünstigt worden bin; wie wenige selbst unserer ältesten Afrikaner können sich rühmen, in ähnlicher Weise einen Einblick in die Intimitäten unserer schwarzen Brüder gewonnen zu haben. Dennoch wollen die paar Volksszenen, denen ich beigewohnt und deren Verlauf ich mit allen mir möglichen Mitteln festgehalten habe, nicht viel besagen angesichts der großen Aufgabe, die wir der verhältnismäßig gut bekannten Gesamtbevölkerung Deutsch-Ostafrikas gegenüber noch zu bewältigen haben. Wollen wir den Neger wirklich von Grund auf kennen lernen, und das müssen wir aus kolonialpolitischen Gründen ebensosehr wie aus kolonialwirtschaftlichen, so ist der Weg zu der Lösung dieser Aufgabe ganz ohne Zweifel in der Richtung vorgezeichnet, daß wir den Schwarzen in seinen sozialen Einrichtungen und deren Lebensäußerungen studieren. Darunter sind aber gerade die Pubertätsfeiern ganz allgemein die wichtigsten; sie mögen mit ihrem Drum und Dran manchem von uns als unwichtig, ja lächerlich erscheinen; gleichwohl bewahren sie, wie wir es gerade bei den Makonde gesehen haben, als Kern noch die Erinnerung an uralte Gebräuche und Einrichtungen. Und wenn diese heute auch nur mehr oder minder unbewußt beibehalten werden, so sind sie doch Heiligtümer, die wir schonen sollen, indem wir sie studieren. Freilich ist der Neger vor allem ein praktischer Mann, der mit Realien rechnet, dem sein Land und sein Magen höher stehen als alle Abstrakta; doch ohne eine gewisse Bedeutung sind auch diese für ihn nicht; das müssen wir bedenken.

Zeitrechnung.

Die Art der Bestimmung der Tageszeit ist schon bei der Schilderung der Jaokultur auf Seite 67 angegeben worden; sie geschieht auch hier von Groß und Klein durch die Bezeichnung des betreffenden Sonnenstandes mit dem ausgestreckten Arm. An Jahreszeiten haben Makonde und Makua, wie ja auch die Jao, drei: ita, die Regenzeit bei den Makua, mlala die Erntezeit, ilimwe die Trockenzeit. Bei den Makonde entsprechen diesen Begriffen: chihuku die Regenzeit, mchera die Erntezeit, chambu die Trockenzeit. Beide Völker zählen ebenfalls zwei Jahre, wo wir eins zählen; das eine ist die Trockenzeit, das andere Regenzeit und Erntezeit zusammen.

Die Zeitadverbien sind bei beiden Völkern die folgenden:

	Kimakua	Kimakonde
heute	ilälo	nälo
morgen	mälo	luundu
übermorgen	mrotto	mtondo
überübermorgen	nkutja	mbarama
der fünfte Tag	ntäla	mbariamba
gestern	njana	lido
vorgestern	nchuri	madudi
vorvorgestern	machuri haia	madudi haia

Haia wird, und zwar mit Fistelstimme, in desto höherer Tonlage gesprochen, je weiter der gemeinte Tag von heute zurückliegt. In der Unterhaltung kommen Zeitadverbien sehr häufig vor; zu ihnen gesellen sich dann auch noch Ortsadverbien, Zahlen von verschiedener Größe etc. Alle diese Ausdrücke geben den Leuten Gelegenheit, ihre Sprache äußerst lebhaft zu modulieren, denn jedes Ausmaß der Zeit, des Ortes und der Zahl wird genau durch die Tonhöhe des betreffenden Wortes ausgedrückt.

Als Kalender und, um es gleich vornweg zu nehmen, auch als Schrift dienen Knotenschnüre. Will ein Makondemann eine Reise machen, deren Dauer er abschätzen kann, so gibt er seiner Frau eine aus Bast oder Gras bestehende Schnur mit soviel Knoten wie die Reise voraussichtlich Tage dauern wird. In der Abbildung Tafel 28 Abb. 1 hat die Schnur elf Knoten; gibt der Mann sie der Frau, so spricht er dazu: „Dieser Knoten ist heute, da breche ich auf; morgen (dabei ergreift er den zweiten Knoten) bin ich unterwegs; auch übermorgen und auch den vierten Tag marschiere ich noch; hier aber (und dabei ergreift er den fünften Knoten), da komme ich ans Ziel. Hier am sechsten bin ich dort; am siebenten trete ich die Rückreise an; am achten und am neunten marschiere ich; am zehnten aber, da mußt Du aufpassen, Frau, vergiß ja nicht, jeden Tag einen Knoten zu lösen; an diesem Tage da mußt Du Essen für mich machen; denn siehe, hier am letzten, am elften Tage werde ich zurückkommen."

Zu einer Art Quippu sind derartige Knotenschnüre unter der Herrschaft der Deutschen geworden. Ob und in welcher Weise statistische Feststellungen in vordeutscher Zeit bei den Leuten da unten gemacht worden sind, weiß ich nicht; heute, wo die Hüttensteuer aufgebracht werden muß, helfen sich die Jumben, denen ja kein Karani, kein Schreiber, hilfreich zur Seite steht, in der Weise, daß sie durch ein Schnursystem die Zahl der versteuerbaren Hütten, durch ein anderes vielleicht die Zahl der aufzubringenden Rupien vermerken. Sein ganzes Hauptbuch legte mir eines schönen Tages ein solcher Jumbe auf den Tisch; es ist ein dickes Knäuel von vielen Schnüren mit zahllosen Knoten.

Recht.

Bei Schuldforderungen helfen sich die Makonde in genau derselben Weise wie die Jao; kann oder will A eine bei B kontrahierte Schuld nicht zurückzahlen, so nimmt B einen oder, wenn es ihm möglich ist, auch mehrere unbeteiligte C (bzw. C D) fest und legt sie ins likongwe. Dann tritt ebenderselbe langwierige Verlauf der Klärung ein, den wir schon früher kennen gelernt haben.

Zündet der Makonde A vom Dorfe X im Dorf Y ein Haus an, so verfolgt man ihn und nimmt ihn oder mehrere andere seiner Dorfgenossen fest. Die Auslösung erfolgt dann durch Sklaven und andere Wertgegenstände. In früherer Zeit trat, sofern man den Brandstifter nicht bei frischer Tat ertappt hatte, unweigerlich das Zaubermittel des kissangu in Tätigkeit. Vorher half man sich unter Umständen aber auch erst durch das Hühnerorakel. Dieses war, wie überall bei den Negern, Substitut für den Verdächtigen; ging das Huhn an der ihm eingegebenen Medizin zugrunde, so war das Beweis genug, daß der Verdächtige das Feuer angelegt hatte; brach es hingegen die Flüssigkeit wieder aus, so war er unschuldig. Im ersten Fall holte man den Schuldigen herbei, worauf der Eigentümer des abgebrannten Hauses zu

ihm sprach: „Du hast mein Haus angebrannt, zahle". „Nein, ich habe es nicht getan." „Nun so wirst Du mit mir suchen, bis wir den wirklichen Täter finden." Dann erst trat die kissangu in Tätigkeit, und zwar so lange, bis man jemand zum Geständnis gebracht hatte. Der mußte dann Zeug oder Sklaven zahlen oder wurde selbst zum Sklaven. Über den Gebrauch des kissangu siehe Seite 103.

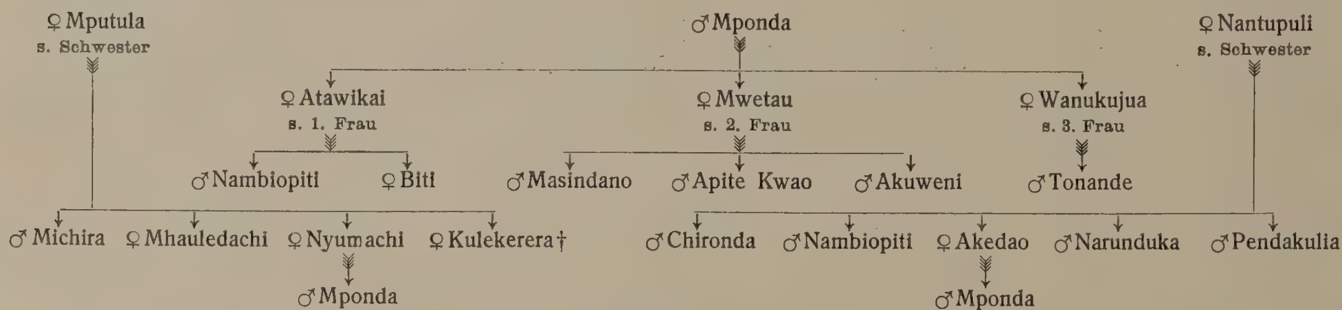
Verliert der Makonde A z. B. sein Messer, und B findet es, so nimmt er den Fund mit heim und wartet ab, ob der Verlierer A oder dessen Verwandte sich melden. Vernimmt A, daß ein Messer gefunden worden ist, so nimmt er ein Huhn, geht zu B, schildert den Tatbestand und sagt: „Du hast es gefunden; wo hast Du es gefunden?" „Ja," erwidert dann der andere, „was willst Du denn, das ist mein Messer." Ist er ein halbwegs anständiger Charakter, oder kann er den Lockungen des ihm als Finderlohn angebotenen Huhnes nicht widerstehen, so gibt er nach langem Hin- und Herreden das Fundobjekt schließlich gegen die Belohnung zurück, im anderen Fall aber läßt er sich auf nichts ein, worauf dann A droht: „Wenn ich mal etwas von Dir finde (d. h. stehle), so bekommst Du es auch nicht wieder."

Erschoß früher ein Makonde einen andern auf der Jagd, so hatte er lediglich einen Sklaven zu stellen. Bei bloßer Verletzung hatte er die Verpflichtung, Medizin zu suchen und den Verletzten zu pflegen, bis er gesund war. Zum Schluß mußte er diesen mit einem Geschenk abfinden.

Interessant ist auch die Sitte des Selbstmordes, die mir von Mponda und einigen anderen Makonde verbürgt wurde. Hat ein Mann mit seinen Verwandten arge Differenzen gehabt, in denen er sich schwer beleidigt glaubt, so bringt er sich unter Umständen um, indem er sich erhängt oder ersticht oder erschießt. Ist die Ursache des Selbstmordes eine Frau, so müssen deren Verwandte nach der Vollziehung des Selbstmordes zwei bis drei Sklaven an den Dorfhäuptling des Toten zahlen. Auch in dem Fall, wo ein älterer Bruder seinen jüngeren Bruder so schwer beleidigt, daß dieser sich daraufhin tötet, muß jener ein bis zwei Sklaven an die Verwandten zahlen.

Böser Blick ist bekannt; „manche Menschen haben einen schlechten Blick," sagen die Leute. „Der hat ein schlechtes Gewissen," meinen sie, „und sein Blick schadet uns; seine Augen aber sind groß und rot und stehen nicht still."

Das Erbrecht ist auch bei den Makonde matriarchalisch. Um es an einem Beispiel vor Augen zu führen, will ich hier den Stammbaum der Familie Mpondas wiedergeben. Mponda, ganz wie der Jao Susa, ein würdiger Jumbe aus der weiteren Umgebung von Newala, hat mir in merkwürdiger Selbstlosigkeit lange Zeit hindurch als nimmermüder Gewährsmann zur Seite gestanden; selbstlos war er insofern, als er ganz im Gegensatz zu allen seinen anderen Landsleuten auf eine Belohnung durchaus nicht erpicht war; ich mußte sie ihm vielmehr beinahe aufdrängen. Hier der Stammbaum:



So intelligent Mponda auch war, so war es ihm doch nicht möglich, sich auf den Namen zweier seiner Kinder zu besinnen; auch den Namen seiner dritten Frau Wanukujua brachte er nur sehr zögernd und stockend heraus. Es ist nicht anzunehmen, daß er auch ihren Namen nicht gewußt hätte; näher liegt vielleicht die Annahme, daß das Aussprechen des Namens selbst ungern geschah; seine Bedeutung ist nämlich: Menschen sind gefährlich. Außer den drei angegebenen Frauen besaß Mponda noch einige weitere; er hat ihre Namen aber gar nicht erst genannt, da sie kinderlos waren.

Als Erbprinzen kommen Mpondas Söhne nach seiner eigenen Aussage nicht in Betracht; auch seiner Schwester Nantupuli Söhne brauchen nicht gewählt zu werden, sondern das Volk kürt entweder unter ihren oder aber unter Mputulas Nachkommen schlechthin den Tüchtigsten als Nachfolger. Mponda hat insofern der Wahl etwas vorgegriffen, als er je einem der Enkel seiner beiden Schwestern seinen Namen gegeben hatte, einem Sohne seiner Nichte Akedao und einem seiner anderen Nichte Nyumachi.

Die Wangoni.

Schon an der Küste in Lindi hatten mir die landeskundigen Europäer gesagt, die Wangoni am Südrand des Makondeplateaus müsse ich unbedingt besuchen; einhellig fügte man hinzu, sie seien deswegen so sehenswert, weil sie ein Teil des gleichnamigen Suluvolkes am Ostufer des nördlichen Njassa und damit eine Enklave fremden Blutes inmitten der gleichartigen Masse der östlichen Bantu seien. Ich selbst, der ich mich zwar in früheren Jahren in langen Abhandlungen eingehend und ausgiebig mit den Suluvölkern des Njassagebietes beschäftigt hatte, der ich aber jetzt doch ganz plötzlich und unvorbereitet vor dem neuen Reiseziel des südlichen Forschungsgebietes stand, konnte naturgemäß diese Angabe nicht kontrollieren, zumal auch Fülleborns großes Werk, in dem er auch diese Wangoni-Enklave kurz berührt, noch nicht erschienen war; ich nahm mit allen anderen Herren demgemäß als ausgemacht an, daß wir es hier mit wirklichen Sulu zu tun hätten und freute mich schon Monate lang vorher auf das Zusammentreffen mit diesem Völkerstamm.

Ich habe ihn von Newala aus besucht. Auch Knudsen, der alte Landeskenner, war der festen Meinung, in den Wangoni Sulu vor sich zu haben; er hatte ihr Gebiet zwar noch nicht berührt, rühmte aber gleichwohl von ihnen, daß sie ganz andere Kerle seien als die bisher von uns besuchten Neger; sie wären groß, schlank, tapfer und reinlich und hätten vor allem geschlossene Siedelungen mit dicht aneinandergelegenen Hütten.

Über Mahuta marschierend, erreichte ich am 12. Oktober 1906 die Landschaft Ntschitschira, den Verbreitungsbezirk der lange ersehnten Wangoni. Mein Lager schlug ich in der vor kurzem erst errichteten Boma auf, die, hart über dem Steilabfall des Plateaus gelegen, eine wundervolle und umfassende Rundsicht auf das tiefausgehöhlte Durchbruchstal des Rowuma und das gegenüberliegende Mawiaplateau gewährt. Trotzdem auch jetzt noch Rauchwolken an zahllosen Stellen aus dem Waldesgrün emporstiegen, hervorgerufen durch das unausgesetzte Brennen, war die Szenerie besonders bei Sonnenuntergang von unbeschreiblichem Reiz: im Vordergrund, unmittelbar zu den Füßen des Beschauers, das dichte Grün des üppigen Rowuma-Hochwaldes, untermischt mit breiten, steppenartigen Streifen hohen Grases; dahinter das weiße, breite Band des Rowumabettes mit seinen zahllosen Inseln, seinen riesigen Sandbänken und seiner jetzt recht schmalen Wasserader. Anscheinend sehr nahe, und doch erst in mehrstündigem Marsch zu erreichen, sodann das rechte Ufer des Stromes, hier flach, nur stellenweise bewaldet, doch in schönster Weise verziert durch den silbernen Spiegel des Nangadi-Sees, der sich, abgeschnürt durch den im Lauf der Zeit immer höher gelagerten Rowuma, grün umsäumt und breit und behaglich in eine Bucht des Mawiaplateaus einlagert. Dahinter die dunkle Linie dieses Mawiaplateaus selbst, das, von genau derselben geologischen Formation und von denselben geographischen Eigenschaften wie das Makondeplateau, wie mit dem Messer abgeschnitten daliegt. Über dem Allen aber dann ein Himmel, der in sämtlichen Farben des Spektrums strahlte und den mit Worten zu beschreiben unmöglich ist (Taf. 50 Abb. 2).

Die Boma von Ntschitschira ist strategisch entschieden nicht ohne Bedeutung. Sorgenvoll blickten die Eingebornen nach Südosten hinüber über das Rowumatal und hinauf zu den Höhen des Mawiaplateaus. Dort sitzt Machemba, bis vor einem Jahrzehnt einer unserer gefährlichsten Gegner im ganzen Süden, ein Mann, der nach der Ansicht von Landeskennern auch heute nur noch darauf wartet, von neuem räuberisch in unser Gebiet einzubrechen. Gegen ihn richtet sich die Befestigungsanlage in erster Linie, in zweiter gegen die Mawia. Ich muß gestehen, ich hätte aus wissenschaftlichem Interesse sehr gern eine Berührung mit diesem noch ganz unbekannten Volke gehabt, aber das ist mir nicht geglückt; sie kommen jetzt auch gar zu selten noch aufs linke Rowumaufer herüber. In früherer Zeit und noch bis vor kurzem ist dem allerdings anders gewesen; da hat dieses Volk es als sein natürliches Recht betrachtet, auf dem deutschen Gebiet zu rauben und zu stehlen, was und wo es konnte.

Über die geographische Gestaltung des Landes in der Umgebung von Mahuta will ich mich erst später äußern. Geht man über diesen Kultur- und Verwaltungsmittelpunkt des Makondegebiets nach Südosten hinaus in der Richtung auf Ntschitschira zu, so zieht sich der Weg zunächst noch einige Stunden zwischen demselben dichten, hohen Busch dahin, der für den ganzen Westen des Plateaus so charakteristisch ist. Zwar ist der Weg geneigt, aber die Senkung erfolgt zunächst außerordentlich langsam. Dann kommt eine Zone noch wenig berührten Hochwaldes, ein Zeichen der geringeren Besiedelungsdichte. Plötzlich fällt dann der Pfad steil ab, und eben so plötzlich sieht der Wanderer sich einer weiten, offenen, grünen Fläche gegenüber. Es ist eine natürliche Depression im Rahmen des sonst ganz gleichmäßig nach Osten und Süden geneigten Hochlandes. Die Senke ist das natürliche Sammelbecken für die ober- und unterirdischen Wasseradern der gesamten

Umgebung; kein Wunder also, wenn man dichte Trupps von wasserholenden Frauen und Kindern über die weite Wiesenfläche hin verstreut sah. Jenseits dieser flachen Senke steigt der Weg zunächst etwas an, fällt dann nach einiger Zeit wieder ziemlich steil ab und zieht sich nun noch einige gute Wegstunden weit durch eine ganz merkwürdige Landschaft dahin. Sie ist absolut eben und besteht aus so reinem Sande, daß man sich wundern muß, überhaupt noch Vegetation zu finden. Doch die ist nicht einmal kümmerlich. Zwar ist der Busch hier nicht so hoch wie bisher, aber er ist eben so dicht; nur sind die einzelnen, dicht ineinander verschlungenen Pflanzengruppen gänzlich von Schlinggewächsen überzogen, die aufs täuschendste dem Rankengewirr unseres Teufelszwirns gleichen.

Als wichtigste Person unter den Wangoni war mir der alte Madyaliwa genannt worden; er fand sich, nachdem die Empfangsfeierlichkeiten beendet waren, mitsamt den übrigen Großen unter der Barasa innerhalb der Boma, unter der ich, wie immer in unseren Standlagern, meine Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte, ein, ein vielleicht 70 Jahre alter, wie alle seine Landsleute magerer, offenbar schlecht genährter Mann, der leider von seinem Volke nicht so viel wußte, wie von ihm gesagt wurde und wie ich von ihm gewünscht hätte.

Ich bin an das Studium der Wangoni in dem vollen Bewußtsein ihres Sulutums herangetreten, bin aber schon auf Grund der mir gewordenen Mitteilungen über ihre Stammesgeschichte eines Bessern belehrt worden. Eine von mir vorgenommene Aufnahme der Sitten und der Sprache hat dann nur um so sicherer ergeben, daß diese Leute mit den Wangoni vom Njassa außer dem Namen nichts weiter gemein haben als eine längere Reihe stets feindlicher Berührungen. Was sie in Wirklichkeit sind, ob Wajao oder Makonde oder Wandonde, muß die genaue Vergleichung des sprachlichen Materials ergeben. Kaffern sind sie aber unter keinen Umständen.

Geschichte.

Außer dem alten Madyaliwa und seinem Bruder Liambaku gehörten zu dem Kreise von Stammesgelehrten, der sich zwei Wochen lang, so oft ich es wünschte, zu meinen Füßen versammelte, auch noch Makachu, ein wahrhaft riesiger Neger von gewaltigen Abmessungen, ebenfalls sicher schon zwischen 50 und 60 Jahre alt; sodann Kambale, höchstens 50 Jahre alt; Ntulua, ein wiederum sehr alter Mann; Saidi, der Lehrer von Nkundi, u. a. m. Madyaliwa ist nach seiner Aussage am Flusse Lukimbua geboren; der Name seiner Sippe (lukohu, Plural lukoro?) sei Makale. Außer dieser lukohu der Makale gäbe es bei ihnen nur noch eine einzige andere: die der Wakwama (Singular Mkwama), zu der der lange Makachu gehöre. Makachu selbst stammt auch vom Lukimbua. Er ist als Junge von den Wangoni an den Mluhesi vertrieben worden.

„Von den Wangoni?" warf ich aufs höchste erstaunt ein.

„Ja, von den Wangoni," lautete die ebenso erstaunte Antwort.

Ich hielt es für das Klügste, jedes Gefühl irgendwelchen Zweifels einstweilen zurückzudämmen und der Untersuchung ihren gewohnten Gang zu belassen. So erzählte Makachu also weiter: Als er anfing, einen Bart zu bekommen, wurden sie wieder vertrieben, wiederum von den Wangoni, und zwar bis zum Häuptling Namagono; und sie waren viele Leute. Namagono ist auf unseren Karten verzeichnet unter 38° 26′ östlicher Länge auf dem rechten Rowumaufer; der damalige Rückzug der Wangoni geht also schon bis annähernd an die Mündung des Ludjenda. Kambale erzählt, daß er als Knabe bei Namagono gewesen sei; Liambaku aber, der Bruder Madyaliwas und ein wenig jünger als dieser, fällt hier ein, auch er sei am Lukimbua geboren.

Da aber nimmt Madyaliwa als Senior von neuem das Wort: „Vom Lukimbua sind wir zum Kandulu gegangen, einem Jao-Häuptling. Von da haben uns die Wangoni vertrieben; wir sind zuerst zu Namagono gegangen und dann zu Makachu. Dort haben wir ein Jahr gesessen. Dann aber sind auch dorthin die Wangoni gekommen und haben uns von neuem verjagt. Jetzt sind wir bis Ntschitschira gegangen. Aber auch hier sind wir von den Wangoni überfallen worden." Das sei zu der Zeit gewesen, wo die Deutschen sich in Lindi niedergelassen hätten.

„Aber sind nicht die Wangoni, die Euch so oft angegriffen und verfolgt haben, Eure Brüder?" frage ich. „Aber nein," ertönt es einhellig aus aller Munde, „sie sind unsere ärgsten Feinde".

„Und die Sprache? Die versteht Ihr doch wohl?" Auch hier ertönt ein geharnischtes „Nein", und dann erfolgt ein längerer, von allen durcheinander gesprochener Erguß folgenden Inhalts:

„Wir selbst nennen uns Wangoni, die Leute aber

bei Ssongea nennen wir Mafiti. Diese sind von weit hergekommen; woher sie aber gekommen sind, das wissen wir nicht. Unsere Väter dagegen haben stets am Lukimbua gesessen. Während wir dort saßen, sind die Mafiti oftmals gekommen und haben viele Knaben, Frauen und Mädchen mit sich in ihr Land genommen. Mit den Wamatambwe haben wir nichts gemein, mit den Jao aber sind wir immerdar gut Freund gewesen, und wenn wir überfallen worden sind, dann sind wir stets zu ihnen geflüchtet."

„Und Eure Waffen? Ihr habt doch Schild und Stoßspeer?"

„Freilich, aber wir haben beides nicht von Anfang an gehabt; unsere Waffen waren Bogen, Pfeil und Wurfspeer, und dann auch das Gewehr; aber den Fellschild und den kurzen Speer, die haben wir erst von den Mafiti angenommen."

Aus dieser Untersuchung, die ich damals genau so niedergeschrieben habe, wie sie vor sich gegangen ist, ergibt sich also zunächst das bereits oben Gesagte: diese Wangoni sind keine Sulu, sondern Ostbantu. Wenn der frühere Bezirksamtmann von Mikindani, der leider vor kurzem verstorbene Berg, der Ansicht ist, diese Wangoni setzten sich zusammen aus wirklichen Magwangwara (d. h. Sulu-Wangoni) und aus unterworfenen, später mit jenen entflohenen Wandonde vom Luwegu, so wird das schon seine Richtigkeit haben,*) aber im Bewußtsein der heutigen Generation ist von dieser partiellen Zugehörigkeit zu dem kriegerischen Volk von Ssongea nichts mehr zu spüren. Auch die angeblich schon ewige Dauer des Namens Wangoni steht auf nicht allzufesten Füßen; wir leben hier im Süden von Deutsch-Ostafrika im Gebiet der allbekannten Wangoni-Mimicry, d. h. jener merkwürdigen Anpassung der alteingesessenen, unkriegerischen Völker an die Verhältnisse, wie sie durch die unausgesetzten Wangoni-Einfälle im Lauf des 19. Jahrhunderts geschaffen worden sind. Auch die rückständigsten und stumpfsten dieser Völkerschaften haben sehr bald bemerkt, daß nicht bloß Fellschild und Stoßspeer und ihre Anwendung im geschlossenen Angriff Furcht und Schrecken zu verbreiten imstande waren, sondern daß dazu schon der Name Wangoni allein ausreichte. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn eine derartig abgesprengte Gruppe, wie es die Pseudo-Wangoni von Ntschitschira sind, nicht nur außerordentlich zäh an dem einmal angenommenen Stammesnamen hängt, sondern wenn sie selbst allen Ernstes bemüht ist, den Glauben an ein wirkliches Sulutum für alle Zeiten festzuhalten, indem sie behauptet, der Name gehöre ihnen schon von alters her.

*) Berg, Das Bezirksamt Mikindani. Mitt. a. d. dt. Schutzgebieten. 1897.

Berg gibt in seiner 1897 erschienenen Arbeit die Kopfzahl der Ntschitschira-Wangoni mit mehr als 1000 an; er fügt auch hinzu, daß sie in der genannten Landschaft derart geschlossen sitzen, daß sich auch nicht ein einziges Dorf eines anderen Volksstammes zwischen den ihrigen befindet. Das letztere habe auch ich gefunden, aber die Volkszahl ist von Berg unzweifelhaft zu gering veranschlagt. Die offizielle Schätzung von 1904/05 rechnet mit 1420 Hütten, die sich auf folgende Gemeindebezirke verteilen:

Madjaliwa	210	Hütten
Makatschu	117	„
Kisimbani	599	„
Najupa	220	„
Mtwaro	85	„
Matschemba	189	„
Summa	1420	„

Unter Zugrundelegung der Zahl von 4 Hütteneinwohnern ergibt das als Kopfzahl 5680. Von diesen 6 Bezirken kann ich die ersten beiden genau identifizieren; über die 4 anderen habe ich kein Urteil, da ich sie nicht kenne. Nach der amtlichen Angabe verteilen sich diese 5680 Wangoni über den Ober-, Mittel- und Unterlauf des Rowuma, an dem sie in zersprengten Siedelungen sitzen, nicht fest seßhaft sind und leicht zur Wanderung geneigt. Ziemlich vertrauenerweckend sieht die Angabe des Karani, des Amtsschreibers von Ntschitschira aus, der mir auf meine Frage nach der Zahl der Wangoni an der Hand seines Amtsbuchs folgende Daten gab:

Madjaliwa	223	Hütten
Makatschu	112	„
Nkumba	108	„
Aljossi	141	„
Summa	584	„

Unter der Zugrundelegung von 4 Köpfen auf die Hütte ergibt das 2336 Wangoni in dem geschlossenen Bezirk von Ntschitschira. Daß nun diese Zahl die wirklich richtige sei, wage ich selbstverständlich nicht zu behaupten, aber nach der Ausdehnung der Siedelungen und der Zahl der Hütten zu urteilen, muß die Volkszahl unbedingt größer sein als die von Berg geschätzte Ziffer.

In ihrem Habitus weichen die Wangoni kaum von den übrigen Völkern des Gebietes ab; südostafrikanische Züge sind mir jedenfalls hier ebensowenig aufgestoßen wie weiter im Norden und im Westen. Wenn ein Unterschied besteht, so möchte ich ihn dahin präzisieren, daß der Ernährungszustand der Leute womöglich noch schlechter war als bei

Newala; selbst dem Riesen Makachu ragten die Schulterknochen weit aus den entschieden krankhaft hochgezogenen Achseln hervor (Taf. 48 Abb. 2); das gemeine Volk aber und die Alten glichen fast wandelnden Skeletten. Ob das ein vorübergehender Zustand war, bedingt durch eine schlechte Ernte, oder ob die ganze Gruppe in diesem starken Ausmaße degeneriert ist, kann ich auf Grund eines so kurzen Aufenthaltes nicht entscheiden. Die Körperhöhe war vielleicht noch geringer als bei den Makonde und Makua; Makachu rief, wo er auch in der Menge erschien, den Eindruck eines wahrhaftigen Riesen hervor, und dabei maß er doch auch nicht mehr als 1,81 Meter.

Eine Folge der oftmaligen freundschaftlichen Berührung mit den Jao ist augenscheinlich das Vorwalten des Nasenpflocks bei den Frauen; Lippenscheiben habe ich bei den Wangoni überhaupt nicht zu Gesicht bekommen; dafür war ganz allgemein das Kipini verbreitet (Taf. 56 Abb. 3). Nach der Aussage meiner Gewährsleute wäre diese Mode noch nicht sehr alt; früher hätten ihre Frauen kleine Lippenpflöcke getragen, jetzt aber seien sie in der Tracht ganz zu Jaofrauen geworden. Für die Enge der gegenseitigen Beziehungen spricht auch, daß alle Welt, Groß und Klein, Kijao verstand.

Auch in der sonstigen Verzierung des Körpers besteht nichts Erbeigentümliches mehr. Als ich Makachu unter Hinweis auf seine Ziernarben, die die breite Brust wie ein Teppich überdeckten, fragte, aus welchen Gründen er sich so verschönt habe, antwortete er ganz gelassen: „Nna penda", „Es gefällt mir so." Mit dieser klassischen Antwort haben wir meiner Ansicht nach den Schlüssel für die heute im Süden üblichen Ziernarben überhaupt: jeder läßt sich in der Weise und mit den Mustern verzieren, wie es ihm beliebt, oder aber, falls er noch klein und unselbständig ist, wie es Vater und Mutter gefällt. Wenn dabei in bestimmten Regionen oder bei bestimmten Stammesgruppen gewisse Muster häufiger wiederkehren als andere, so daß durch diese Häufigkeit der Eindruck einer wirklichen Stammestätowierung hervorgebracht wird, so mag das insofern einige Berechtigung haben, als der Mensch immer eine Funktion seiner Umgebung ist; er kann immer nur das nachmachen, was er gesehen hat. Sieht er nun immer wieder dasselbe Muster und kein anderes, so wird er bei der uns nun einmal eigentümlichen Ideenarmut ganz sicherlich auch wieder das alte Muster wählen. Erst mit dem Moment, wo neue Volkselemente mit neuen Ornamenten in seinem Gesichtskreis aufgetaucht sind, wird die Sachlage eine andere: jetzt ist Anregung in Fülle da. Der Neger aber müßte kein Mensch sein mit allen seinen Fehlern und Schwächen und seiner Eitelkeit, wenn er nunmehr nicht jedes Mittel ergriffe, um sein eigenes Ich zunächst in den Augen des andern Geschlechts, sodann aber auch aus der Mitte der eigenen Geschlechtsgenossen durch möglichst abweichende Formen hervorzuheben. Daher das heutige unübersehbare Durcheinander der Narbenverzierungen (Taf. 1 Abb. 1—16).

Von den ihnen heute benachbarten Makonde, welche die Landschaft von Ntschitschira im Westen, Norden und Osten halbkreisförmig umschließen, haben die Wangoni merkwürdigerweise nichts angenommen, weder in der äußern Kultur, wie der Siedelungslage und dem Hausbau selbst, noch auch in der Körperverunstaltung. Alle Ortschaften, soweit ich sie zu Gesicht bekommen habe, liegen im Gegensatz zu den versteckten Makondeweilern frei und offen inmitten weiter Felder da (Taf. 49 Abb. 1), und auch die Rundhütte tritt gegen das rechteckige Satteldachhaus stark in den Hintergrund. Bei ihrer Einwanderung, sagen die Wangoni, hätten sie die Makonde vorgefunden; sie hätten gegen sie gefochten, jetzt aber sei Friede mit ihnen, und sie heirateten einander.

Über die sonstigen Sitten und Gebräuche der kleinen Völkergruppe kann ich mich sehr kurz fassen, da sie im großen und ganzen mit denen der Nachbarn übereinstimmen.

Eine Ausnahme macht allem Anschein nach das Fehlen der exogamischen Ehe und des Mutterrechts; doch will ich mich hier mit allem Vorbehalt äußern, da es mir trotz vielmaligen Beginnens und stundenlangen Herumfragens nicht möglich war, bei meinen Gewährsleuten über diesen Gegenstand ein klares Verständnis zu erzielen. Auf die erste Frage nach dem Erbrecht antwortete Madyaliwa, das sei genau wie bei den Jao. Als ich ihm dann einwarf, dann müsse doch einer seiner Schwestersöhne sein Erbe sein, wurde er nachdenklich und gab endlich zu, darüber könne er nicht urteilen, er selbst sei jetzt Moslim und infolgedessen würde sein Sohn Abdallah sein Nachfolger. Makachu erzählte, eigentlich hätte sein Vetter, der Sohn seiner Tante väterlicherseits, Häuptling seines Dorfes werden sollen; der aber habe sich geweigert, und da sei er es geworden.

Über ihre Werbe- und Heiratsbräuche ließen sich die Wangoni folgendermaßen aus: Hat ein junger Mann bestimmte Heiratsabsichten, so äußert er zu seinem Vater: „Ich will die und die heiraten." Der Vater geht dann zu dem Vater des auserwählten Mädchens und spricht: „Mein Sohn will Deine Tochter heiraten." Daraufhin bekommt er beileibe nicht gleich eine klare Antwort, das wäre ganz gegen Negerart; der Vater des Mädchens äußert vielmehr erst viele

Bedenken, so daß der Werber einstweilen unverrichteter Dinge abziehen muß. Der verliebte Jüngling aber geht immer und immer wieder hin zu seiner Auserkornen. Nach einiger Zeit wagt auch sein Vater einen neuen Gang, doch nimmt er diesmal zur Vorsicht einige Hühner mit. Die ändern die Sachlage sehr erheblich; auf eine erneute Anfrage erfolgt jetzt tatsächlich eine unzweideutige Antwort. Nimmt nämlich der Vater des Mädchens die Hühner an, so bedeutet das sein Einverständnis, weist er sie zurück, so ist das ein veritabler Korb. „Schicke Deinen Sohn einmal her" sagt nun bei Annahme der Werbung der Schwiegervater. Freudig kommt der Sohn daher; auch das Mädchen ist herbeigeholt worden. „Liebst Du das Mädchen?" lautet die ernste Frage des Alten an den Schwiegersohn, und: „Liebst Du den jungen Mann?" ertönt es ebenso eindringlich an die Maid. Mit dem beiderseitigen Ja sind im Grunde genommen alle Formalitäten erfüllt; schon am nächsten Tage kann der junge Mann seinen endgültigen Einzug halten und mit dem Bau einer neuen Hütte anfangen. Ein Geschenk braucht er jetzt nicht zu geben; erst wenn er späterhin seine Frau mit in die Nähe seines elterlichen Hauses mitnehmen will, muß er 5 bis 10 Rupien zahlen. Doch von der Verpflichtung, seinen Schwiegereltern in Hof und Feld zu helfen, ist er auch nach seinem Wegzuge noch nicht entbunden.

Heute wird die Brautkaufsumme wohl immer in bar erlegt, in früherer Zeit ist sie in Zeug entrichtet worden; Madyaliwa sagt, solange er denken könne, habe es immer eingeführtes Zeug gegeben. Um es zu erlangen, habe man in Mikindani und in Lindi, besonders aber in Kilwa Sklaven verkauft; für einen Sklaven hätten sie immer eine Last Zeug bekommen; wäre es aber ein junges, hübsches Mädchen gewesen, so hätte die Zeuglast einen größern Umfang gehabt als gewöhnlich.

Ob die Kinder aus dieser Wangoni-Ehe nun zur mütterlichen oder zur väterlichen Sippe gehören, habe ich wie gesagt nicht feststellen können; Madyaliwas Sohn Abdallah widersprach sich in der Beziehung fortwährend: einmal sollten die Kinder der Mutter folgen, dann wieder dem Vater. Will man Makachu glauben, so ist das Letztere richtig, denn auf meine Anfrage: „Du bist ein Mkwama; der dort ist ein Makale. Wenn nun Dein Sohn jenes Mannes Tochter heiratet und sie bekommen einen Sohn, ist er dann ein Mkwama oder ein Makale?" antwortete er: „Ein Mkwama".

Aus dem ganzen verworrenen Bilde habe ich den Eindruck gewonnen, daß wir in diesen Ntschitschira-Wangoni ein wahres Konglomerat von Stammeselementen und Versprengten vor uns haben. Schon daß bei einer immerhin nach Tausenden zählenden Seelenzahl nur 2 Sippen vorhanden sind, spricht für ein zweifellos nur sehr kurzes Zusammenleben der Gruppe; bei allen anderen, in sich geschlossenen ethnischen Einheiten gehen bei derselben Volkszahl die Sippen in die Dutzende. Vielleicht habe ich mit der Annahme recht, daß die Makale, die sich angeblich nach einem alten Häuptling am obern Rowuma benennen, von ganz anderer geographischer und auch ethnischer Herkunft sind als die Wakwama, die ihren Namen ebenfalls auf einen alten Häuptling zurückführen. In diese beiden Untergruppen sind nun während des unsteten Wanderlebens am obern und mittlern Rowuma besonders Frauen von allen möglichen Stämmen herübergenommen worden: Wanjassa, Makua, Makonde, Wanindi, Wamatambwe usw. Daß sich unter diesen unfertigen Verhältnissen keine feste soziale Gliederung hat herausbilden können, ist leicht zu verstehen. Für das räumliche Zusammentreffen der beiden Sippen auf engem Raum spricht übrigens auch ihre heutige geographische Verteilung; die Makale sind auf den Plateaurand gegenüber dem Nangadisee beschränkt, während die Wakwama eine nördlich davon gelegene Zone von Ngumba bis Aljossi inne haben. Ngumba liegt oben auf dem Plateau, Aljossi hingegen tief unten in der Landschaft Nkundi, die geographisch außerordentlich scharf dadurch bezeichnet ist, daß sie den Eingang zu der langen, schmalen Schlucht bildet, die sich vom Rowumatal aus reichlich 20 km nordwärts bis unmittelbar unter die Boma von Mahuta hinzieht (Taf. 59 Abb. 1).

Die nicht zur Entwicklung gelangten inneren sozialen Verhältnisse sind wohl auch die Ursache dafür gewesen, daß von stammeseigenen und stammeseigentümlichen Mannbarkeitsfesten bei den Ntschitschira-Wangoni keine Rede ist; sie holten die Wajao herbei, wenn sie Unyago machen wollten, meinten sie. Nur ein einziger von ihnen tischte eine etwas merkwürdige Erzählung auf, die ich hier wiedergeben will, trotzdem auch ich mit ihr nichts Rechtes anzufangen weiß. Danach ruft am Tage vor dem Beginn des Beschneidungsfestes der Vater seinen Sohn herbei; er nimmt einen Haufen Mehl, ein Huhn und ein Stück feines Zeug, geht hinter sein Haus und reinigt dort zunächst eine Stelle des Bodens. Der Sohn sitzt dabei. Auf die sauber gemachte Stelle legt er nun das Mehl, das Huhn und das Zeug nebeneinander. Dann kauert er sich nieder, nimmt Wasser in den Mund und spritzt es durch die Lippen auf die Erde. Über den Zweck dieser Handlung vermochte mir keiner meiner Gelehrten die geringste Auskunft zu geben; das bedeute ein Opfer, sagten sie, auch bete der Mann zu seinen Vorfahren. Nach dem Wasseropfer schneidet der Vater dem Huhn den Kopf

ab, daß das Blut auf die reine Stelle des Erdbodens rinnt. Dann nimmt er von dem Mehl und streicht es dem Jungen auf die Stirn. Das Huhn aber wird aufgehängt, um am nächsten Tage mitsamt dem übrigen Mehle von allen Leuten gegessen zu werden. Den Stoff schließlich packt der Mann in den Korb liuniko und bringt ihn in die Hütte zurück.

Im Mittelpunkte des Kultes steht auch bei diesen Wangoni der Msollobaum (Kingoni: Nhorro oder nhollo); unter ihm beten sie zu den Verstorbenen, und unter ihm opfern sie auch auf säuberlich gefegtem Boden Mehl und Bier. Auch zum Lappenbaum, den Fetzen weißen Zeuges schmücken, ist er bei ihnen gestempelt worden. Ist kein großes, imponierendes Exemplar der Baumart vorhanden, so begnügt man sich damit, eine bestimmte Stelle des Pori zu säubern, diese mit Msolloblättern zu bestreuen und über diesen Blättern zu opfern. Das geschah z. B. in Madjaliwa, wo der frühere Opferbaum umgefallen war.

Über die Gebräuche vor, während und nach der Geburt eines Mgoni habe ich nichts erfahren können, da die Frauen viel zu scheu waren, als daß ich sie zu derartigen Untersuchungen hätte heranziehen können. Nach den Aussagen der Männer weichen jene Gebräuche aber gar nicht oder nur wenig von denen der anderen Völker ab, indem der Ehemann nicht zugegen sein darf, die Frau auf einer Rohrunterlage in der eigenen Hütte liegt, und dergleichen mehr.

Über Tod und Begräbnis habe ich folgendes erfahren. Ist ein Wangoni-Großer gestorben, so weint alles, Männer, Frauen und Kinder, sehr. Unmittelbar nach dem Ableben wird das Grab hergestellt; es ist, nach der Armhaltung der Gewährsleute zu urteilen, nur etwa 1,30 Meter tief, hat aber unten, unmittelbar über dem Boden, eine Seitennische zur Aufnahme der Leiche, die man nicht dem Drucke der lockern Erde aussetzen will. Nun gilt es, den Toten in möglichst viel Zeug einzuwickeln; hat man keins, so wird ein Sklave verkauft, um es anschaffen zu können. In das Zeug wird der Tote eingewickelt und dann auf feine Matten gelegt; darauf wird er gleich zu Grabe gebracht. Das ist zwei Ellen breit. In ihm stehen drei bis vier Männer; sie stehen auf der der Nische gegenüberliegenden Seite. Auf seiner Kitanda, seinem Rahmenbett, ist der Tote herangetragen worden. Diese Kitanda hängt an einem langen Tragbaum, an dem sie mittelst zweier Stricke zu Häupten und zu Füßen des Toten befestigt ist. Am Grabe wird der Baum entfernt; auch die Matten, denn der Tote bekommt nur die Stoffe mit. Man reicht ihn den Männern im Grabe. Sie legen ihn auf die rechte Seite, den Kopf gen Sonnenaufgang, die Füße gen Sonnenuntergang; dann schließen sie die Nische mit Stäben und Gras. Haben die Männer das Grab verlassen, so wird es zugeworfen, die überschießende Erde aber zu einem Hügel aufgetürmt. Früher hätten sie auch ein Dach darüber gemacht, sagten sie; dieses Dach hätten sie wie die Jao mit weißen Stoffen geschmückt. Grabbäume scheinen ebensowenig gepflanzt zu werden wie Opfertöpfe üblich sind.

Nach dem Begräbnis tritt wieder ein allgemeines Weinen und Wehklagen ein; Sklaven müssen sich drei Tage jedes geschlechtlichen Umgangs enthalten, Verwandte einen Monat lang. Diese lassen auch das Haar wachsen und salben sich mit Öl ein. Nach einem Monat wird das Haar dann rasiert und der Körper von neuem mit Öl gesalbt. An diese Zeremonie schließt sich ein bedeutendes Fest mit Pombe- und Fleischgenuß und Tänzen aller Art. Nach einer andern Version wird dieses Fest nicht einen, sondern erst zwei Monat nach dem Begräbnis gefeiert. Andere Beigaben als Zeug werden nicht bewilligt; tritt später an die Überlebenden Drangsal und Not heran, trifft sie Regenmangel oder haben sie ein großes Unternehmen vor, so opfern sie auch dann wieder Zeug am Grabe, legen aber dann kein Mehl nieder, wie mir ausdrücklich versichert wurde.

Von den Tänzen habe ich einige gesehen; sie unterschieden sich in nichts von denen der Wajao. Auch die Namen dieser Tänze sind dieselben wie bei jenem Volk: Kihimbiteke ist eine Tanzart, bei der die maßgebende Trommel von dem Trommler vor der Brust gehalten wird; chipinde und masewe sind die Namen zweier anderen Tanzarten. Schließlich ist auch der Frauenreigen der liquata, das anheimelnde Trio von Händeklatschen, Tanz und Gesang, hier gang und gäbe. Maskentänze sind ganz unbekannt.

Recht merkwürdig, für einen Ethnographen aber hocherfreulich, mutete die Rückkehr der Wangoni zu den alten Jagdmethoden an. Sie hatten zwar Gewehre, aber kein Pulver, denn dessen Einfuhr war aus Anlaß des Aufstandes gesperrt. Somit hatten die Leute, um in den Besitz von Fleisch zu gelangen, wieder zum Stellnetz, zum Speer, zu Bogen und Pfeil und dem Knüppel greifen müssen, mit dem sie das in den Netzen verfangene Wild erschlugen. An den freien Stellen des Landes, zum Teil oben in den grasigen Senken des Plateaus, dann aber auch auf den weiten Grasflächen des Rowumatales, griffen die Jäger jetzt auch notgedrungen wieder zu einer der allerältesten Jagdmethoden der Menschheit überhaupt zurück. Das ist das Feuer, das von den Jägern auf der Luvseite der Grasfläche angelegt wird, während die Jäger selbst an ihrem andern Ende in Lee stehen. Stürzt das von Flammen und Rauch erschreckte Wild in

dieser Richtung davon, so wird es mit leichter Mühe durch Schuß und Schlag erlegt. Fallgruben seien bei ihnen ganz unbekannt; die hätten nur die Makonde.

In ihren Genußmitteln sind die Wangoni noch beschränkter als die übrigen Völker. Pfeifen waren nur ganz wenige im Lande; sie dienten dann sowohl für Tabak wie für Hanf. Wo Tabak genossen wird, geschieht das vorwaltend durch Schnupfen und Kauen. Nur Matambwe und Makua rauchten, behaupteten die Leute.

Der Kalender gleicht genau dem der Makonde; er ist ebenfalls eine Schnur aus Gras- oder Palmblattstreifen, in die man soviel Knoten macht wie man Tage meint. Leider ist das einzige Stück, welches ich auftreiben konnte, verloren gegangen.

Die Pfahlbauten.

Während ich mich in der Boma am Plateaurande im Schweiße meines Angesichts mit der Volkskunde und der Sprache der Eingebornen abquälte, hatte Knudsen wieder und wieder Jagdausflüge in das wildreiche Rowumatal unternommen. Jedesmal, wenn er zurückkam, hatte er mir von merkwürdigen Wohnbauten erzählt, die es da unten gäbe: zweistöckige Häuser wären es, in denen die Neger wohnten. Ich gab zunächst nichts auf diese Erzählung, da ich sie einfach nicht glaubte, nach meiner bisherigen Kenntnis ostafrikanischer Völkerkunde auch nicht glauben konnte. Schließlich aber hat's mich doch gepackt und ich bin für einige Tage in die zwar grüne, aber stickig heiße und an Moskitos überreiche Niederung hinunter gestiegen. Ich habe den Abstieg nicht zu bereuen gehabt; Knudsen hatte recht: die Leute wohnten in der Tat zweistöckig, d. h. sie hatten ihre Wohn- und Schlafräume zwischen hohen Pfahlsystemen angebracht. Es gab dort unten wahrhaftige Pfahlbauten.

Für den obern Rowuma sind Pfahlbauten nichts Neues, sie hat Busse schon vor Jahren entdeckt,*) hier zwischen dem Makonde- und dem Mawiaplateau, also am Unterlauf des Rowuma, war ihr Vorkommen hingegen meines Wissens bis dahin nicht bekannt; sie schienen nach allen meinen Beobachtungen eine auch für die Eingebornen neuartige Siedlungsform zu sein.

Oben auf dem Plateau unterscheidet sich die Bauweise der Wangoni, wie ich bereits erwähnt habe, wenig oder gar nicht von der der Jao. Das Haus ist rechtwinkelig, mit Satteldach, aber im allgemeinen nicht so stattlich im Äußern und so differenziert im Innern; nur in ganz vereinzelten Fällen habe ich eine Einteilung von Zimmern gefunden, während dieses ganze Innere sonst nur ein einziger, von Vorratsbehältern, Trockengerüsten, Bettstellen, Wassergefäßen, Herdstellen usw. wirr und wild angefüllter Raum war. Tafel 12, Abb. 5 gibt den Grundriß eines solchen Normalhauses an. Unten am Fuße des Steilabfalles, der hier allerdings nicht die prachtvoll stolze Höhe des Absturzes von Newala hat, sondern mit seinen 400 Metern mindestens um 200 Meter hinter jenem zurückbleibt, habe ich ein solches auf der Erde ruhendes Normalhaus nur in einem einzigen Falle feststellen können; in allen übrigen bestanden die Wohnbauten der hiesigen Neger aus Pfahlbauten. Die Abbildungen auf den Tafeln 10, 18, 51, 61 geben eine kleine Auswahl aus den von mir beobachteten Typen.

Die Grundzüge ihrer Architektonik lassen sich in folgenden wenigen Sätzen darlegen. Die Bauten ruhen auf einer Art Rost oder Plattform. Bei den in der Art der Wachthäuschen eingerichteten, schwachen Bauten der Niederung tritt diese Konstruktion deutlich zu Tage; man sieht, wie der Neger gegabelte Pfeiler eingerammt hat, in deren Kerbe die Tragbalken für den Fußboden des Hauses eingelegt sind. Bei der Mehrzahl der Bauten muß man erst schärfer hinsehen; sie gleichen mit ihrem dichten Palisadenzaun einer Boma, einer Festung. Die nähere Untersuchung lehrt dann allerdings, daß die Bauart die gleiche ist; auch hier ruht der Boden des Hauses in den Gabeln eines Teils der Pfeiler. Gleichzeitig bemerkt man, daß ein weiterer Teil dieser Pfeiler länger ist als der andere; in ihren Gabeln ruhen die Dachträger. Auch der Firstbalken ist bei rechtwinkligen Pfahlbauten in derselben Weise in die Gabeln zweier besonders langer Tragpfeiler gelagert (Taf. 18 Abb. 2). Besonders gut lassen sich alle Einzelheiten bei dem in Taf. 10 Abb. 5 wiedergegebenen Doppelhause studieren. Bei diesem liegen Erd- und Pfahlbau, durch eine Luftzone getrennt, innerhalb desselben Pfeilersystems übereinander, nur daß die Firstrichtung um 90° voneinander abweicht. Diese Drehung des Obergeschosses ist wohl aus praktischen Gründen erfolgt; bei gleicher Orientierung hätte die

*) Busse, Forschungsreise durch den südlichsten Teil von Deutsch-Ostafrika. Beihefte zum Tropenpflanzer. Mai 1902. Bd. III. No. 3. S. 113.

Leiter zum Pfahlbau den Eingang zum Erdbau versperrt. Ein seltsames Gebilde bleibt dieses Doppelhaus immerhin, zweifellos eines der seltsamsten aller menschlichen Wohnbauten überhaupt.

Bei den meisten Bauten ist nur ein Hausboden vorhanden, so daß ihr Äußeres im großen und ganzen dem der bereits erwähnten Wartehäuschen gleicht; hoch über dem niedern Palmengestrüpp, wie es sich in der Rowumaniederung vielerorts findet, schweben diese Art Häuschen, deren schwanker Unterbau leicht die Befürchtung aufkommen läßt, ein kräftiger Windstoß möchte sie über den Haufen werfen.

Bei anderen Pfahlbauten finden wir zwei Böden vor, so daß wir also wirkliche Stockwerkbauten vor uns haben. Ich habe alle von mir gesehenen aufs genaueste untersucht; ich bin von jeher ein gewandter Turner gewesen, aber dennoch war auch für mich das Erklimmen der Art von Leitern, wie sie die Negerarchitekten hier angebracht hatten, keine Kleinigkeit: in Abständen von 50 bis 80 cm ein an ein paar Tragpfeiler gebundener Querstab, das war alles. Wie die alten, steifbeinigen Herren wie Madyaliwa und Ntukula allabendlich in ihren Schlafraum hineingelangen mögen, ist mir ein Rätsel geblieben.

Ganz allgemein habe ich gefunden, daß das Erdgeschoß als Küche und Wohnraum am Tage dient; sein Inneres unterscheidet sich denn auch nicht im mindesten von dem der gewöhnlichen Negerhütten: in der Mitte die drei üblichen Steine oder Klumpen von Termitenerde als Herd; Wassergefäße und Küchengeräte, wie Löffel, Kellen, Quirle ringsum an den Wänden in besonderen Netzen; unter Umständen auch ein Trockengerüst über dem Feuer; kurz gegen sonst ist kaum ein Unterschied zu entdecken. Doch darüber kommt nun eben das für Afrika so Absonderliche einer „Beletage". Sie dient als Schlafraum für sie selbst, wie die Besitzer sagten; während der Raum unter dem Dach für die Jugend bestimmt ist. Großen Komfort kennt der Neger ja überhaupt nicht, immerhin sahen diese Schlafräumlichkeiten mit ihren gutgeflochtenen Matten auf dem Boden doch viel behaglicher aus als die Schlafvorrichtungen der Schwarzen zu ebener Erde. In einzelnen der Dachgeschosse, deren Seitenwände nach Art unserer Kniestöcke etwa $1/2$ bis $2/3$ Meter hoch waren, fand ich ganz nach Negerart mehrere der großen Vorratskörbe mit Hirse, Mais und Erdnüssen.

Selbstverständlich mußte mich die Frage nach dem Beweggrunde für diese Bauart stark interessieren; ich habe deshalb so viel Erkundigungen durch Befragen der Besitzer eingezogen, wie ich konnte. Seltsamerweise lauteten sie stets: „pembe" d. h. Elefant Pfahlbauten sind innerhalb der Ökumene an zahllosen Stellen verbreitet; ebenso reichen sie in der Menschheitsgeschichte sehr weit zurück. Die Beweggründe für ihre Entstehung und Beibehaltung sind ungemein mannigfach: Schutz vor Moskitos und Fiebermiasmen, das hygienische Moment der Reinlichkeit, Schutz vor Überschwemmungen, vor tierischen und menschlichen Feinden — alles das und noch viel mehr ist in der einschlägigen Literatur erwähnt und aufgeführt; aber das Motiv des Schutzes gegen ein bekanntlich so scheues Tier wie den Elefanten habe ich noch nirgends zitiert gefunden. Ich stand denn auch der Angabe zunächst sehr skeptisch gegenüber. Richtig ist es, daß so schwanke Anlagen wie z. B. die auf Tafel 18, Abb. 2 wiedergegebene gegen den schweren Dickhäuter unter keinen Umständen Schutz gewähren könnten; aber diese zierlichen Häuschen sind auch gar nicht die Regel, wenigstens nicht weiter vom Fluß ab. Hier, auf den niederen Hügelwellen, die den Übergang von der Alluvialebene des Rowuma zum Plateaufuß vermitteln, liegen die Pfahlbauten alle so, daß Überschwemmungen für sie nicht in Frage kommen können; um Schutz gegen Moskitos zu gewähren, ragen sie hinwiederum nicht hoch genug in die Luft; es muß also doch wohl ein anderer Beweggrund für diese Bauart vorliegen. Zieht man in Betracht, daß alle mit einer dicken Palisadenwand umgeben sind, die mit den Tragpfeilern ein festes, widerstandsfähiges Ganze bilden, so verliert die Angabe der Eingebornen allerdings vieles von ihrer Unwahrscheinlichkeit. Es kommt hinzu, daß der Elefant im allgemeinen wohl ein sehr scheues, den Menschen und seine Siedelungen fliehendes Tier sein mag, hier in diesem Gebiet waren die Tiere jedoch sehr bösartig; am Tage vor meiner Ankunft hatte ein Elefant mit einem Eingebornen förmlich Fangball gespielt; wenige Wochen später wurde einer meiner eigenen Leute von einem andern Elefanten durch einen Rüsselhieb erschlagen. Die Ursache für diese abweichenden Charaktereigenschaften sind vielleicht in dem ewigen Geknalle der eingeborenen Jäger zu suchen, die das Wild andauernd beunruhigen und anschießen, ohne es zur Strecke zu bringen. Betonen möchte ich noch einmal, daß in dieser Gegend unmittelbar am und im Rowuma selbst kein Pfahlbau zu finden ist, im Gegensatz zum Oberlauf des Flusses; alle von mir besuchten Baulichkeiten liegen einen oder mehrere Kilometer vom Strombett abseits.

Ob die Wangoni zu der Anlage von Pfahlbauten schon seit langer Zeit übergegangen sind, oder ob wir in diesen eine neue Erfindung sehen müssen, habe ich nicht erfahren können; ich glaube aber an das Letztere. Gestützt wird diese Ansicht durch die ganz allgemein stattfindende Abwanderung der Plateaubewohner in die benachbarte Ebene, seitdem ruhige Verhältnisse im Lande herrschen. Wie Ma-

tola mit seinen Leuten vom Westrand des Hochlandes in die Ebene hinuntergestiegen ist, so scheint es auch hier im Süden zu sein. Seit dem Bau der Boma von Ntschitschira ist ja von den Mawia auch nichts mehr zu befürchten. Ein ferneres Moment ist die Neuheit der Feldanlagen im Rowumatal. Dort steht ein prachtvoller, stolzer Hochwald, der wohl die Aufmerksamkeit unsrer Forstverwaltung verdiente; in ihn hinein hatten die Eingeborenen gerade angefangen Bresche zu legen. Wie immer, wo der Neger kultiviert, war es eine Raubkultur schlimmster Art: die starken Stämme geringelt und nachdem sie abgestorben, mit Reisig und Unterholz umtürmt und angezündet. In langen, weißen Streifen deuteten die Aschenhügel noch auf die einstige Stattlichkeit der Waldriesen hin (Taf. 51 Abb. 2). Zwischen diesem Gewirr von halbverkohlten Baumresten und Wurzelstrünken dann hie und da ein unregelmäßiges Beet oder Feld von Gemüsepflanzen, Kürbis, Hirse oder Mais; das ist das Bild, wie es sich 1906 darbot. Einstweilen waren es nur wenige, lange, schmale Streifen, die in dieser Weise in den alten Urwald hinein geschlagen waren; wird man aber dem Neger nicht in den Arm fallen, so ist zu erwarten, daß an die Stelle des schönen, alten Urwaldes in einigen Jahrzehnten der häßliche, neue Busch, die Folgeerscheinung aller Negerkultur getreten sein wird.

Für die Jugendlichkeit des Pfahlbaues spricht auch noch ein anderes Moment: das unmittelbare Nebeneinander von Erdbauten und Pfahlbauten, wie es Abbildung 2, Tafel 61 darstellt; jener ist die altüberkommene Form, die man gewohnheitsmäßig noch beibehalten hat, der andere die neue Errungenschaft, in die man sich nachts zurückzieht.

Der mittlere Rowuma war für mich nach den langen Wochen eines an Arbeit überreichen Aufenthalts in der staubigen, trockenen lichten Baumgrassteppe von Tschingulungulu eine wahre Erquickung gewesen. Zwar hatte dort allabendlich vom Indischen Ozean her talaufwärts ein solcher Sturm gerast, daß wir beiden Europäer uns schon kurz nach Sonnenuntergang in unsere Betten hatten flüchten müssen, um es überhaupt auszuhalten; doch die wundervoll grüne, üppige Ufervegetation und die Reize des breiten Strombettes mit seinen Einzelarmen und den hohen, grünen Inseln hatten uns über diesen Übelstand hinwegsehen lassen. Hier am Unterlauf war das Flußtal zwar auch schön grün, aber es fehlte der Gegensatz zu dem Plateau, dessen Vegetation in ebendemselben Grün erstrahlte. Dafür war es schon jetzt, noch vor dem Beginn der Regenzeit, hier unten erstickend heiß: 36½° im Schatten und gar weit über 40° unter dem Zelt waren die Normaltemperaturen. Dazu Anopheles in Hülle und Fülle, Menschen als Forschungsobjekte aber gar nicht — man darf sich also nicht wundern, wenn ich es vorzog, mein Lager möglichst bald an einen anderen Ort zu verlegen. Über die Boma von Ntschitschira bin ich Ende Oktober nach Mahuta zurückmarschiert, nachdem ich vom Kingoni noch soviel aufzunehmen mich bemüht hatte, wie aus den Intelligenzen des Stammes herauszuholen war.

Aufenthalt in Mahuta.

Das heutige Mahuta (d. h. etwa „Ölheim") liegt nicht dort, wo es auf dem Blatt G. 6 Massassi von 1901 der Karte von Deutsch-Ostafrika eingezeichnet steht, sondern reichlich 10 Kilometer west-südwestlich. Von der ganzen Anlage, die für 1904/05 amtlich mit nicht weniger als 838 Hütten verzeichnet wird, ist für den Fremdling nichts zu sehen als die Boma. Ganz ähnlich wie in Ntschitschira liegt auch sie über dem Steilabhange des Plateaus, aber nicht so unmittelbar wie dort, wo man von der Palisade aus steil nach unten auf den Rowuma blickt, sondern etwa 300 Meter vom Plateaurand ab. Den Rowuma erschaut man auch hier, aber er ist weit entfernt, erstreckt sich doch zwischen ihm und Mahuta jene erwähnte lange, schmale, vom Nkundi erodierte Schlucht, die den ganzen Südzipfel des Makondeplateaus halbinselartig von der Hauptmasse abtrennt. Unleugbar ist die Anlage der Boma strategisch gut durchgeführt; sie hat Schußfeld nach allen Seiten und liegt beherrschend für alle Hauptverkehrswege des ganzen südlichen Hochlandes.

Für mich war Mahuta aus anderen Gründen wichtiger. In der Boma residiert der Wali, der höchste farbige Beamte des Plateaus. Abdallah bin Malim war ein Suaheli; er war entschieden nicht schön, dafür aber um so redseliger. Aber er hat es verstanden, mir im Lauf der drei Wochen meines Aufenthaltes so ziemlich die ganze Bevölkerung des ihm unterstellten Gebietes vorzuführen. Zunächst war der Andrang sogar etwas zu groß; ich hatte manchmal gleich viele Hunderte von Makonde-Männern, Frauen und Kindern auf dem Bomaplatz versammelt, so daß ich mich hätte vervielfältigen müssen, wenn ich alles, was zu sehen und aufzuzeichnen war, hätte bewältigen

wollen. Später war der Zugang geregelter; die Jumben mit ihren Dorfschaften kamen jetzt einzeln und in bestimmtem Turnus.

Meine Hauptforschungsarbeit in bezug auf die geistige Kultur der Makonde hatte ich bereits in Newala erledigt. Das war ein Glück für mich gewesen, denn hier in Mahuta gab es zwar viel Volks, aber ich hätte nie und nimmer so tief in dessen Seele einzudringen vermocht wie mir das unter den günstigen Umständen von Newala gelungen ist. Der einzige Kulturträger war hier der Lehrer Ningachi; der war zwar gutwillig und gefällig, aber er war keine Leuchte. Mit den alten Männern aber, die sonst die gegebenen Ausbeutungsobjekte abgegeben hatten, war hier nicht viel anzufangen; die hackten lieber Holz und kamen auch nicht wieder, selbst wenn man ihnen die größten Honorare in Aussicht stellte. Dergestalt habe ich mich vorwiegend auf die Vervollständigung meiner ethnographischen Sammlung geworfen. Auch das war nicht leicht; die gewöhnlichen Sachen: Küchengeräte (Taf. 21 Abb. 4, 5, 7, 8), Kinderpfeile, Kreisel und dergleichen wurden in Massen gebracht, wertvollere Sachen aber, wie Schmuck und Masken, waren nur durch List, entschiedenes Auftreten und Ausdauer zu erlangen; und selbst dann auch nur gegen verhältnismäßig hohe Preise. Über die Schwierigkeiten des Handelns mit dem Neger habe ich mich schon früher geäußert; ich bin noch heute stolz darauf, gerade von den schwer zu erlangenden, für die Mannbarkeitsfeste bestimmten Utensilien eine so reichhaltige und ethnographisch wichtige Kollektion zusammengebracht zu haben.

Von dem unerquicklichen Feilschen abgesehen, war der Aufenthalt in Mahuta für den Forscher ein wahrer Genuß: Tagtäglich, kaum daß die Sonne über dem Makondebusch emporstieg, eine ganze Auswahl der interessantesten Darbietungen aus dem Negerleben, Spiele aller Art, Männer- und Frauentänze, Auftreten von Frauenmasken, Stelzentänzern und Tiermasken, Pantomimen, mit höchstem Geschick gespielt, Darbietungen einheimischer Parterreakrobaten und Luftturner — was wollte das Herz noch mehr! Dazu dann noch die grotesken Figuren der Frauenwelt mit ihren gewaltigen Lippenscheiben, dem bunten Perlenschmuck, den phantastischen Ohrringen. Über dem allen eine Sonne, die hier oben nicht lästig fiel, sondern das Klima eines schönen deutschen Sommertages vortäuschte; auch schon deshalb, weil hier der furchtbare Wind, der Newala von den Nachmittagsstunden an bis gegen Mitternacht zu einer tropischen Arktis machte, gänzlich fehlte. In Newala waren Knudsen und ich mit Wollhemden und wollenen Strümpfen, Europa-Anzug und Überzieher einherstolziert, in Mahuta fiel das alles weg; doch auch die Hitze war zu keiner Zeit lästig. Der bittere Tropfen in dem Kelch war lediglich der Sandfloh. In der Nähe des gerade kurz vorher fertiggestellten neuen Rasthauses außerhalb der Boma und dicht über dem Abgrunde waren die Tierchen so häufig, daß, als ich dort auf dem Marsch von Newala nach Ntschitschira eine Nacht lagerte, meine Leute tatsächlich nichts anderes tun konnten als unausgesetzt Sandflöhe abwehren. In der Boma selbst waren sie so häufig nicht, aber Pein haben sie uns trotzdem genugsam verursacht.

In seinem kleinen, aber interessanten Buche „Lindi und sein Hinterland"*) gibt Pater Adams eine hübsche Erzählung über den Stammesursprung der Makonde. Diese Sage lautet folgendermaßen. „Die Geburtslandschaft des Stammes, Mahuta geheißen, sei auf der Südseite des Plateaus zum Rowuma hin gelegen und nur mit dichtem Busch bestanden gewesen. Aus diesem Busche sei ein Mensch hervorgegangen, der sich niemals wusch und schor, der nur wenig aß und trank. Dieser ging aus und machte ein Menschenbildnis aus dem Holze eines Savannenbaumes, nahm es mit sich in seine Buschwohnung und stellte es dort aufrecht hin. Während der Nacht erwachte das Bildnis zum Leben, und es war ein Weib. Daraufhin gingen sie zusammen hinab zu den Wassern des Rowuma, um sich zu waschen. Hier gebar das Weib ein Kind, welches jedoch nicht lebend zur Welt kam. Sie verließen das Land und zogen über die Hochländer bis in das Tal des Mbemkuru, wo sie sich niederließen. Dort gebar das Weib abermals ein Kind, das wiederum tot zur Welt kam. Daraufhin kehrten sie in die hochgelegene Buschlandschaft Mahuta zurück, und dort wurde das dritte Kind geboren, welches nach der Geburt am Leben und gesund blieb. Mit der Zeit zeugten sie noch viele, viele Kinder und hießen sich Wamatanda. Diese bildeten die Stammesfamilie der Makonde oder auch Wamakonde genannt, d. h. Urbewohner. Der Stammvater, der Buschmensch, gab seinen Kindern das Gesetz, daß sie ihre Toten aufrecht begraben sollen zum Andenken an die erste Mutter, die aus Holz geschnitzt und aufrechtstehend zum Leben erwacht sei; ferner warnte er seine Kinder, in die Täler und an die großen Wässer zu ziehen, denn dort wohne die Krankheit und der Tod. Als Regel solle gelten, daß mindestens eine Stunde Weges sei von der Hütte bis zum Wasserplatze, dann würden ihre Kinder gedeihen und von Krankheiten verschont bleiben."

Diese Erzählung wirft, wie das auch Pater Adams selbst betont, ganz hübsche Schlaglichter auf mehr als einen Zug in Geschichte und Lebensweise der Makonde. Urbewohner soll der Name allerdings nach

*) Berlin 1902. Dietrich Reimer.

meinen Gewährsleuten nicht bedeuten, sondern Buschbewohner. Daß der Stamm zu irgend einer Zeit auch einmal nach Norden und bis zum Mbemkuru vorgedrungen sein mag, ist ebenfalls durchaus nicht unwahrscheinlich, da die Lebensbedingungen auf den Plateaulandschaften nördlich vom Lukuledi ganz dieselben sind wie auf dem Makondeplateau selbst. Da die Wamuera in ihren heutigen Sitzen verhältnismäßig neu sein sollen, so liegt die Annahme nahe, daß die Makonde unter der Wucht ihres Vorstoßes vom Innern her vom Wamueraplateau in ihre heutigen Sitze zurückgewichen sind.

Doch am interessantesten ist der Hinweis auf die eigentliche und letzte Bedeutung der geschnitzten Frauenfiguren. Ich habe von ihnen eine ganze Reihe zu erwerben vermocht (Taf. 22 Abb. 1—3); auf meine Fragen nach der Bedeutung wurde mir jedesmal geantwortet, sie sollten mir das Nembo zeigen, die Art der Narbenverzierung. Man geht wohl nicht fehl, wenn man auch hier annimmt, daß die heutige Generation den Ursprung der Figur entweder nicht mehr weiß, oder aber, daß man mir diese Bedeutung nicht mitteilen wollte. Die ausschließliche Wiedergabe des Weibes spricht entschieden dafür, daß eine tiefere Bedeutung vorhanden ist; ihre Entstehung auf die in der Adamsschen Erzählung geschilderten Umstände zurückzuführen, liegt dann nahe. Ihrem Wesen nach wären diese Kunstwerke demnach doch eine Art Kultfiguren, indem sie die Ahnfrau des Stammes darstellen sollen.

Auch die Vorschrift des Stammvaters über die Wahl ihrer Siedlungen wird von den Makonde heute noch streng befolgt; soweit ich es beurteilen kann, liegen Makondeweiler außerhalb des Plateaus nur an einer einzigen Stelle. Das ist im Hintergrunde der langen und tiefen Schlucht des Nkundi-Baches unterhalb der Boma von Mahuta. Doch auch hier sind die Leute durchaus nicht bis auf den sumpfigen Boden des Tales heruntergestiegen, sondern ihre Hütten liegen, obzwar im Tale, so doch auf den hügeligen Vorsprüngen, die sich von beiden Seiten gegen den Bach vorschieben. Fülleborn *) wirft angesichts der Wohnweise der Makonde auf dem trockenen, hohen und gesunden Plateau mit Recht die Frage auf, ob nicht der sagenhafte Stammvater seine Bestimmungen über die Wahl des Wohnortes aus malariaprophylaktischen Erwägungen heraus getroffen haben könnte. Ich selbst bin der Meinung, daß das sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, denn warum sollte nicht auch ein intelligenter Neger zu der Schlußfolgerung befähigt sein: unten im Tal, im Sumpf, sterben alle Deine Brüder und Kinder weg, oben auf dem Plateau bleiben sie am Leben, werden groß und stark; folglich wird es besser sein, fernerhin das Tal zu meiden und die Höhe zu bevorzugen.

Nun bringt zwar das Wohnen auf dieser quellenlosen Höhe den nicht leicht zu nehmenden Nachteil mit sich, daß man das Wasser weit herholen muß, aber war für eine Rolle spielt die Zeit im Negerleben! Von unserm europäischen Standpunkt aus ist die Wirtschaft des Volkes freilich sehr wenig rationell; wenn wir sehen, wie der Hausherr und seine Söhne, oder aber die Hausfrau und ihre Töchter einen großen Teil des Tages damit verlieren, daß sie in großen, paarweise an Stäben befestigten Kalabassen mühsam keuchend ihr Trink- und Kochwasser stundenweit heranschleppen, so werden wir sagen müssen: das ist töricht; warum ziehen die Leute nicht unmittelbar an den Rand des Hochlandes selbst oder gar auf die zahlreichen Absätze und Vorsprünge, die durchaus noch nicht in der nassen Niederung liegen, wohl aber in der Nähe der zahlreichen Quellen dieses Randes? Welcher Umstand das Volk in Wahrheit von diesem Schritte fern hält und es selbst unter den heutigen friedlichen Verhältnissen veranlaßt, die Kalamität der Wasserferne auch weiterhin zu erdulden, ist für uns unerfindlich, sofern wir uns nicht auch auf den Boden der Adams'schen Erzählung stellen. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir uns gestehen, daß wir von der weiter zurückliegenden, sich im Dunkel der Mythologie verlierenden Geschichte aller dieser Negerstämme ebenso wenig wissen wie über die Psychologie der schwarzen Rasse; wir sollen uns aus diesem Grunde sehr wohl hüten, derartige Stammessagen wie die von Adams mitgeteilte einfach für nichtssagende Phantastereien zu betrachten; ein Körnchen Wahrheit wird schon in ihnen stecken.

Solange noch die Trockenzeit ihre unbestrittene Herrschaft über Mahuta und seine Umgebung ausübte, war die Beobachtung des Makondelebens für mich nur interessant; sobald indessen in den ersten Tagen des November vereinzelte Schauer das Nahen der Regenzeit andeuteten, wurde die Art ihrer Wirtschaft für mich verhängnisvoll. Bis dahin hatte doch ein immerhin nur beschränkter Teil des Volkes an seinen Feldern gearbeitet, so daß ich an Beobachtungsobjekten keinen Mangel litt; von jetzt ab aber wurde der Besuch der Boma durch die Jumbenschaften immer spärlicher, so daß ich mir sehr bald sagen mußte: Es ist nur gut, daß Du zeitig genug hergekommen bist; wärst Du einen halben Monat später erschienen, so wäre es mit den schönen und erfolgreichen Tagen von Mahuta wohl nichts gewesen. Einstweilen warf ich mich zur Nutzbarmachung meiner Zeit auf die sprachliche Aufnahme des Kimakonde, die sich außerordentlich schnell erledigte, da die Sprache aus dem Rahmen der großen Gruppe

*) Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet. S. 49.

Kisuaheli-Kijao-Kimakonde nur wenig heraustritt; gleichzeitig aber besann ich mich jetzt endlich auch darauf, daß ich ja in meinen Trägern und Soldaten samt deren Boys ein ebenfalls nicht zu verachtendes Beobachtungs- und Studienmaterial besaß.

Dieses Material war in der Tat interessant genug; meine 13 Askari setzten sich aus Angehörigen fast ebenso vieler Stämme zusammen: es gab unter ihnen je einen Mssukuma, einen Mganda, einen Mssagara, einen Mkhutu, zwei Wawemba, einen Mkami, einen Msindja, einen Mnjassa, einen Manjema, zum Schluß auch noch einige Nubier. Meine Träger hatte ich bis dahin zwar immer mit der Kollektivanrede Wanjamwesi beehrt, aber jetzt, bei der nähern Beschäftigung mit ihnen, zeigte es sich, daß auch sie einen beträchtlichen Teil des ethnischen Bestandes unserer Kolonie verkörperten. Freilich waren die meisten wirklich Wanjamwesi, meist aus der weitern Umgebung von Tabora, aber unter den übrigen befand sich ein Mtuta, also ein wirklicher Sulu aus Runssewe, ein Mssukuma, ein Mumambwe aus der Gegend von Kassanga (Bismarckburg) am Südende des Tanganjika, einige Manjema, ein Massaninga-Jao u. a. m. Zu anthropologischen Aufnahmen war ich, wie ich das immer wieder betonen muß, ja nicht ausgezogen, doch boten mir die Leute auch in anderer Beziehung Material genug. Daß sie wenn auch nicht geschulte, so doch außerordentlich ausdauernde Sänger waren, hatte ich in den verflossenen fünf Monaten zu erfahren genugsam Gelegenheit gehabt; brannte die Sonne nicht gar zu senkrecht hernieder, so hatten die Leute trotz ihrer schweren Last und ganz unabhängig davon, ob der Pfad gut oder schlecht, eben oder steil war, ihre Lieder erklingen lassen. Einiges davon hatte ich bereits in Lindi auf die Phonographenwalze gebannt; später in Massassi, in Tschingulungulu, bei Akundonde und in den übrigen Standquartieren der Ebene, hatte ich derartige Aufnahmen stets von neuem versucht, aber immer mit negativem Erfolg, negativ insofern, als die bespielten Walzen nie eine gute Wiedergabe gestatteten. Kaum daß ich an die Stelle der Aufnahmemembran diejenige für die Wiedergabe gesetzt hatte, so begann auch schon das Unheil: der Stift nahm stets die ganze Oberschicht mit sich weg, oder aber er zerstörte mir die feinen Linien und Punkte der Aufnahme in anderer Weise. Ich hatte schließlich zu der Annahme gelangen müssen, daß unter der ständigen Einwirkung von Temperaturen bis 34 Grad Celsius im Maximum die Walzenmasse zu weich geworden war, um die Wiedergabe an Ort und Stelle zu gestatten. „Nun, da hätten Sie sich diese Wiedergabe einfach ersparen können; Sie hatten ja doch die Aufnahme und damit alles was Sie wollten", wird man mir einwerfen können. Wer das sagt, kennzeichnet sich als gänzlich ununterrichtet über die Veranlagung und die Neigungen des Negers. Freilich hätte ich von einer Wiedergabe absehen können; dann hätte ich mich aber auch mit dem Bewußtsein des Besitzes der Melodie allein bescheiden müssen, der Text des Liedes wäre für mich unerlangbar gewesen. Schon die ersten Aufnahmen nämlich hatten mir offenbart, daß der Text des in den Trichter gesungenen Liedes durchaus nicht immer identisch war mit dem, was mir der oder die Sänger unmittelbar darauf in die Feder diktierten. Die Sänger behaupteten diese Identität zwar, aber wenn ich ihnen dann an der Hand der phonographischen Wiedergabe und des gleichzeitig von mir vorgelesenen Textes das Gegenteil bewies, dann standen sie verlegen da. Ich konnte mir das nur erklären aus der ununterdrückbaren Neigung des Negers zum Improvisieren, die sich ja in glänzendstem Lichte bei so manchen Ngomen zeigt, wo eine ganz nach Inhalt und Tonfall unserer Schnadahüpfeln vorgetragene Strophe ohne Verzug auch die Gegenstrophe auslöst. Diese Neigung hat mich bei jeder Aufnahme gezwungen, mit Hilfe der Wiedergabemembran den Wortlaut des Diktates von Stelle zu Stelle zu kontrollieren; ich habe im Tieflande dadurch eine längere Reihe von Walzen eingebüßt. Heute gebe ich als Leiter des Leipziger Völkermuseums jedem der von uns an unsere Beauftragten draußen in Afrika, Ostasien, Südamerika usw. hinausgesandten Aufnahme-Phonographen eine Flüssigkeit mit, mit der man verunglückte Walzen ohne jede Schwierigkeit wieder brauchbar machen kann; für meine eigenen Aufnahmen hatte ich das unglücklicherweise unterlassen. Ich habe den Fehler zu einem Teil nur dadurch wieder gut machen können, daß ich die Aufnahmen auf dem kühlen Makondeplateau, wo meine Walzen wieder hart geworden waren, wiederholt habe.

Die Gesangeskunst der Wanjamwesi ist bekannt, solange man Vertreter dieser Völkerschaft überhaupt kennt, also gerade ein halbes Jahrhundert. Sie stehen mit dieser Kunst in Afrika ziemlich vereinzelt da, denn außer den Warua im Quellgebiet des Kongo gibt es meines Wissens kaum einen afrikanischen Volksstamm, der es zu drei- und vierstimmigem Liedervortrag gebracht hat. Ich selbst bin leider ganz unmusikalisch, so daß ich bezüglich Transskription und Begutachtung der Melodien auf ihre Veröffentlichung seitens der Herren des Berliner Psychologischen Instituts verweisen muß. Aber des unvergeßlichen Eindrucks darf ich trotzalledem wohl gedenken, den auf mich, besonders unter dem Sternenhimmel von Mahuta, diese allabendlich gesungenen Lieder hervorgebracht haben. Ich war mit meinen

photographischen Platten bis auf geringe Reste zu Ende, so daß ich die Abendstunden zum erstenmal in der ganzen Zeit nicht in der Dunkelkammer, nämlich dem hermetisch verschlossenen Zelt zuzubringen brauchte, sondern mich, im bequemen Liegestuhl ruhend, dem Genuß der herrlichen Natur hingeben konnte; wie ich mir selbst ohne Überhebung sagen durfte, nach der unausgesetzten, keinen Tag unterbrochenen Arbeit so vieler Monate eine wohlverdiente Muße. Dann kauerten sich meine 24 Mann zu meinen Füßen nieder; mit wohllautendem Bariton setzt Pesa Mbili I, mein wackerer Trägerführer, ein; weich und durchaus nicht ungefällig schmeichelt sich die Melodie seiner Worte in mein Ohr; seine klare Stimme dringt weit über die Palisaden der Boma in den schweigenden Makondebusch hinaus; wallgleich aufgebaut steht ringsum die Menge der Autochthonen. Da fällt mit gewaltigem Baß der Chor ein; drei- und vierstimmig erschallt jetzt, von mehr als 20 Kehlen gesungen, der Refrain; durchaus harmonisch fügt des Vorsängers Stimme sich in ihn hinein; in stetem Wechselgesang geht das Lied zu Ende.

Allerdings einen Mangel hat diese Musik der Wanjamwesi: den schönen, getragenen Melodien entspricht kein gleichwertiger Text. Soweit es die geringe Kenntnis des Suaheli meiner Leute zuließ, habe ich auch diese Texte gesammelt; aber wie fallen sie tatsächlich ab: zusammenhanglose Sätze, die gleichgültigsten Dinge behandelnd, oft sogar unvermittelte Worte, die überhaupt keinen Zusammenhang mit dem übrigen haben — das ist alles!

An Kategorien hatten meine Wanjamwesi Marschlieder, einfache Tanzlieder, zur Ndono, dem bekannten Musikbogen, gesungen, sodann Hochzeitslieder, und schließlich Arbeitslieder. Diese letzteren interessierten mich am meisten; sie waren auch am besten durchgearbeitet, gaben sie doch in Rhythmus und Tonfall aufs genaueste und sprechendste den Takt wieder, in dem die betreffende Arbeit ausgeführt wird. Ein beim Hacken der Felder gesungenes Lied dieser Art ist zweifellos eins der schönsten Vorkommnisse dieser von unserem Leipziger Nationalökonomen Bücher so erfolgreich behandelten Kunstbetätigung. *)

*) Bücher, Arbeit und Rhythmus, 3. Aufl. Leipzig 1900.

Rückmarsch zur Küste.

So angenehm der Aufenthalt in Mahuta unter den obwaltenden Umständen auch war, und so interessant sich das Studium meiner eigenen Leute gestaltete, so konnte ich mich dennoch nicht der Erkenntnis verschließen, an die Beendigung der Expedition denken zu müssen. Zunächst war ich mit meinem technischen Material, den photographischen Platten, den Phonographenwalzen und den Kinematographenfilms, bis auf geringe Reste zu Ende, sodann wäre hier in Mahuta für mich auch dann nichts mehr zu tun gewesen, selbst wenn die Eingebornen noch in der alten Weise gekommen wären; ich hatte in der Tat einen beträchtlichen Teil jenes Materials auf ihre Aufnahme verwendet. Doch was ausschlaggebend für meinen Entschluß war, das war meine Übersättigung. Ich hatte ohne einen Tag auszusetzen und an jedem Tage vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gearbeitet; jetzt mochte und konnte ich nicht mehr. Mehr als einmal habe ich mich ertappen müssen, wie ich an den interessantesten ethnographischen Tatsachen vorüberging, ohne die geringste Notiz von ihnen zu nehmen. Eine solche Übersättigung tritt in den Tropen sicherlich bei jedem wissenschaftlichen Arbeiter einmal ein; auch mein Freund Professor Sapper, der nicht weniger als 12 Jahre auf die Erforschung Mittelamerikas verwandt hat, betont ausdrücklich, daß er nie länger als 4 bis 5 Monate ohne auszusetzen hat arbeiten können. Zu einem Teil ist es der Mangel jeden Komforts und die veränderte Lebenshaltung, zum andern die stete körperliche und geistige Anspannung, die nun einmal mit der Durchführung einer solchen Expedition verknüpft ist, was diese Ermüdung herbeiführt. Bei meinem Unternehmen traten außerdem die geschilderten klimatischen Umstände mit ihren Folgewirkungen für die Eingeborenen hinzu, schließlich aber doch auch die erfreuliche Tatsache, daß ich meine wissenschaftlichen Aufgaben, soweit es in der immerhin beschränkten Zeit möglich war, gelöst hatte. Was an der ethnologischen Aufnahme jener Völker noch fehlt, werden andere Forscher mit Leichtigkeit nachholen können. Der letzte Umstand endlich, der mich zum Aufbruch veranlaßte, war ein sehr schmerzlicher und betrübender Unfall, dem einer meiner Leute zum Opfer fiel.

Während unseres Aufenthalts in Mahuta hatten die Eingebornen aus dem Rowumatal immer häufiger die Anwesenheit zahlreicher Elefanten gemeldet; Knudsens Jagdeifer war infolgedessen nicht mehr zu zügeln, und eines Abends zog er mit seinem Diener Wanduwandu, seinem Koch und einigen Söhnen jenes Flußtals von neuem auf die Jagd aus. Zwei Tage später, gegen Mittag, kam der Norweger, den rechten Arm in der Binde und ohne seinen treuen Diener Wanduwandu, zurück. Tags zuvor hatte Knudsen im Verein mit einer ganzen Schützenkette vorderlader-

bewaffneter Eingeborner einen Sologänger angepürscht; dieser, ein altes, anscheinend sehr bösartiges Tier, hatte die Jäger nach den ersten Schüssen angenommen; in der allgemein entstehenden Flucht muß der Diener Wanduwandu dem Elefanten in erreichbare Nähe gekommen und von diesem niedergeschlagen worden sein. Als Knudsen nach einiger Zeit auf den Kampfplatz zurückgekehrt war, hatte er ein dumpfes Stöhnen gehört und seinen Diener besinnungslos, aber sonst kaum merkbar verletzt, hinter einem großen Reisighaufen gefunden. Auf dem Transport nach Mahuta war der Unglückliche dann, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben, verschieden.

Knudsen selbst hatte sich bei jenem Drama nur den Arm verstaucht, die übrigen Leute waren mit heiler Haut davongekommen; gleichwohl war die Begeisterung für den Aufenthalt in Mahuta bei allen meinen Leuten merkbar abgeflaut. Am 13. Oktober bin ich unter diesen Umständen abmarschiert und habe nach fünf äußerst anstrengenden Märschen Lindi wieder erreicht. Der Marsch ging über Ndumba nach Luagala. Dabei hat der Reisende Gelegenheit, den verlassenen Wohnsitz unseres verflossenen Gegners Machemba zu durchwandern. In der bereits erwähnten Schrift „Lindi und sein Hinterland“ schildert Pater Adams diese alte Residenz als ein wahres Paradies inmitten des sonst so gleichförmigen Makondeplateaus. Seit der Flucht Machembas auf portugiesisches Gebiet ist nahezu ein Jahrzehnt verflossen; völlig menschenleer liegt seine ungeheuer ausgedehnte alte Siedlung heute da; nur flache Lehmhügel deuten noch auf die früheren Hütten Machembas und seiner Leute hin; aber unverändert prangen in ihrem Grün auch jetzt noch die hundert und aber hundert Mangobäume, die Machemba in seinem Reich und während seiner langen Herrschaft angepflanzt hatte. Adams ist vollauf im Recht, wenn er Machemba als einen Kulturträger in seiner Art bezeichnet.

Das Luagala von heute ist vorwaltend Militärposten; freilich gruppieren sich um die Boma in weitem Abstand die üblichen Häuser und Hütten, aber die strategische Bedeutung des Ortes tritt doch offenkundig hervor. Und mit Recht: Luagala liegt wirklich beherrschend, hoch oben auf einer Hügelwelle, die nach zwei Seiten verhältnismäßig steil abfällt. Die Besatzung, etwa ein Drittel der dritten Schutztruppenkompagnie, war denn auch vollkommen in der Lage, die Makondebevölkerung in Schach zu halten. Gleichwohl litt die Station an einem Übelstand, und zwar gleich in solchem Grade, daß dadurch der Vorzug der strategisch günstigen Lage nahezu aufgehoben wurde. Früher war das nächste Wasserloch „nur“ eine gute Wegstunde entfernt gewesen, seit kurzer Zeit indessen mußte das zum Leben doch nun einmal unumgänglich nötige Naß aus doppelt so weiter Entfernung heraufgeschleppt werden, so daß zu jedem Wassergang mehr als vier Stunden nötig waren. Für eine Bevölkerung von ein paar hundert Seelen bedeutet ein solcher Wasserweg natürlich eine ganz ungeheure Kraftverschwendung.

Den weiteren Heimweg habe ich über Saidi Kapote und das Kiheru-Tal abwärts genommen. Die ganze Nordhälfte des Makondeplateaus und auch die Terrassen zwischen seinem Nordfuß und dem Lukuledital prangten bereits im schönsten Frühlingsgrün; nur die tiefer gelegenen Täler waren noch dürr und trocken, so daß meine schwer beladenen Leute bei den langen Märschen noch zuguterletzt schwer zu leiden hatten. Aber die Hoffnung auf die baldige Erreichung des Paradieses Lindi mit seinen langentbehrten Genüssen hat ihnen auch darüber hinweggeholfen.

Am 17. November habe ich Lindi erreicht, alle meine Leute: die Soldaten, die Hilfsträger und meine Wanjamwesi abgelohnt und die Expedition aufgelöst. Während die Wanjamwesi schon mit dem nächsten Regierungsdampfer nach Daressalam zurückfuhren, verblieb ich noch für einen halben Monat in Lindi, einmal, um meine umfangreichen Sammlungen für den Seetransport zu verpacken, außerdem aber zum Studium der Strafakten des Kaiserlichen Bezirksamts, das mir der Kaiserliche Bezirksamtmann Herr Ewerbeck bereitwilligst gestattet hatte. Um sich von den Charaktereigenschaften der Eingebornen nach jeder Richtung hin ein getreues Bild entwerfen zu können, erachte ich auch gerade solche Studien für unbedingt nötig; der Reisende hat im Innern vielleicht hie und da Gelegenheit, den einen oder andern geringfügigen Kriminalfall zu erleben, alle schwereren Vergehen und Verbrechen hingegen werden an der Küste untersucht und geahndet, und somit ist das einschlägige Material auch nur in den Archiven der größeren Amtssitze einzusehen. Eine in ihrem Urteil durch Sachkenntnis nur gering beeinflußte deutsche Presse hat es gerade im Lauf der letzten beiden Jahre immer von neuem für nötig gehalten, die edlen Züge im Charakter des Negers hervorzuheben. Sehr wenig stimmt zu diesem Bilde die durch Zeugen erhärtete und in den Akten von Lindi niedergelegte Tatsache, daß eine Tochter die eigne, 60 Jahre alte Mutter mit der Mörserkeule totschlägt, weil diese ihre Kinder durch Zauberei getötet habe, und daß in einem andern Fall, wo ein betrogener Ehemann das Pärchen in flagranti ertappt hatte, dieser Ehemann seine Frau an Händen und Füßen fesselt, um sie dann drei Tage lang gewaltsam mit menschlichen Exkrementen

zu füttern und mit menschlichem Urin zu tränken. Mehr ins Völkerkundliche schlägt ein von den Bewohnern von Ngurumahamba gehegter Aberglaube, nach dem die „Nunda", d. i. ein hinterlistiges, gewalttätiges und gefürchtetes Wesen, sei es Mensch oder Tier, in Gestalt einer riesigen Schlange im Busch auf Menschen lauert, die sie dann beim Vorbeimarschieren umbringt und auffrißt. Und was derartiger Belege für die Bestialität und das Vorwalten niedriger Instinkte bei jenen Söhnen einer ungebändigten Natur mehr sind. Wie tief die Neigung zu Gewaltakten den Leuten im Blute steckt, zeigt doch auch der S. 30 erwähnte Vorfall, wo die kaum von der Beschneidung geheilten Knaben eine arglos des Wegs daherkommende Frau aus lauter Übermut und aus Freude eben an der Gewalttat in die Sklavengabel legen. Wenn das bei solchen unausgewachsenen Knirpsen schon möglich ist, um wieviel stärker wird dann die Neigung erst bei Erwachsenen sein.

Zusammenfassung und Rückblick.

Von Betätigungen einer so niedrigen Gesinnung, wie sie aus den erwähnten Kriminalakten hervorgeht, habe ich sonst während meiner Expedition nur wenig bemerkt; nur zwei Fälle sind mir noch in Erinnerung. In einem hatte ein Ehemann seine Frau wegen eines geringfügigen Versehens in scheußlichster Weise körperlich mißhandelt, wofür er in ganz legalem Verfahren und mit erfreulicher Promptheit seitens des zustehenden Akiden Matola zu der Maximalzahl der zulässigen Peitschenhiebe verurteilt wurde. In dem andern Fall hatte ein Makondebursch einen arglos und harmlos seines Wegs dahinziehenden Landsmann, der seine paar Ziegen zur Küste zu führen im Begriff war, hinterlistig aus dem Busch heraus überfallen und mit seinem langen Messer arg zugerichtet. Die ganze Schläfenpartie dieses Unglücklichen klaffte, von einem langen Horizontalhieb des Messers getroffen, bis auf die Knochenhaut weit auseinander; der linke Oberarmmuskel war fast in seiner ganzen Länge vom Oberarmknochen losgeschält; außerdem hatte er noch eine Reihe anderer Stiche und Schnittwunden davongetragen. Ein Vernähen der Wunden mit Seide war nicht angebracht, da mit dem Übeltäter zugleich auch das Opfer zur Küste marschieren mußte, wobei die Möglichkeit der Herausnahme der Nadeln gänzlich gefehlt hätte. So hat es ein einfaches Säubern und Verbinden der furchtbaren Wunden auch getan; der Verletzte ist in der Tat schon fast völlig verheilt an der Küste angekommen. Auch der Übeltäter, dieser aber erst nach einigen Zwischenfällen. Von Mahuta aus gab ihm der Wali den kleinsten und schwächsten seiner Baharia (Matrosen) als Transporteur mit. Schon nach dem ersten Nachtlager hatte dieser nichts mehr zu hüten, denn sein Bewachungsobjekt war längst über alle Berge. Zum Glück für den kleinen Krieger hatte aber der Flüchtling seine Kette nicht zu sprengen vermocht, so daß er an ihr erkannt worden war und vom ersten pflichttreuen Jumben hatte wieder eingeliefert werden können.

Von diesen vereinzelten Vorkommnissen abgesehen, sind meine Eindrücke vom Charakter der Bevölkerung des Südostens unserer Kolonie im allgemeinen als gut zu bezeichnen. Die Wamuera schließe ich aus; mit ihnen bin ich zu flüchtig in Berührung gekommen, als daß ich über sie und ihre Eigenschaften ein Urteil fällen könnte. Einen ausgezeichneten Eindruck habe ich von den Jao gewonnen; ihre politische Zuverlässigkeit und Treue ist ja durch die großen Ereignisse der letzten Jahre genugsam erhärtet worden, aber sie sind unzweifelhaft auch wirtschaftlich ein durchaus tüchtiges und zukunftreiches Volk, das die Aufmerksamkeit, mit der man regierungsseitig seine Führer, besonders Matola und Nakaam, behandelt, vollauf verdient. Bedauerlich ist nur der Umstand, daß sie der Zahl nach so sehr zurücktreten; doch auch so bilden sie den Sauerteig, der mit seiner Tatkraft und rührigen Wirtschaftlichkeit nach und nach die ganze trägere Masse der übrigen Bevölkerung durchdringen wird.

Mit den Jao konkurrieren in der Wertschätzung der Weißen lediglich die Makua. Auch sie sind ja neu im Norden des Rowuma und einstweilen auch noch nicht übermäßig zahlreich vertreten; doch auch sie bilden für uns ein unstreitig wertvolles Element, das von dem einen oder dem andern der weißen Herren sogar höher eingeschätzt wird als die Jao. Allerdings scheinen sie nicht die Zuverlässigkeit dieser letzteren zu besitzen, wie ihr zweifelhaftes Benehmen während des letzten Aufstandes bewiesen hat; zudem ist bei ihnen die Neigung, bei vorkommenden Mißhelligkeiten mit der deutschen Regierung über den Rowuma hinüber ins portugiesische Gebiet zurückzukehren, immer sehr stark vorhanden. Es wird also

gerade ihnen gegenüber einer nicht geringen Regierungskunst bedürfen, sie an uns und unser Gebiet zu fesseln.

Von den übrigen Völkern und Völkchen kommen für unsere Kolonialwirtschaft nur noch die Makonde in Frage; diese auf Grund ihrer Zahl von mehr als 80 000 Seelen allerdings in vorderster Reihe. Über die bisherige Schwierigkeit oder sogar fast Unmöglichkeit, sie regelrecht zu beherrschen, und zu Dienstleistungen irgendwelcher Art, mögen sie im Steuerzahlen oder in Plantagenarbeit bestehen, habe ich mich bereits früher ausgesprochen. Solange sie ihre bisherige Wohnweise in den im Busch versteckten, winzigen Weilern werden beibehalten dürfen, wird an jenen Beherrschungsschwierigkeiten wenig oder nichts zu ändern sein; das einzige Hilfsmittel ist ihre Konzentrierung in größeren Siedlungszentren, wo man die Leute und ihr Tun und Treiben mit Leichtigkeit übersehen kann. Eine solche Verpflanzung wird ein schwieriges Beginnen sein, schwierig deshalb, weil die neue Wohnweise den altüberkommenen Makondegewohnheiten stracks zuwiderläuft, aber unmöglich und undurchführbar ist es darum nicht, zumal wenn wir uns einige Zeit dabei lassen.

Die Makonde gelten im Lande bei Schwarzen und Weißen als unzuverlässig, hinterlistig und treulos. Ich selbst habe nur von der ersten Eigenschaft ein weniges bemerkt insofern, als die Hilfsträger, die ich mir bei meinen Märschen auf dem Plateau selbst und später nach der Küste zum Transport meiner vielen Lasten dingen mußte, trotz aller Wachen mit großer Regelmäßigkeit an jedem Morgen verschwunden waren. Für den Expeditionsbetrieb bedeutete das jedesmal eine unangenehme Verzögerung, indem ich dann meine Soldaten und einen Teil meiner Wanjamwesi zum Herbeiholen neuer Hilfsträger erst in den Busch entsenden mußte.

Mit dieser Unzuverlässigkeit fallen die Makonde ganz aus dem Rahmen der anderen Völkerschaften heraus. Ich habe von Tschingulungulu aus mehrfach das Experiment gemacht, kleine Karawanen von 8 bis 12 Lasten ethnographischer Gegenstände ausschließlich aus Jaoleuten zusammenzusetzen und nach Lindi hinunterzuschicken; ich habe diesen Söhnen des Landes sogar den vollen Lohn als Vorschuß mit auf den Weg gegeben, aber niemals hat einer von ihnen versagt. Die Unvertrautheit mit der Küstenkultur hat sich in einem Fall zwar dadurch betätigt, daß die betreffenden Leute ihre Last in Lindi mitten in der Polizeiboma niedergelegt hatten, um sodann, ohne sich auch nur bei irgend jemand zu melden, schleunigst und ohne Verzug wieder in das ihnen vertrautere Pori zurückzuflüchten. Das ist aber auch der einzige, und da die betreffenden Lasten doch in die richtigen Hände gekommen sind, nicht einmal nennenswerte Verstoß gegen die guten Sitten geblieben.

Die wissenschaftliche Forschung ist lediglich um ihrer selbst willen da; es ist Sache der Praxis, die Nutzanwendung aus den Ergebnissen jener Forschung nun ihrerseits zu ziehen. Als bei Gelegenheit des zweiten Kolonialkongresses die große Frage der landeskundlichen Erforschung unserer Kolonien einer ausgiebigen und gründlichen Besprechung unterzogen ward, wurde von einer Seite die Forderung erhoben, diese landeskundliche Erforschung solle von Haus aus in Angriff genommen werden mit Rücksicht und im Hinblick auf den wirtschaftlichen Nutzen, den das Mutterland aus den Kolonien zu ziehen gewillt und berechtigt sei. Mit vollem Recht und unter der verständnisvollen Zustimmung aller anwesenden gelehrten und ungelehrten Kolonialinteressenten wurde dieser Forderung von anderer Seite die absolute Unabhängigkeit aller wissenschaftlichen Arbeit entgegengehalten. Es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß der große Krieg in Deutsch-Südwestafrika sich ganz oder zu einem Teil hätte vermeiden lassen, wenn wir die Psyche, die rechtlichen Begriffe, die Sitten und Gebräuche der Hottentotten und Herero besser studiert gehabt hätten. Dabei muß man sich jedoch erst noch fragen: liegt die Schuld auf seiten der Wissenschaft, die hier ihre Pflicht nicht getan hätte, oder aber liegt sie bei den Männern der Praxis, die sich die wissenschaftlichen Vorarbeiten nicht in ausreichender und verständiger Weise zu Nutze gemacht haben? Heute ist diese Frage schwer zu beantworten; umso triftigere Gründe haben wir damit allerdings, fernerhin dafür zu sorgen, daß Forschung und Praxis Hand in Hand gehen. Aus dieser Forderung heraus ist die neue Bewegung der landeskundlichen Erforschung und Durcharbeitung unserer Kolonien hervorgegangen, aus dieser Notwendigkeit heraus ist sie auch nur zu verstehen. Darum aber wird diese Erforschung, wenn sie dereinst einmal in dem großen Sinn, in dem sie begonnen hat, in allen ihren Teilen durchgeführt sein wird, ungeheuer viel Nutzen stiften. Ob dieser Nutzen vor aller Augen sichtbar darin zu Tage treten wird, daß dem Boden der Kolonien auf Grund einer genauen geologischen Aufnahme ungeahnte Mineralschätze entsteigen, oder daß seine Pflanzen- und Tierwelt dem Mutterlande wirtschaftlich in rationeller Weise dienstbar gemacht werden kann, oder aber darin, daß wir auf Grund unserer systematisch durchgeführten völkerkundlichen Aufnahmen fernerhin alle Aufstände vermeiden werden, daß der Neger und der Südsee-Insulaner vielmehr in Ruhe und voller Glückseligkeit mit dem weißen Herren an einem Strange

ziehen werden, das alles sind Fragen, die jede für sich ihre Beantwortung finden müssen. Die Wissenschaft als solche bleibt von ihnen einstweilen ganz unberührt, sie geht ihren Weg ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart und der Zukunft, denn sie muß sich sagen, daß, wenn die Praxis sich auf sie und ihre Ergebnisse stützt, damit ja ohne weiteres allen Forderungen des wirtschaftlichen Lebens ihr Recht geschieht.

Die erfreuliche Fülle meiner ethnologischen Aufnahmen und Beobachtungen hier auch nur im Auszuge rekapitulieren zu wollen, würde zu weit führen. Als diejenige Beobachtung, deren sich die Praxis vor allen Dingen und zuerst wird bemächtigen müssen, möchte ich die Forderung einer raschen und energischen Erziehung des Negers zur Hygiene hinstellen. Mit Recht hat Seine Exzellenz der Staatssekretär des Kolonialamts jüngst die Notwendigkeit der Herabsetzung der Kindersterblichkeit in Deutsch-Ostafrika betont; mit noch mehr Recht sind die Missionen und die ihr nahe stehenden Kreise neuerdings zur Ausführung selbst geschritten, indem sie ihrem hinausgehenden Missionspersonal fortan eine ärztliche Ausbildung zuteil werden lassen wollen. Das gilt für den ganzen Norden und das Innere der Kolonie, es gilt aber in ebenso hohem Grade auch für den weniger beachteten Süden. Ganz unzweifelhaft ist der Eingeborene — darin werden alle Einsichtigen dem Herrn Staatssekretär beistimmen — einstweilen, vielleicht sogar für immer der größte Schatz in unserer Kolonie, ihn gilt es also nicht nur in seinem gegenwärtigen Bestande zu erhalten, sondern ihn qualitativ zu verbessern und quantitativ zu vermehren. Beides kann nur geschehen dadurch, daß wir für einen gesunden Nachwuchs sorgen, und auch dadurch, daß wir ihn an dem frühzeitigen Dahinsterben verhindern.

Mit der bloßen ambulatorischen Behandlung der Eingebornen ist es bei diesem Beginnen nicht getan, von dieser halte ich persönlich überhaupt recht wenig. Impfungen mögen in den verschiedenen Bezirken freilich nach wie vor in dieser Weise durchgeführt werden, doch reicht der kurze Aufenthalt des Arztes oder einer sonstigen medizinisch geschulten Persönlichkeit für die Behandlung der so überaus häufigen Wundkrankheiten und zur Behandlung innerer Krankheiten kaum irgendwo aus. Helfen kann hier nur die Erziehung der Mütter — wenn es nicht anders geht, sogar mit einem sanften Zwang — zur rationellen Behandlung des Säuglings vom ersten Lebenstage an. Man ruft auf so vielen Gebieten unseres modernen sozialen Lebens nach der Mitarbeit der Frau; nun, hier in der Erziehung der Negermütter hat sie ein Arbeitsgebiet wie es segensreicher und erfolgreicher gar nicht gedacht werden kann. Ich habe während der Dauer meiner Expedition außerordentlich häufig ärztlich eingreifen müssen, doch hätte ich ungleich mehr Segen zu stiften vermocht, wäre ich eine Frau gewesen oder hätte ich weibliche Hilfe zur Hand gehabt. Freilich, wenn man nach dem Verhalten der weiblichen Küstenbevölkerung urteilen wollte, so könnte es scheinen, als ob die weiße Frau in Afrika überflüssig sei, denn die dortigen Vertreterinnen der schwarzen Rasse sind im allgemeinen nichts weniger als scheu und zurückhaltend. Bei den Binnenstämmen aber ist das anders; zunächst gibt es auch dort so manches Frauenleiden, mit dem die Patientin sich der weißen Ärztin unaufgefordert anvertrauen würde; dem weißen Arzt bleibt sie hingegen in begreiflicher Scheu fern. Auch die Schwarzen sind Menschen; im allgemeinen ist ihr natürlicher Takt sogar weit feiner ausgebildet als das leider bei uns der Fall ist. Aber noch zweckentsprechender und auch notwendiger ist das Eintreten der weißen Frauen bei der Erziehung der schwarzen Mutter zur Säuglingspflege. Ich habe bereits früher erwähnt, daß kleine Kinder, d. h. solche im ersten Lebensjahr und ein wenig darüber, im ganzen Lande massenhaft vorhanden waren, wohingegen die älteren Jahrgänge sozusagen fehlten. Wenn man, wie ich, Zeuge sein mußte, wie den schwarzen Müttern vielleicht nicht der Wille, wohl aber die Möglichkeit einer sachgemäßen hygienischen Behandlung ihrer Kleinen gänzlich fehlt, wie diesen unglücklichen Würmern die Gelenkbeugen von den ätzenden Flüssigkeiten der eigenen Fäkalien zerfressen waren, wie die Augen, den Fliegen und anderen Insekten schutzlos preisgegeben, einen wahrhaft bejammernswerten Anblick darboten, wie schließlich aus Mund und Nasenlöchern dicke „Schwämmchen" hervorquollen, und wie zu allerletzt bei so vielen die zarte Haut wie Fischschuppen erglänzte, so wird man unweigerlich den Ruf nach Hilfe erheben müssen. Anfänge der Säuglingsbehandlung sind, wie ich in den Kapiteln über die Geburt bei den einzelnen Völkerstämmen geschildert habe, vorhanden; ganz wie bei uns wird das Neugeborene in den ersten Tagen nach der Geburt regelmäßig gewaschen und trocken gelegt; aber kaum hat die Pflege der weisen Frauen aufgehört, und kaum hat sich die Mutter vom kurzen Wochenbett erhoben, so tritt die tägliche Fronarbeit wieder an die Frau heran; das Kind wandert in den rucksackartigen Behälter auf den Rücken der Mutter, und dann ist es mit der Säuglingspflege ein für allemal vorbei. Man wende nicht ein, die Leute könnten es nicht, sie wären zu arm; heute wo es Arbeitsgelegenheit in der ganzen Kolonie in Hülle

und Fülle gibt, ist der Neger sehr wohl in der Lage, die wenigen Rupien, die für diese Zwecke nötig sind, mit Leichtigkeit zu verdienen. Er ist doch imstande und bringt es auch fertig, für den Putz seiner Geliebten die nicht unbeträchtlichen Mittel zum Ankauf neuer Stoffe zu erarbeiten; würden wir Sorge tragen, daß die Frau, anstatt nur auf die Schmückung des eigenen Körpers bedacht zu sein, auch einige dieser Zeugstoffe für die Säuglingspflege reserviert, so wäre zum wenigsten einmal ein Anfang gemacht worden. Die Anregung wird zu ihrer Durchführung langer Zeit und vieler Tatkraft bedürfen, unmöglich wird sie jedoch nicht sein. Wie man den ultrakonservativen Neger zum vielfrüchtigen Feldbau herangezogen hat, so wird er sich auch zur bessern Kindererziehung heranbilden lassen.

Der Durchführung einer ausgiebigeren Wasserverwendung scheint der geringe Vorrat dieses Reinigungsmittels während der langen Trockenzeit entgegen zu stehen. Das ist aber wirklich nur Schein; das Wenige, was über das im Haushalt gebrauchte Quantum hinaus für hygienische Zwecke vonnöten ist, läßt sich selbst auf dem Makondeplateau beschaffen, umwievielmehr in der Ebene, wo es tatsächlich nur einer etwas scharfen Aufforderung meinerseits bedurfte, um die Leute zur Anlegung neuer Wasserlöcher zu veranlassen. Zudem leben unter der deutschen Herrschaft alle Eingebornen heute in so sicheren und friedlichen Verhältnissen, daß niemand gezwungen ist, fernerhin auf den unzugänglichen, trockenen Höhen zu verbleiben; wie die Wangoni von Ntschitschira diesen veränderten Verhältnissen neuerdings Rechnung tragen, indem sie sich mehr und mehr nach den fruchtbaren Strichen hinüberziehen, trotz der Nähe der bösen Mawia, so ist auch anderen Teilen jener Völker das Gleiche unbenommen.

Doch als springender Punkt der ganzen Erziehungsfrage stellt sich nach wie vor die direkte Unterweisung der Eingebornen durch die politischen Herren dar. Unsere Militärärzte und ihre Hilfskräfte tun an der Küste und auf den Stationen sicherlich ihr Möglichstes, jedoch geht der Bereich ihrer Wirksamkeit nicht über den Bannkreis ihres Wohnsitzes hinaus. In günstigerer Lage befinden sich hingegen die Missionen; ihre Stationen sind stets mit einer ganzen Anzahl von Europäern besetzt, auch sind stets Tochterstationen mit weißen oder schwarzen Hilfskräften über weite Bezirke verstreut. Auf den katholischen Stationen gesellen sich zu den Vätern auch noch die Schwestern; auf den protestantischen steht dem Missionar in weitaus den meisten Fällen die Hausfrau zur Seite. Ich meine, von hier aus sollte das Samenkorn der hygienischen Erziehung des Negers zunächst und in erster Linie in die Erde gelegt werden: man bilde nicht nur die katholische Schwester vor ihrem Hinausgehen ärztlich und vor allen Dingen frauenärztlich aus, sondern lege auch Gewicht darauf, daß die evangelische Missionarsgattin imstande ist, den schwarzen Mitschwestern zum wenigsten die Grundzüge der Säuglingsbehandlung beizubringen. Daß man gleichzeitig auch die Erwachsenen anhält, über ihre anerkannt musterhafte Zahnpflege hinaus auch den übrigen Körper mehr als bisher zu pflegen, ist selbstverständlich.

Einer der wundesten Punkte im Leben des Negers ist die Schutzlosigkeit seiner unteren Extremitäten gegen die Fährlichkeiten seines Erdteils. Dornen, scharfe Steinsplitter und spitze Äste, Schlangen- und Skorpionenbiß hat es in Afrika immer gegeben, mit diesen Feinden sich abzufinden, hätte der Neger also genugsam Zeit und Gelegenheit gehabt. Wenn er es nicht getan hat, so ist das meines Erachtens auch weniger die Folge seiner Indolenz und Faulheit gewesen als aus dem Mangel jeder Unterweisung geschehen. Seit kurzer Zeit ist nun zur Schar der alten Gegner noch der neue des Sandflohes gestoßen; ihm steht der Schwarze mit seinen bloßen Füßen erst recht rat- und hilflos gegenüber. Man wird mir einwerfen, es werde ihm nicht einfallen, Schuhe und Stiefel zu tragen, selbst wenn man sie ihm als Geschenk in die Hand gäbe; allein dagegen sprechen alle unsere Erfahrungen mit unseren schwarzen Soldaten, die in jedem Gelände und im Buschkrieg doch nur auf Grund ihres Schuhwerks verwendbar sind, und die, wie ich oftmals habe feststellen können, sich ohne seinen Besitz beinahe unglücklich fühlen. Ich bin überzeugt, daß sich durch konsequente Erziehung auch in dieser Richtung viel wird tun lassen. Die Gefahr, daß unser schwarzer Bruder im Osten mit seinen beschuhten Füßen zur Karikatur herabsinken könnte, liegt zudem ja auch nicht vor, da jeder Neger, sofern er auch nur einmal mit der Küstenkultur in Berührung gekommen ist, fortan kein ernsteres Bestreben zeigt, als den ganzen Körper zu bekleiden. Wie man in anderer als der hier angeregten Weise den entsetzlichen Verheerungen gerade des Sandflohes vorbeugen will, vermag ich nicht einzusehen; geschehen muß in dieser Hinsicht etwas, dazu zwingt uns schon die Rücksicht auf das eigene Interesse an der Entwickelung unserer Kolonie.

In den Abschnitten über den Feldbau der Eingebornen des Südens habe ich immer wieder darauf hinweisen können, daß weder die Wajao, noch die Makua, noch die Makonde dem Bilde entsprechen, welches sich selbst der Kreis der Gebildeten von der Wirtschaft der Naturvölker entwirft; keins dieser Völker lebt von der Hand in den Mund, und keins

verpraßt und vergeudet seine Vorräte, ohne auch an den morgigen Tag gedacht zu haben. Man kann mit Fug und Recht von einer rationellen Wirtschaft sprechen, rationell zwar nicht im Sinn unseres intensiven, auf stetem Fruchtwechsel und steter Düngung beruhenden Ackerbaues, wohl aber insofern, als der schwarze Ökonom ein nicht geringes Ausmaß von Intelligenz und Scharfsinn aufwendet, um sein Saatkorn über die tausend Fährlichkeiten der Trockenzeit hinweg keimfähig zu erhalten. Den europäischen Landwirt möchte ich sehen, der dieses Problem in jenem Milieu unter Anwendung gleich geringer technischer Mittel mit gleicher Meisterschaft löste.

Dieser hohe Stand der Feldwirtschaft läßt ohne weiteres der Hoffnung Raum, daß der Neger des Südens auch auf diesem, seinem ureigensten Betätigungsgebiet zu einer noch höheren Stufe erziehbar sein wird. Anläufe in dieser Richtung sind regierungsseitig schon seit Jahren gemacht worden; jeder Dorfjumbe ist dafür verantwortlich, daß seine Untergebenen, damit sie bei etwaigen Mißernten der einen oder andern Hauptfrucht, der Hirse oder des Maniok, nicht völlig hilflos dastehen und einer Hungersnot entgegengehen, außer jenen Hauptfrüchten unbedingt auch noch eine Reihe anderer Getreide- und Gemüsearten anzupflanzen haben, die die Bevölkerung bei Eintritt jener Eventualität dann wenigstens vor dem Schlimmsten bewahren. Zur Durchführung dieser Maßnahmen hat sich, soviel ich vernommen habe, das Institut der Wirtschaftsinspektoren sehr gut bewährt; wenn der Schwarze merkt, daß man ihm auf die Finger paßt und daß seine weißen Herren gegebenenfalls auch scharf durchgreifen können, so ist er für jede Neuerung zu haben; selbst die Versuchskulturen von Manihot glaziovii auf dem Makondeplateau und von Baumwolle im Tiefland nördlich und westlich von ihm waren unter dem sanften moralischen Zwang, den die Anwesenheit jedes Weißen im Lande bedeutet, sehr gut eingeschlagen, bis der Aufstand dem allen ein Ende gemacht hat. Ich lebe der festen Überzeugung, daß bei einigem festen Willen unsererseits, in der Kolonie Werte zu schaffen, und sei es selbst durch den Neger, der Versuch hier im Süden unbedingt gelingen wird, vorausgesetzt, daß nicht wieder Katastrophen von der Art des letzten großen Aufstandes die Entwickelung stören.

Für mich als Ethnologen war die volkskundliche Erforschung der Stämme meines Arbeitsgebietes die Hauptaufgabe. Von den umfänglichen und vielseitigen Ergebnissen meiner im engsten Konnex mit jenen Völkerschaften durchgeführten Arbeit stellen die vorliegenden Ausführungen einen wesentlichen Anteil, wenn auch nicht die Gesamtheit dar. Will man die ganze geistige Kultur dieser Bantu mit einem Worte charakterisieren, so kann das nur dahinlauten, daß sie neben der beim Neger bekannten Neigung zur Annahme alles Neuen und Fremden doch auch wieder die andere und viel weniger gewürdigte Fähigkeit bewahrt haben, Altes und Altüberkommenes in merkwürdiger Reinheit in ihrem Volkstum zu bewahren. Die Hauptschwierigkeit bei allen meinen Arbeiten bestand stets darin, diese fremde Oberschicht, in der sich zudem noch die verschiedensten Volkstümer durcheinander mischten, abzulösen; war ich dann zum Kern des alten, unverfälschten Volkstums vorgedrungen, so ging die weitere Aufnahme in der Regel glatt und unter verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten von statten.

Eins ist allen diesen Völkern gemeinsam: ihre Zugehörigkeit zur Banturasse, und im engeren Sinn ihre Zugehörigkeit zu der Gruppe der östlichen Bantu, d. h. jener großen Rassen- und Kulturgemeinschaft, welche die ganze, alte Schicht zwischen den großen Seen und der Ostküste umschließt. Von dieser Regel machen weder die Wajao noch die Wangoni von Ntschitschira eine Ausnahme. Daß die letzteren nichts weiter sind als ein zusammengewürfeltes Konglomerat zersprengter, alter Stammesreste, halte ich in Übereinstimmung mit Fülleborn und Berg für erwiesen; doch auch über die gänzliche Unabhängigkeit der Jao von der Kafferngruppe besteht heute wohl kein Zweifel mehr. Absichtlich habe ich mich, wenigstens vorläufig noch, jedes Kommentars der mir übermittelten Stammesgeschichten dieses Volkes enthalten; ich gehe dabei von der Ansicht aus, daß es in solchen und ähnlichen Lagen immer gut sein wird, erst möglichst viele Einzelberichte zu sammeln, bevor man zur Konstruktion der Gesamtgeschichte schreitet. Es wird daher nützlich und auch nötig sein, auch in der Zukunft noch möglichst viele autochthone Erzähler zu hören, am besten selbstverständlich, wie auch ich es vorwiegend getan habe, Leute in höherem Lebensalter, die noch den größern Teil der vielfachen Wanderungen und Verschlagungen mitgemacht haben. Dieses Umhergeworfenwerden ist nun einmal die Form der Geschichte, oder wenn man will der Frühgeschichte jener Völker; ihm muß man deshalb auch im vollsten Maße Rechnung tragen, indem man tunlichst viele Einzelberichte sammelt und für ein späteres Ineinanderarbeiten niederlegt.

Mit den Makua haben sich die Anthropologen und Ethnographen und auch die wenigen Geschichtsschreiber Afrikas, auf die wir zurückblicken können, merkwürdigerweise in viel geringerem Maße beschäftigt als mit den berühmteren Jao. Sehr mit Unrecht; denn einmal stellt die Gesamtmasse dieses Volks im

Gefüge Südostafrikas doch einen ganz andern Faktor dar als die an Zahl viel geringeren Wajao, sodann aber bilden die Makua auf Grund der Lage ihres Wohnsitzes zwischen Rowuma und Sambesi offenbar das Bindeglied zwischen der scharf umrissenen großen Kafferngruppe im tiefen Südosten des Erdteils und der ebenso großen, für uns wichtigen Gruppe der Ostbantu in Deutsch-Ostafrika. Auf unserm Gebiet sind beide Völkerschaften heute nahezu gleich stark vertreten; beide sind auch nördlich vom Rowuma gleich neu. Unter diesen Umständen liegt es für uns nahe, das alte Interesse, das die internationale Wissenschaft seit jeher an den Wajao betätigt hat, unsererseits nunmehr gleichzeitig auch auf die Makua mit zu übertragen. Mit nicht geringer Genugtuung habe ich es begrüßt, daß sich mir während meines Aufenthaltes in Newala so außergewöhnlich gut unterrichtete Männer dieses Stammes in großer Anzahl und für lange Zeit zur Verfügung gestellt haben. Ich bin überzeugt, daß in dem trotz so vieler Einzelzüge noch immer knappen Bilde, welches ich hier von ihnen habe entwerfen können, sich vieles als ebenso schief herausstellen wird wie in dem Bilde der Wajao und der Makonde, doch damit muß und wird der Volksforscher von Haus aus rechnen müssen; nachsichtige und verständnisvolle Beurteiler seiner Arbeit werden ihm solche Fehler auch ohne weiteres zugute halten.

Von beiden Völkern sind die Jao, solange wir sie überhaupt kennen, als die Aktiveren, Energischeren und Anpassungsfähigsten hingestellt worden. Unleugbar haben sie, wo sie auch in unserm Gesichtskreis aufgetreten sind, es verstanden, aus der Not eine Tugend zu machen. Während der große Haufen der übrigen Völker des weiten Gebietes zwischen dem Njassa und dem Indischen Ozean: die Wanindi, die Wamatambwe, die Wandendeuli, die Wangindo, und wie sie alle heißen mögen, unter der Wucht der unausgesetzten Wangoniangriffe zu wahrhaft kläglichen Völkertrümmern, zu unorganisierten Haufen ohne Tatkraft und Initiative herabgesunken sind, haben die Wajao, die doch unter ganz gleichen Verhältnissen zur endgültigen Aufgabe ihrer Ursitze und zu unfreiwilliger Wanderung in östlicher und nordöstlicher Richtung gezwungen worden sind, es jederzeit und überall verstanden, sich den politischen Vorrang und auch die wirtschaftliche Übermacht zu sichern. Außer den Kioque im südwestlichen Kongobecken und den Wanjamwesi im Zentrum von Deutsch-Ostafrika, die aber beide doch freiwillig und unter ungleich günstigeren Verhältnissen über die Grenzen ihres angestammten Wohngebietes in fremde Gebiete eingedrungen sind, wüßte ich kein Volk im dunklen Weltteile zu nennen, das sich mit gleich bewundernswerter Energie so allgemein zu einer Herrscherrolle emporgeschwungen hätte wie die Jao. Auch wanderungstechnisch ist ihre Zerstreuung an beiden Ufern des Rowuma hinunter außerordentlich interessant. Sie sind, nach allen Berichten der Zeitgenossen zu urteilen, nie in großen Massen marschiert, sondern stets nur in kleinen Trupps; hatte doch auch der ältere Matola zeitweilig nur wenige elende Hütten voll Höriger als seinen Anhang aufzuweisen. Doch gerade durch dieses fast unmerkliche Einsiekern in das Gefüge der fremden Völkerschaften ist es den Jao wohl überhaupt erst möglich geworden, überall, wohin sie gekommen sind, festen Fuß zu fassen. Mit Gewalt ist man ihnen nur vereinzelt entgegengetreten; im allgemeinen hat man sie, wenn auch vielleicht nicht als willkommene, so doch als unschädliche Nachbarn aufgenommen; Platz genug ist ja im Lande vorhanden.

Wissenschaftlich am interessantesten mußten mir von vornherein die Makonde erscheinen, schon aus dem Grunde, weil wir über sie noch längst nicht so viel wußten wie über die Völker in der nördlichen und westlichen Umrandung des nach ihnen genannten Hochlandes. Zudem übte das Wenige, was bis dahin von dem Kulturbesitz dieses Volkes in den deutschen Museen vorhanden war, auf den Ethnographen in mir einen mächtigen Zauber aus, waren doch alle diese merkwürdigen Geräte, besonders die Masken, für uns tote Dinge, über deren Gebrauch und tiefere Bedeutung wir gar nicht unterrichtet waren. In den Aufnahmen, soweit sie sich mit dem Stammes- und Geistesleben der Makonde befassen, möchte ich denn auch den bedeutsamsten Teil meiner Ergebnisse zu sehen geneigt sein.

Allem Anschein nach haben wir in den Makonde ein seit sehr langer Zeit im Lande ansässiges Element vor uns; ich schließe das besonders daraus, daß sie in ihrer ganzen ethnologischen Komplexion viel altertümlicher und ursprünglicher erscheinen als alle anderen Völker dieses Gebietes. Wenn wir sehen, daß im Habitus, von geringen Differenzen abgesehen, über ganz Ostafrika hin eine große Gleichmäßigkeit besteht; wenn wir finden, daß im Feldbau gar keine Unterschiede, in der Wohnweise nur sehr geringe vorhanden sind; daß das Mutterrecht, die exogamische Sippe und Spuren von Totemismus noch überall vorkommen; und daß selbst die Mannbarkeitsfeste eine ganz allgemeine soziale Einrichtung sind, so muß das Hereinspielen der Masken- und gar erst der Stelzentänze, und ferner auch die noch klar erkennbare Einrichtung der Altersklassen entschieden eine Summe von Einrichtungen sein, die bei den anderen Völkern seit längerer oder kürzerer Zeit unter der Ungunst der Umstände verloren gegangen sind,

während sie sich auf dem steil nach allen Seiten abfallenden und kaum zugänglichen Hochplateau haben erhalten können. An Belegen für solchen Konservativismus von Gebirgsvölkern ist ja selbst das sonst so uniforme Afrika nicht arm; unendlich altertümlich muten uns die Teda oder Tibbu in ihrem isolierten Berglande Tibesti an; in den Bergdamara Deutsch-Südwestafrikas glauben gewisse Forscher, vielleicht nicht einmal mit Unrecht, die letzte erkennbare Enklave eines dann allerdings seit undenklichen Zeiten von der Hauptmasse abgesprengten Restes der Sudannegerrasse sehen zu dürfen; in den unzugänglichen Gebieten rings um die Massaisteppe herum finden wir schließlich eine lange Reihe von Völkerschaften, die wir ebensowohl auf Grund eines bestimmten Habitus, wie auch wegen ihres Kulturbesitzes scharf aus der übrigen Völkermasse jener Gebiete abzugrenzen vermögen.

Den Makonde ist diese Isolierung sicherlich umso leichter gefallen, als sie die natürlichen, strategischen Vorzüge ihres Hochlandes sehr bald auch noch durch die Eigenart ihrer Feldkultur auf künstliche Weise vermehrt und vergrößert haben. Auch heute noch ist der dichte, das ganze Plateau überziehende Busch die Hauptstärke in der strategischen Lage dieser Wohnsitze, nicht nur den Völkern der Tiefebene gegenüber, sondern auch im Verhältnis zu den neuen weißen Herren. Aus politischen Gründen wird die zwangsweise Aufgabe der jetzigen Siedlungsart der Makonde für uns ein Gebot der Notwendigkeit sein, für die Wissenschaft jedoch wird jeder Eingriff in die altüberkommene Wohnweise einen Verlust bedeuten. Freilich wird sich bei einem Zusammenziehen der Makonde deren altes Volkstum ebensowenig von heute zu morgen abschleifen wie es bei den Stämmen der Ebene geschehen ist; das Unyago mit seinen so mannigfaltigen Erscheinungsformen wird einstweilen noch weiter bestehen bleiben; auch die Masken werden nicht mit einem Male verschwinden; doch der Anlaß zum endgültigen Ruin dieses uralten Formenkomplexes wird damit gegeben sein.

Es muß der Endzweck jeder völkerkundlichen Einzelforschung sein, Bausteine für den Aufbau der menschlichen Kulturgeschichte zu liefern. Die ist ein so gewaltiges Gebäude mit so zahlreichen Einzelabteilungen, daß eine schier unendliche Forschungsarbeit dazu gehören wird, es dereinst zum Abschluß zu bringen. Aus diesem Grunde muß jede vereinzelte Beobachtungstatsache, und sei sie noch so unscheinbar, als Baumaterial herangezogen werden. Freudig darf man es begrüßen, daß die Zeit der Oberflächenarbeit für die deutschen Kolonien nunmehr, und zwar hoffentlich für immer, vorüber ist, und daß auch wir uns, gleich wie die Amerikaner, die für uns in der Durcharbeitung ihres eigenen Erdteils vorbildlich gewesen sind, neuerdings der lokalen Einzelarbeit zugewandt haben.

Wenn ich mich in der vorliegenden Übersicht über den Hauptteil meiner Forschungsergebnisse verhältnismäßig eingehend mit den Erscheinungsformen des täglichen Lebens der von mir besuchten Neger, mit ihrer materiellen Kultur befaßt habe, so wird das selbst dem der Völkerkunde Fernstehenden noch einigermaßen gerechtfertigt erscheinen. Der Mensch, auch der kulturell höchststehende und von der Natur am wenigsten abhängige, ist nirgends herrenlos, sondern stets und überall insofern der Sklave der Naturbedingungen, als er, wenn er in und mit ihnen leben will, sich ihnen auch mehr oder weniger anpassen muß. In der Arktis wird auch der Europäer wohnen und leben müssen, wie der Hyperboreer, und in den Tropen hat der Weiße noch immer am besten getan, die Eingebornen in den Grundzügen ihrer Lebensweise bis zu einem gewissen Grade zu kopieren. Also schon aus rein kolonialwirtschaftlichen Gründen müssen wir uns mit der materiellen Kultur des Negers befassen.

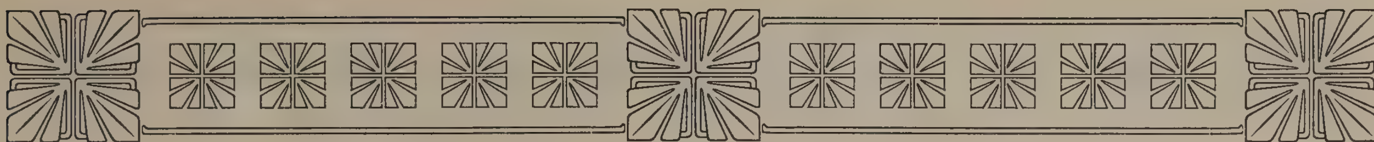
Die Erfassung des Endzwecks jener anderen, auf die Ergründung des Geisteslebens der primitiven Völker gerichteten Studien liegt erklärlicherweise nicht so klar auf der Hand; ihr praktischer Nutzen springt ja auch nicht in die Augen. Was frommt es unserer Kolonialwirtschaft, so ruft der Laie, ob wir wissen, wie der Neger seinen Stamm aufteilt, wie er geboren wird und aufwächst, wie er in die Stammesorganisation aufgenommen wird, wie er wirbt und freit; was, ob wir wissen, wen er freien darf und wen nicht, welche Götzen er anbetet, und welche ungeschriebenen Gesetze sonst seinen Lebensweg diktieren mögen! Nun, ein klein wenig frommt es uns allerdings, auch über so etwas unterrichtet zu sein, antworten ihm Kolonialgeschichte und Völkerkunde. Freilich hat der Neger kein Tabu, dessen bewußte oder auch unbewußte Verletzung durch die Europäer die Kolonialgeschichte der Südsee zu einer so wechselvollen Folge blutiger Ereignisse gemacht hat; er legt auch auf seine Speiseverbote nicht jenes ungeheure Schwergewicht wie es die Bewohner des benachbarten Indien tun, und würde eine Verletzung dieses Zweiges seiner Sitten vermutlich nicht mit einem so furchtbaren Aufstande beantworten wie es die Hindu vor einem halben Jahrhundert den Engländern gegenüber getan haben. Aber unzweifelhaft gibt es doch auch in Afrika so manches zu schonen, woran oftmals nicht einmal die praktischen Kolonialpolitiker Europas gedacht haben und denken, von

der breiten, ununterrichteten Masse der Völker ganz zu schweigen.

Beide Kreise, den engern wie den weitern, auf Grund der in ernster Forschungsarbeit gewonnenen ethnographischen Ergebnisse über das Geistesleben und die Motive für seine Betätigung zu unterrichten und zu belehren, ist sicherlich eine sehr nützliche Aufgabe der Völkerkunde, doch ist sie keineswegs deren Selbstzweck. Der besteht in der Eingliederung des ethnographischen Einzelbefundes in das psychische Gesamtbild der Menschheit, auf daß wir durch die lückenlose Aneinanderreihung ungezählter Tatsachen und durch emsigen Vergleich geistesverwandter Betätigungen der Völker eine genaue Rekonstruktion jener Entwicklungskurve durchzuführen vermögen, die unser Geschlecht von den ersten Anfängen geistigen Lebens an bis zu seiner heutigen Höhe durchlaufen hat.

Unsere Ostafrikaner sind trotz ihrer nicht geringen Kulturhöhe und trotz der mannigfachen fremden Einflüsse, die seit unbestimmbarer Zeit aus dem Innern des Erdteils selbst und seit mehr als tausend Jahren von der Küste her auf sie eingewirkt haben, durchaus nicht ungeeignet, uns ein für jene Rekonstruktion schätzbares Material zu liefern. Schon allein in der Ursprünglichkeit ihrer Stammesorganisationen mit ihren mutterrechtlichen, exogamischen und anscheinend auch totemistischen Sippen, in ihren Mannbarkeitsfesten und Altersklassen bewahren sie einen menschheitsgeschichtlich gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Schatz uralten Kulturgutes. Einen um so höhern ethnologischen Wert gewinnt er zudem noch dadurch, daß sich mit der Feststellung dieser alten Verhältnisse auch in diesem Teil der alten Welt immer stärker die Schlußfolgerung aufdrängt, daß der Gesamtkomplex jener Erscheinungen, und vor allem der Totemismus, vor Zeiten nahezu ein Gemeingut aller Rassen gewesen zu sein scheint. Die Art und Weise der Zeitrechnung, die Ausübungsart von Technik und Kunst bei jenen schwarzen Leuten, ihre Rechtsanschauung, der eigenartige Kultus, ihre Ansichten über kosmische und tellurische Vorgänge, die Motive ihrer Körperverunstaltung, ihre Auffassung vom Werden und Vergehen alles Organischen — alles das mag, an sich oder neben unserer fortentwickelten eigenen Anschauung betrachtet, belanglos und nebensächlich erscheinen; in den Gesamtrahmen der menschlichen Kulturgeschichte eingepaßt, sind indessen weder diese alten Gebräuche, noch auch ihre Motive unwichtig und belanglos; jeder von ihnen ist vielmehr eine Urkunde menschlicher Geistesentwicklung, die gar nicht sorgfältig genug registriert und aufbewahrt werden kann.





Sach- und Namenverzeichnis.

H.

I (J).

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.


Abb. 1.
Makondemann.


Abb. 2.
Matambwefrau.


Abb. 3.
Makondefrau.


Abb. 4.
Makondemann.


Abb. 5.
Makuafrau.


Abb. 6.
Makondefrau.


Abb. 7.
Makondefrau.

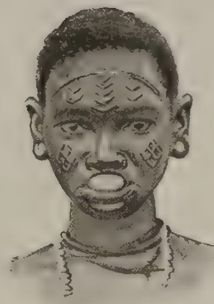

Abb. 8.
Makondefrau.


Abb. 9.
Muerafrau aus Mtschekenje.


Abb. 10.
Mueramann.


Abb. 11.
Jaofrau, Massassi.


Abb. 12.
Jaojüngling.


Abb. 13.
Makuamädchen.


Abb. 14.
Makuafrau.


Abb. 15.
Makuafrau.


Abb. 16.
Makuafrau.



Abb. 1.
Kleine Inselberge nordwestlich des Polizeipostens Massassi.



Abb. 2.
Vorratsbehälter im Hofe.



Abb. 3.
Wamuerafrauen von Mtschekenje; die eine mit Unterlippenstift.



Abb. 1a.



Abb. 1b.

Makuamann aus der Gegend von Massassi.



Abb. 2.

Makuafrauen von Hatia's.



Abb. 1.
Makuafrauen aus der Umgebung von Newala.



Abb. 2.
Links: Mueramann. Rechts: Jao von Mtama.



Abb. 1. **Jaomädchen und -frau.**

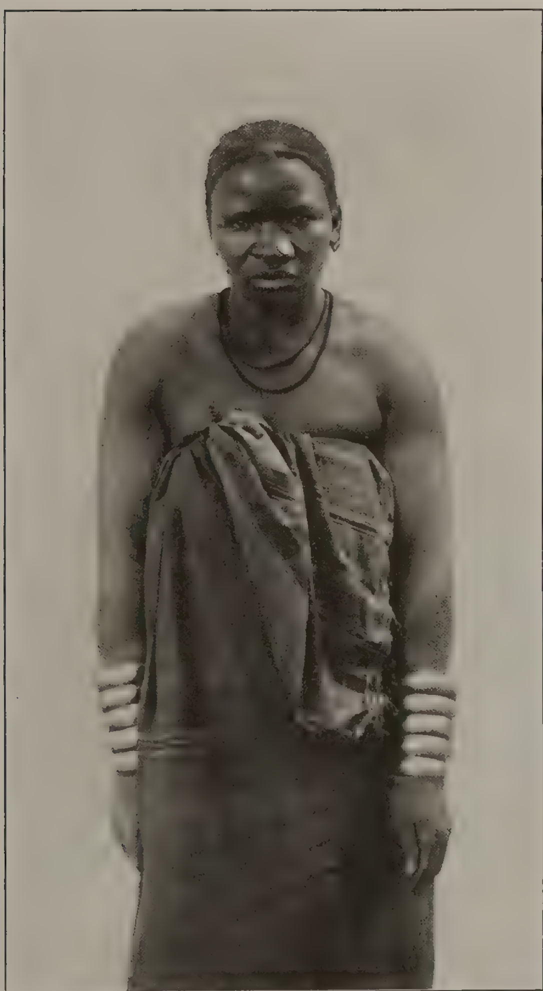


Abb. 2a. **Jaofrau Chembrasiao.**



Abb. 2b. **Jaofrau Chembrasiao.**



Abb. 1.
Matolas Gehöft.



Abb. 2.
Jaofrau aus der Gegend von Mahuta.

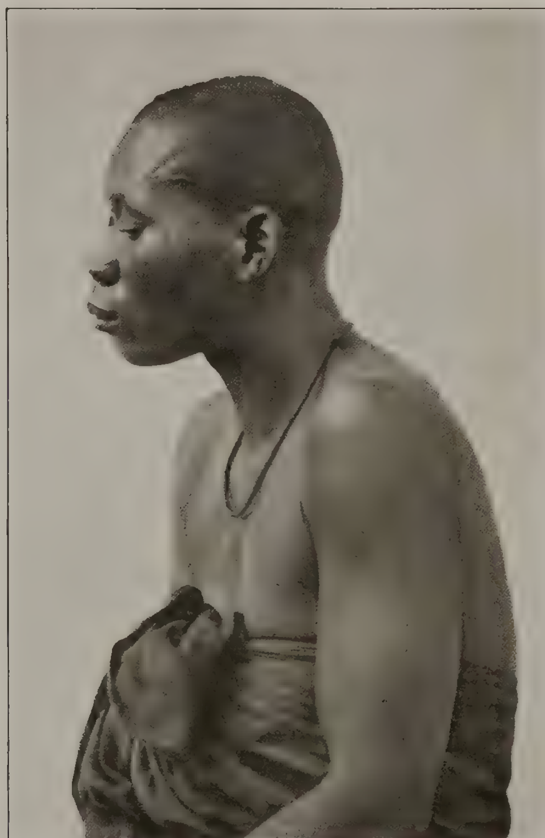


Abb. 3.
Jaofrau.



Abb. 1 a. **Makuafrauen mit der häufigsten Narbenzier.** Stirn und Schläfen mit Öl gesalbt.



Abb. 1 b. Dieselben, Profilansicht.



Abb. 1.
Grabbäume an der Boma von Newala.

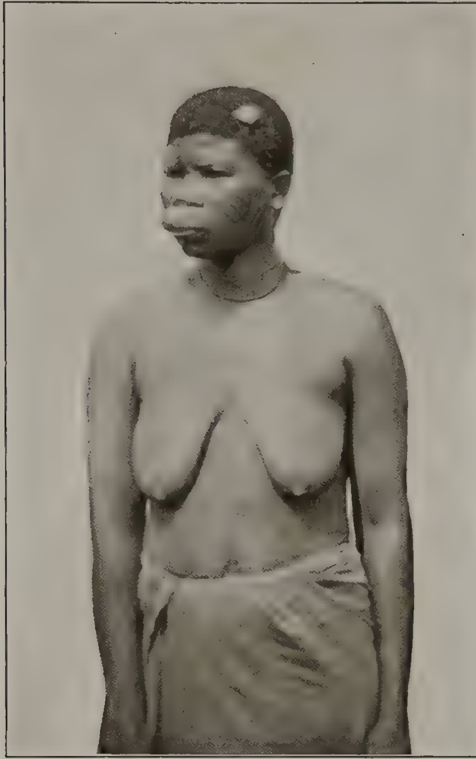


Abb. 2.
Makuafrau von Hatia's.



Abb. 3.
Medulla beim Spulen.



Abb. 1. **Taubenhaus in Mwiti.**



Abb. 2. **Jaogehöft in Chingulungulu.**

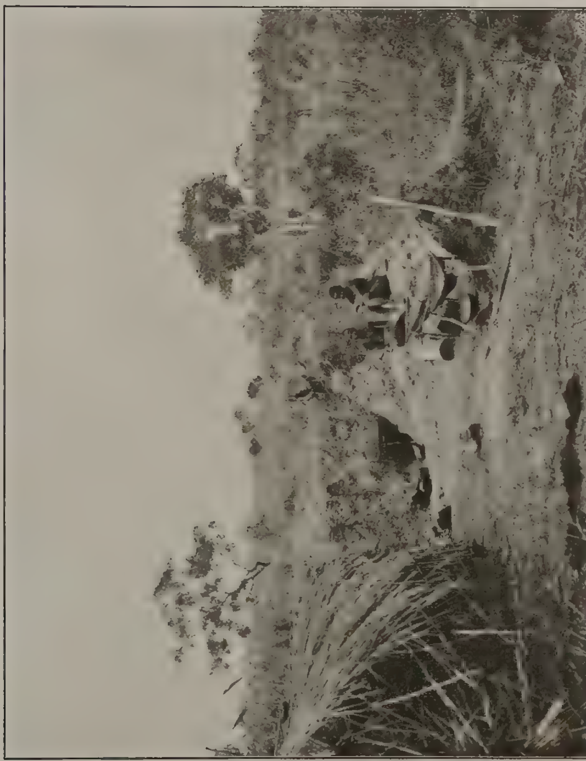


Abb. 3. **Salzsiederei bei Massassi.**

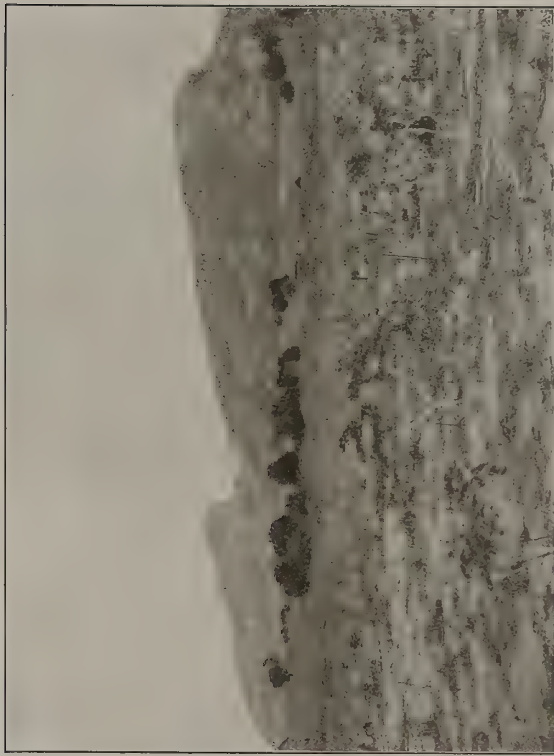


Abb. 4. **Inselberge bei Massassi.**



Abb. 1. Wachthäuschen im Felde.

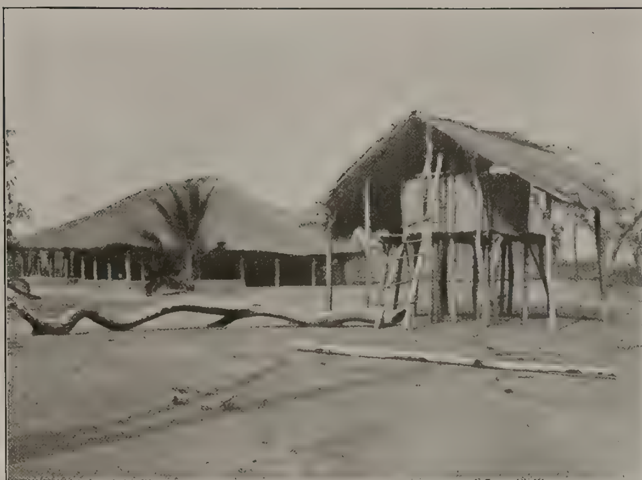


Abb. 2. Matolas Riesenspeicher.



Abb. 3. Wasserlöcher bei Tschingulungulu.



Abb. 4. Wanjassagehöft am Mkomahindoberge bei Massassi.



Abb. 5. Doppelhaus im Rowumatal bei Ntschitschira.



Abb. 6. Hühnerstall und Vorratsbehälter in einem Jaohofe zu Tschingulungulu.



Abb. 2a.
Wanjassahütte in Massassi.

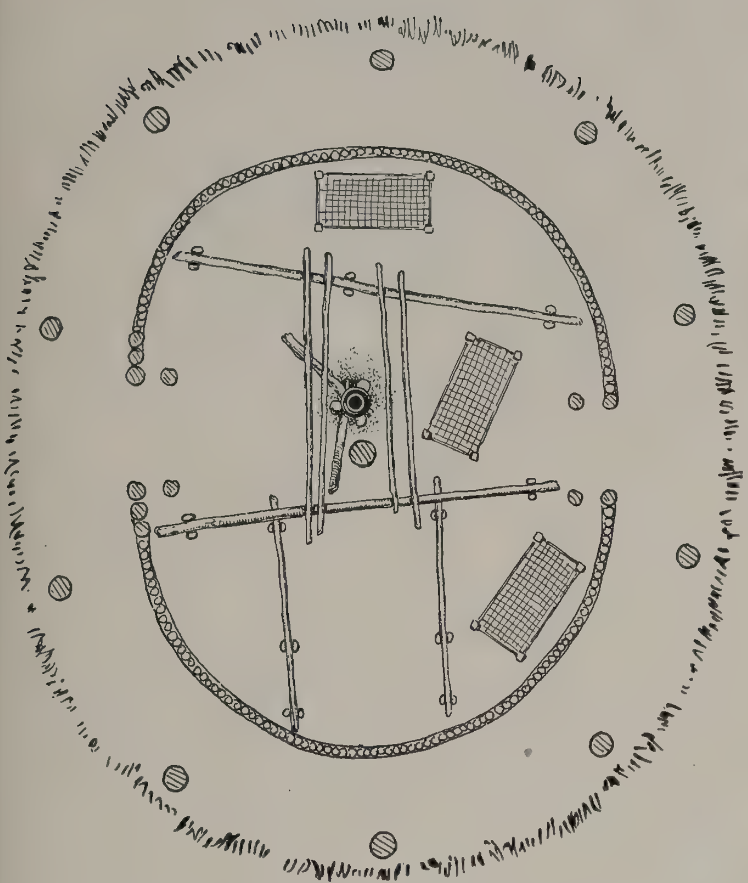


Abb. 1.
Grundriß einer Makuahütte von Mlipa bei Newala.
Mit 2 Gerüsten, einem hohen zwischen den Türen und einem niedrigeren zur Seite. 3 Bettstellen.

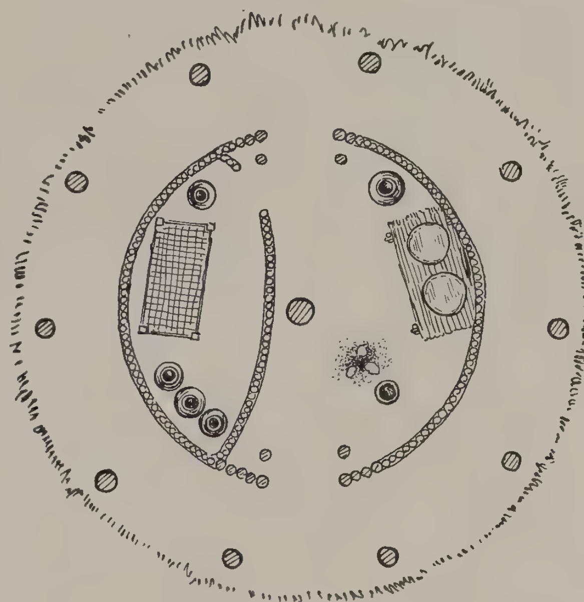


Abb. 2b.
Grundriß zu Fig. 2a.
Rechts vom Eingang Herdanlage, 2 Vorratsbehälter aus Rinde auf einer Plattform, Wasserkrug; links Schlafgemach mit Vorratskrügen.

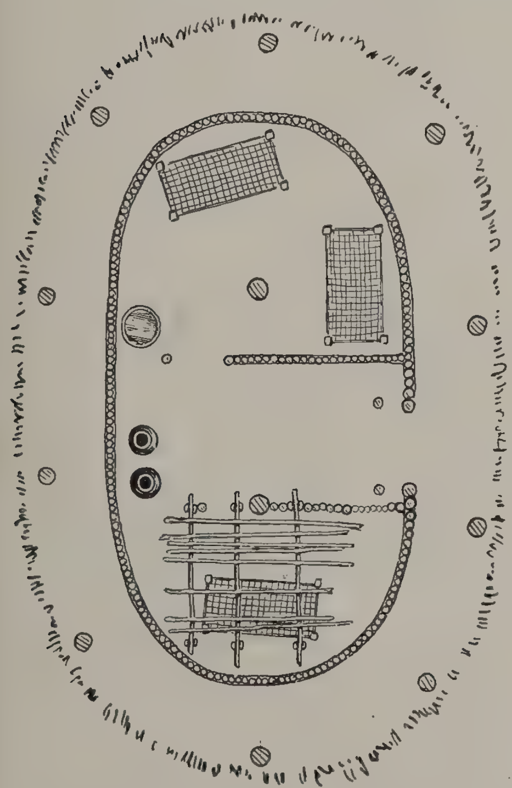


Abb. 3.
Grundriß einer Makuahütte in Massassi.

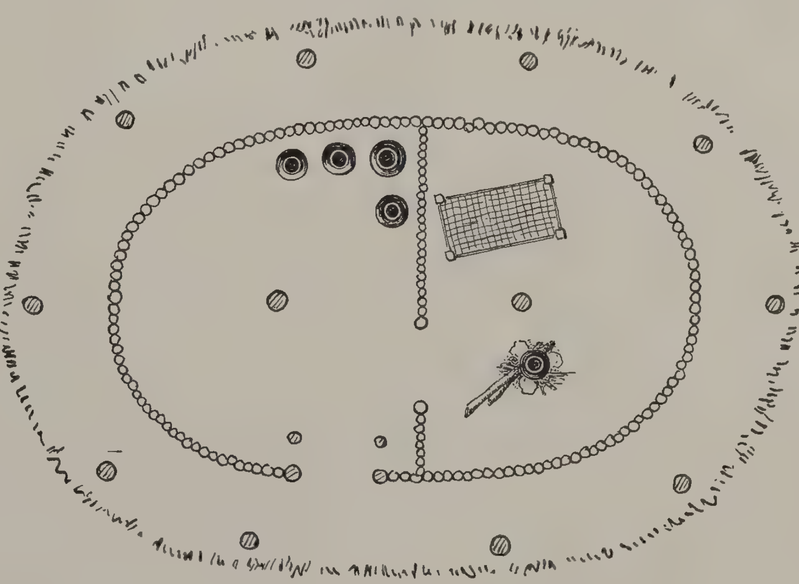


Abb. 4.
Grundriß einer Makondehütte in Jumbe Mchauro bei Newala.
Dem Eingang gegenüber nur Vorratskrüge; rechts im Schlafraum Herdanlage und Bettgestell. Kein Lehmbewurf an den Wänden.



Abb. 1a.
Makondehütte von Jumbe Mtschauro bei Newala.

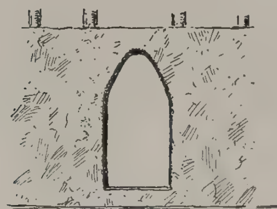


Abb. 3.
Tür in der Zwischenwand im Innern eines Jaohauses. Tschingulungulu.

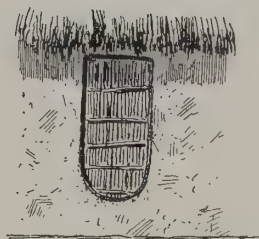


Abb. 4.
Tür einer Jaohütte in Tschingulungulu.

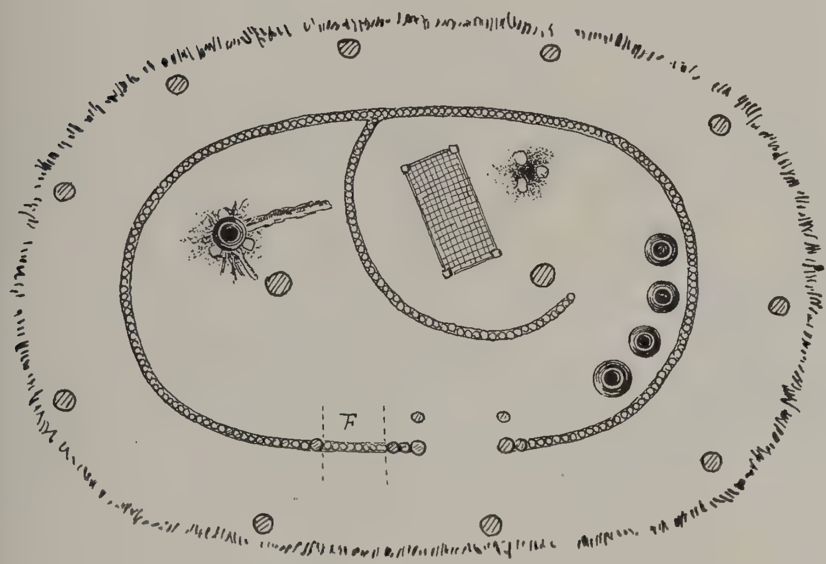


Abb. 1b.
Grundriß zu Fig. 1a.
F das Fenster; links der Wohn- und Kochraum; rechts das Schlafgemach. Davor 4 Vorratstöpfe.

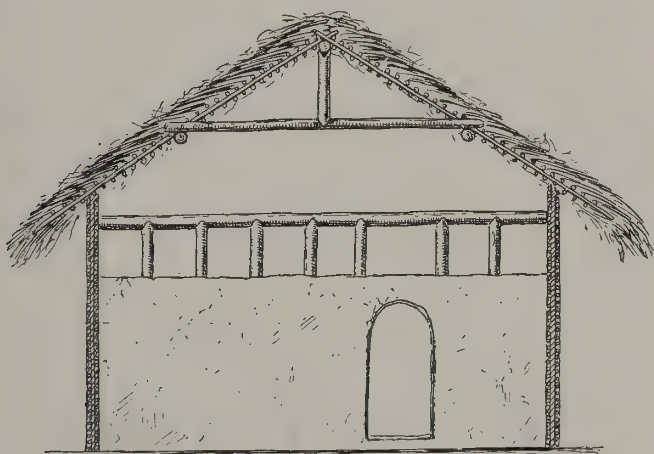


Abb. 2.
Querwand im Innern eines Jaohauses in Tschingulungulu.

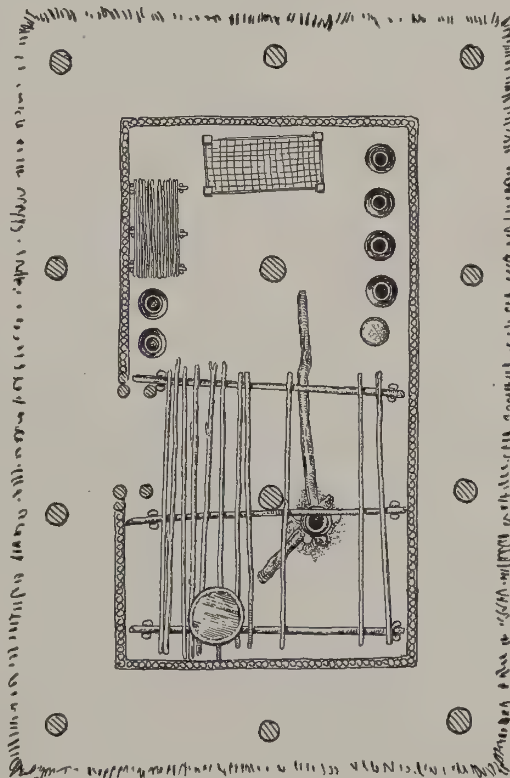


Abb. 5.
Grundriß einer Wangonihütte von Ntschitschira.
Rechts vom Eingang die Herdanlage. Darüber ein Trockengerüst mit Vorratsbehälter. Links Bettgestell, Vorratskrüge und eine Art Tisch.

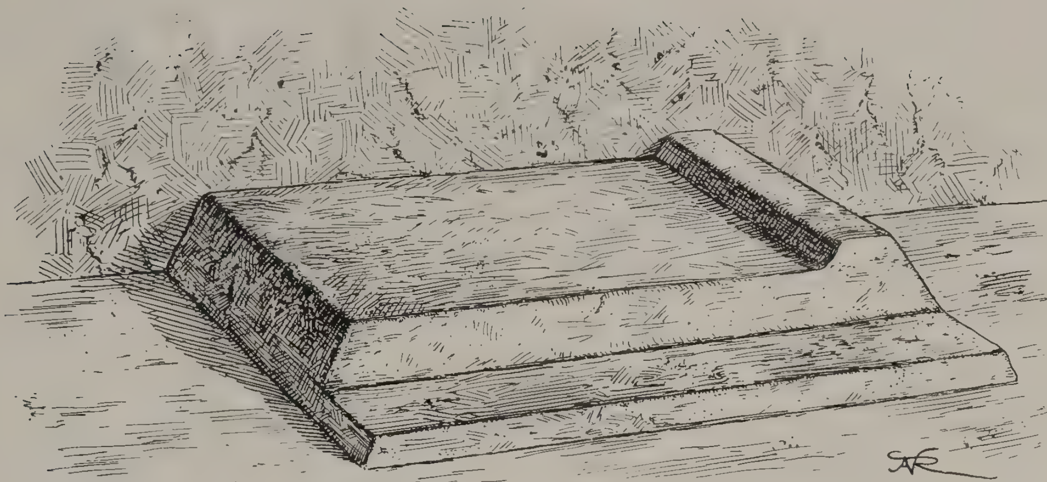


Abb. 1.
Ruhebett aus Lehm im Hause des Jaohäuptlings Susa.



Abb. 2.
Herdanlage in Susas Hause.

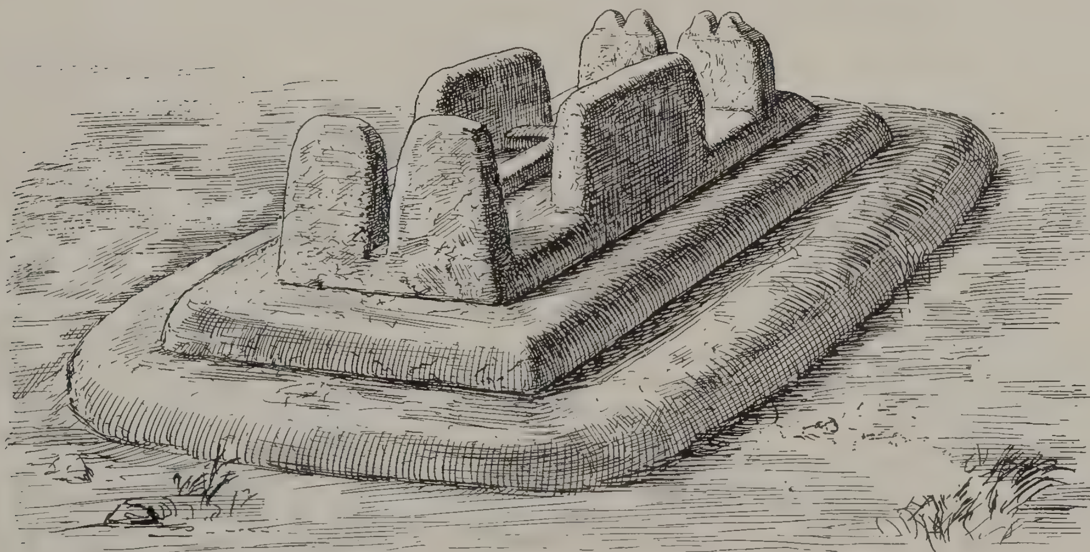


Abb. 3.
Matolas des Älteren Grab in Newala.

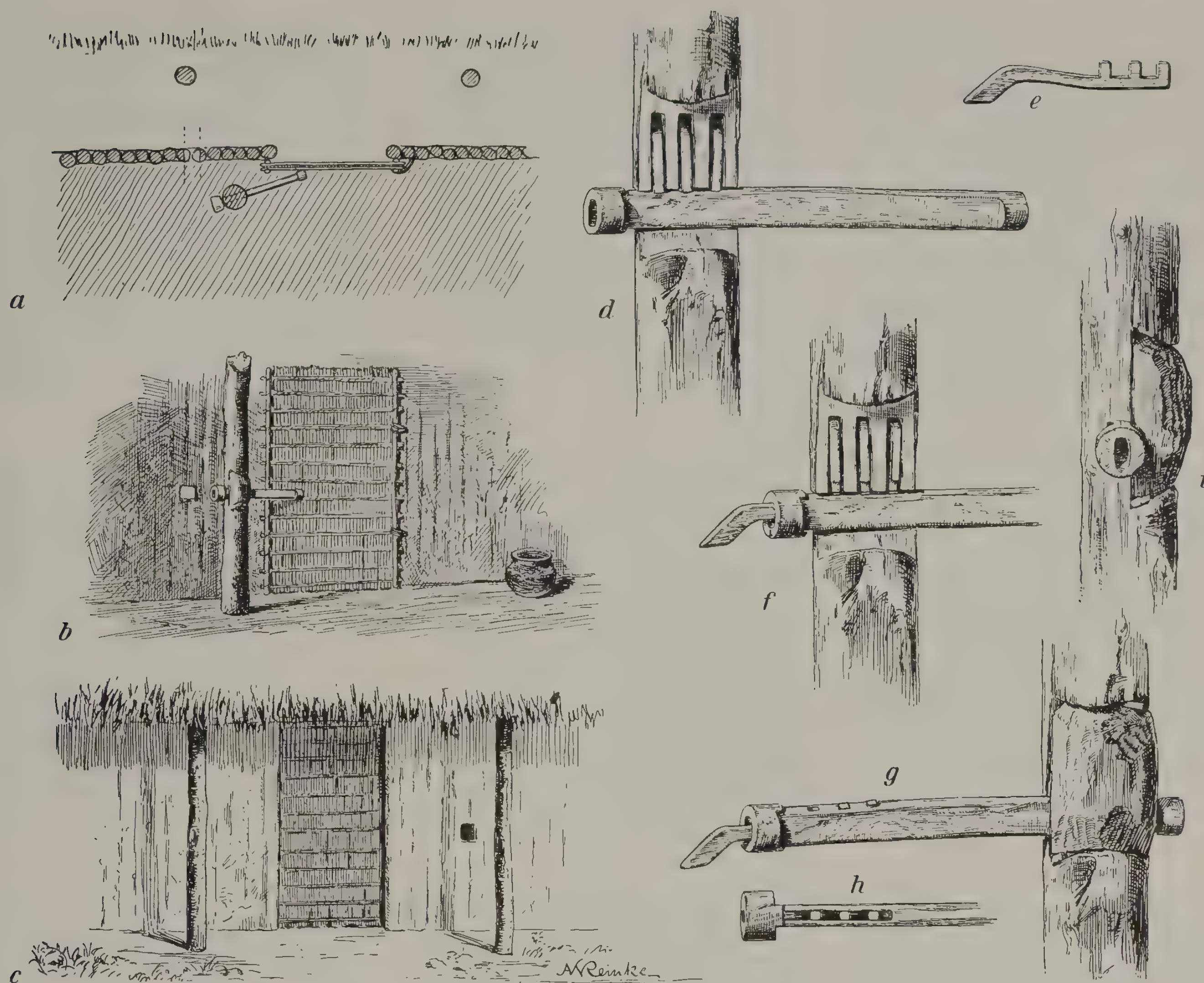


Abb. 1.

Türverschluß der Makonde von Jumbe Mtschauro.

abc) Die verschlossene Tür; a) Ansicht von oben; b) von innen; c) von außen. d—i) Das Schloß; d) Innenansicht (durch Herausheben der Deckplatte aus dem Schloßträger) bei Verschluß; e) der Schlüssel; f) Aufschließen durch Einführen des Schlüssels und Anheben der drei Verschlußklötzchen; g) Zurückziehen des gelösten Riegels; h) der Riegel von unten gesehen; i) Schloß von vorn.



Abb. 2.

Gerüst zum Trocknen von Fischen und Fleisch. Rowuma.

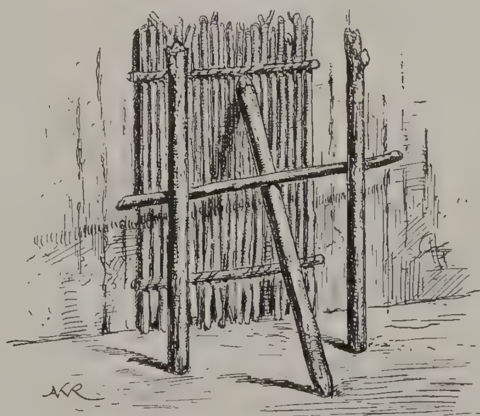


Abb. 3.

Der allgemeine Türverschluß.


Abb. 1.


Abb. 2.


Abb. 3.


Abb. 4.


Abb. 5.


Abb. 6.


Abb. 7.


Abb. 8.


Abb. 9.


Abb. 10.


Abb. 11.


Abb. 12.

Wangonitöpferei in Ntschitschira.

1. Kneten des Tons. 2. Formen. 3. Streichen mit dem Maiskolben, außen. 4. innen. 5. Herstellung des Randes. 6-7. Ornamentieren. 8. Herausarbeiten des Bodens. 9-12. Das Brennen: 9. Einbauen des Gefäßes. 10. Anzünden des fertigen Holzstoßes. 11. Wenden des glühenden Topfes. 12. Besprengen mit Pflanzensäften.

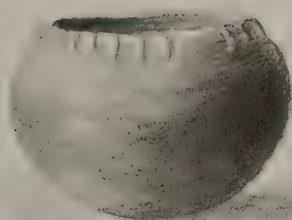


Abb. 1.
Kochtopf. Matambwe.



Abb. 2.
Wassergefäß. Makonde.

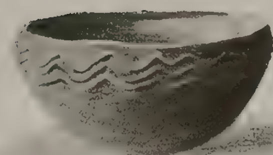


Abb. 3.
Kochtopf. Matambwe.

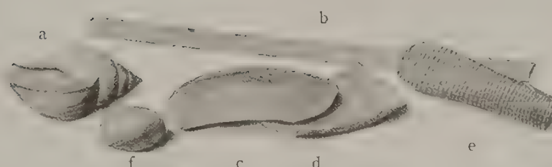


Abb. 4. **Töpfergerät** einer Wanjassafrau.
a) Schneckenhaus zum Lochmachen. b) Bambusglätter. c-d) Kürbisscheiben zum Ornamentieren usw. e) Maiskolben zum Abkratzen der Gefäßwand. f) Glättstein.



Abb. 5.
Wasserkrug. Jao.



Abb. 6.
Wasserkrug. Jao.



Abb. 7.
Kochtopf. Makonde.

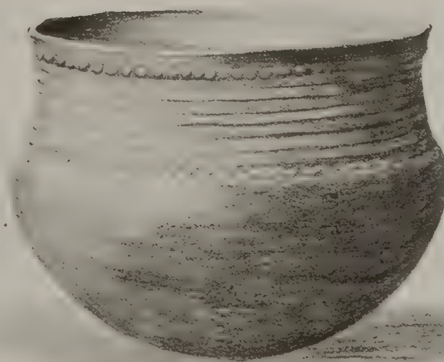


Abb. 8.
Kochtopf. Wangoni.

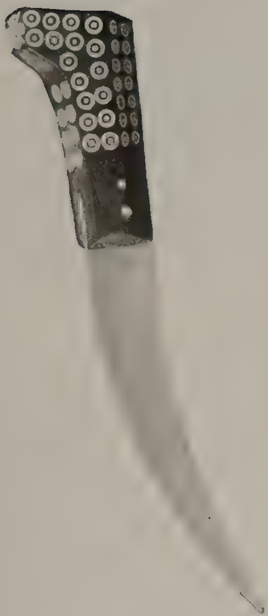


Abb. 6a.
Prunkmesser mit Scheide. Jao.



Abb. 1.
Kochtopf. Makonde.



Abb. 4.
Sichelaxt.
Matambwe.

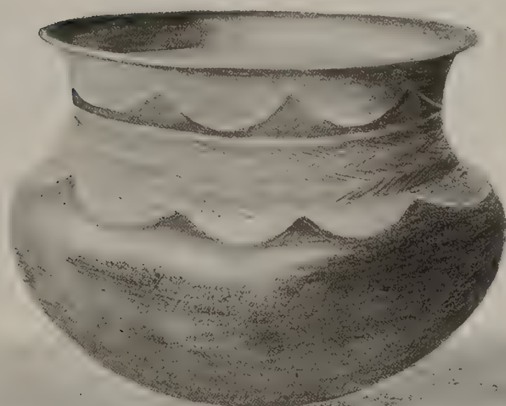


Abb. 2.
Wassergefäß. Jao.



Abb. 6b.
Prunkmesser mit
Scheide. Jao.

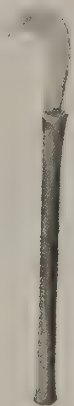


Abb. 5.
Sichelaxt.
Matambwe.



Abb. 3. **Axt.**



Abb. 8.
Rasier- und
Tätowiermesser.
Wanjassa.

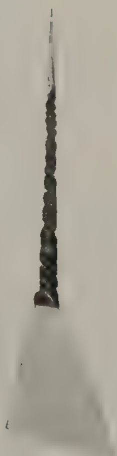


Abb. 9.
Rasier- und
Tätowiermesser.

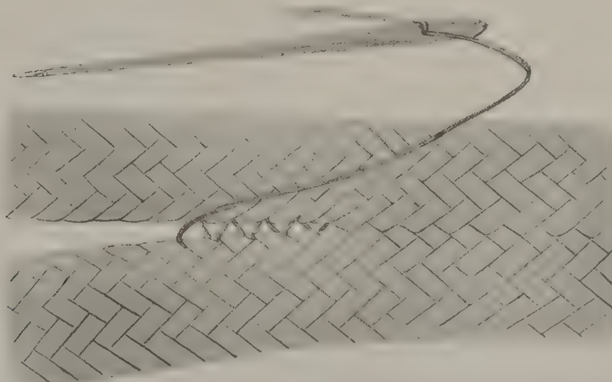


Abb. 10.
Technik des Mattennähens.



Abb. 7.
Arbeitsmesser.
Jao.



Abb. 1a.



Abb. 1b.



Abb. 1c.



Abb. 1d.



Abb. 1e.



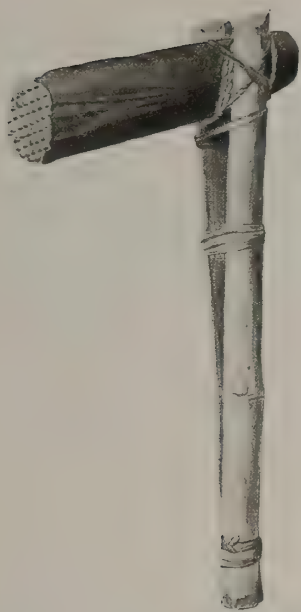
Abb. 1f.

Rindenstoffherstellung in Newala.

a) Aufschneiden des Rindenzylinders auf dem Baume. b) Ablösen der Rinde. c) Putzen der Rinde innen. d) Putzen der Rinde außen. e) Klopfen. f) Geschmeidigmachen durch Zusammendrehen.



Abb. 2. **Pfahlhäuser im Rowumatal bei Ntschitschira.**



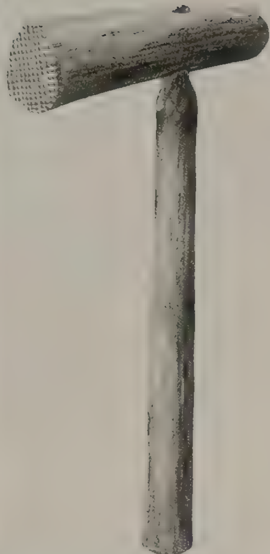


Abb. 1. Abb. 2.
Rindenstoffschlägel.[?] Jao.



Abb. 4.
Schemel. Jao.

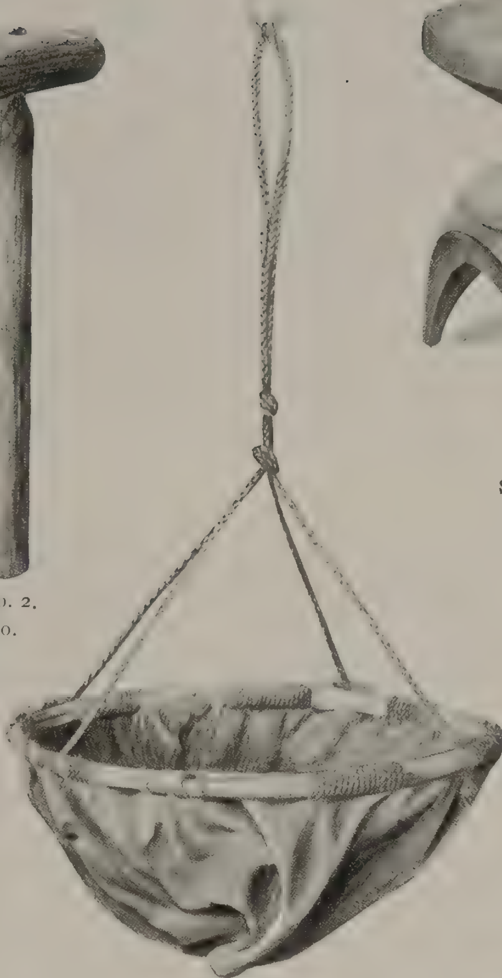


Abb. 3.
Gefäß zum Wachssammeln. Jao.

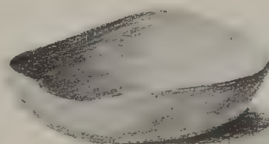


Abb. 6.
Schöpfgefäß für Salzsole.
Massassi.



Abb. 5.
Trinkbecher. Jao.



Abb. 7.
Salzkörbchen. Massassi.



Abb. 8.
Queraxt. Makua.



Abb. 9.
Feldhacke. Jao.

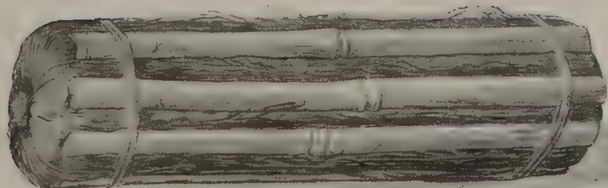


Abb. 10.
Handelspaket des Massassisalzes.

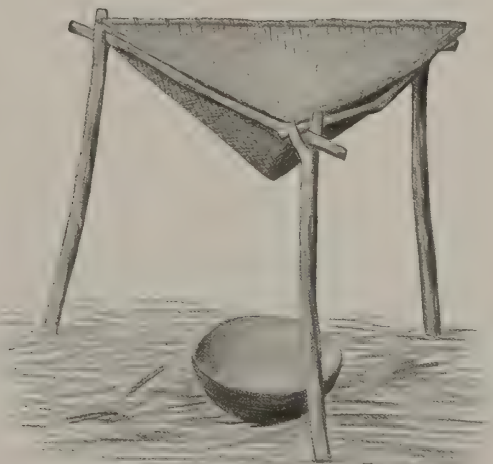


Abb. 11.
Lauggestell für Salz. Massassi.



Abb. 1a.



Abb. 1b.



Abb. 1c.



Abb. 1d.

Wangonischmiede.

a) Befestigen der Blasebälge mittels Holzhaken. b) Die Blasebälge in Tätigkeit. c—d) Schmieden.



Abb. 2. **Gelbgießer bei der Arbeit.** Akuchikomu.

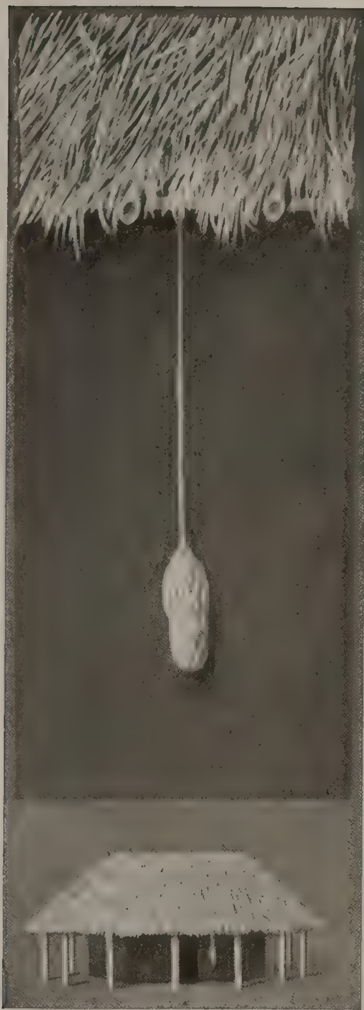


Abb. 1.
Amulet zu Susas Hause zum Schutz des Daches gegen Windhosen.



Abb. 2.
Tanzmaske der Makonde, den Hasen darstellend.

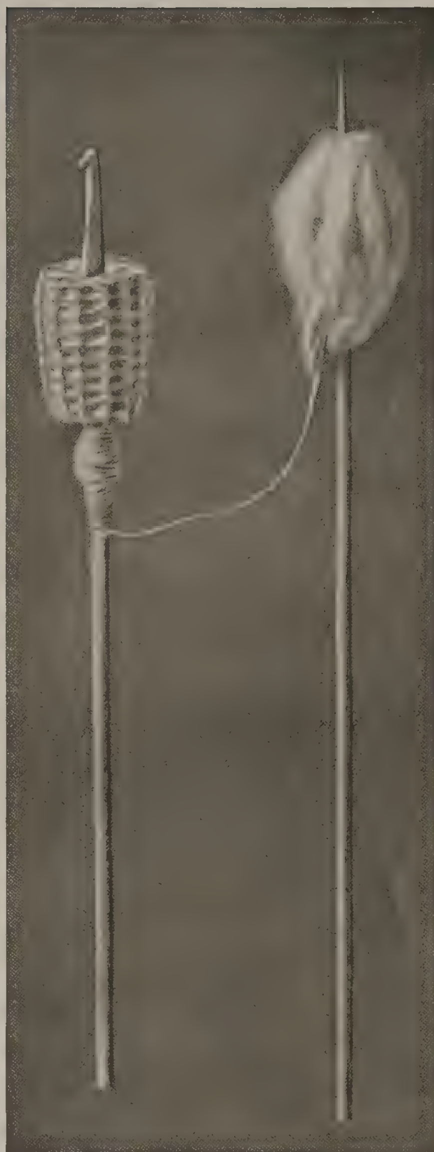


Abb. 3.
Spindel. Jao.

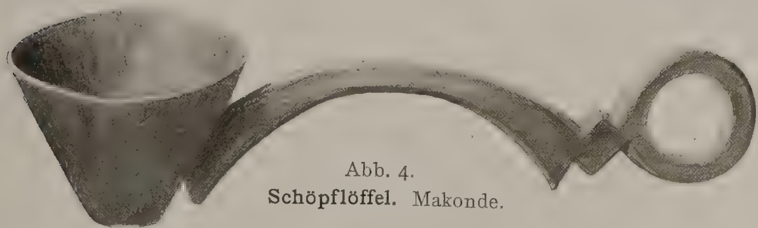


Abb. 4.
Schöpflöffel. Makonde.

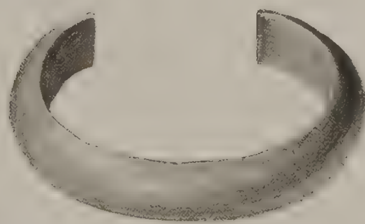


Abb. 6.
Schmuckring der Frauen für Arm und Knöchel.
Messing. Allgemein.

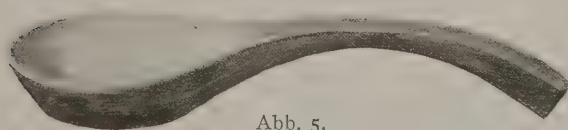


Abb. 5.
Schöpflöffel. Matambwe.



Abb. 7.
Kelle. Makonde.

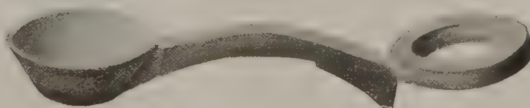


Abb. 8.
Schöpflöffel. Matambwe.



Abb. 1.
Jaofrau, Holzfigur.
Makondearbeit.



Abb. 2.
Makondefrau, Holzfigur.
Makondearbeit.



Abb. 3.
Makondefrau, Holzfigur.
Makondearbeit.



Abb. 5.
Vogelfigur, angeblich Marabu. Makondearbeit.



Abb. 4.
Skulptur eines Watvogels.
Makondearbeit.



Abb. 6.
Skulptur des Vogels ntinondo.
Makondearbeit.



Abb. 7.
Schemel in Form des Schweins. Arbeit eines Matambwe-Fundi.

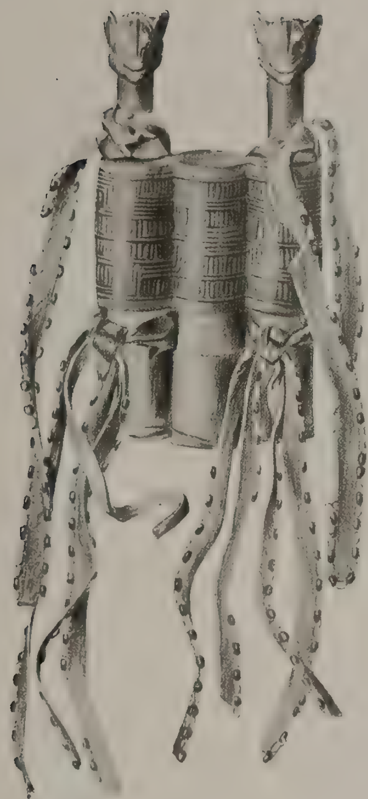


Abb. 1.



Abb. 2.

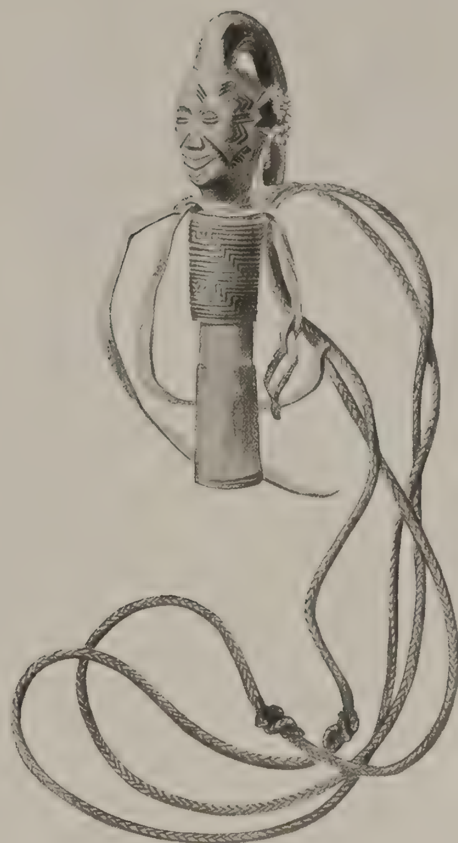


Abb. 3.

Medizin- und Schnupfbüchschen. Allgemein.



Abb. 4.



Abb. 5.

Medizin- und Schnupfbüchschen.
Allgemein.



Abb. 6.
Schnitzerei, ein Schwein darstellend. Makua.



Abb. 7.
Schnitzerei, ein Litotwe darstellend. Jao.

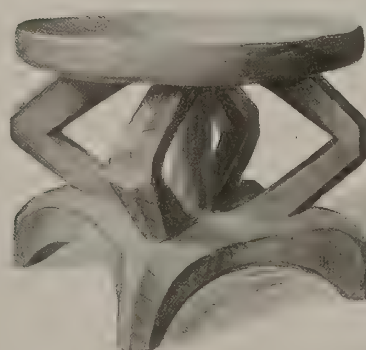


Abb. 8.
Schemel. Wangoni.


Abb. 1.


Abb. 2.


Abb. 3.


Abb. 4.

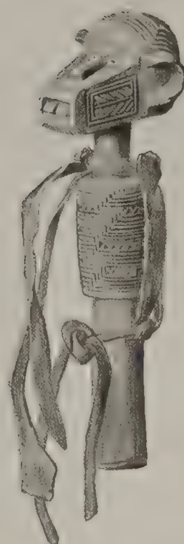

Abb. 5.


Abb. 6.


Abb. 7.


Abb. 8.


Abb. 9.


Abb. 10.


Abb. 11.


Abb. 12.


Abb. 13.


Abb. 14.

Medizin- und Schnupfbüchschen. Allgemein.

3. Mawiamann. 4. Wasserbock. 5. Affe. 6. Küstenfrau. 7. Papagei. 10. Mawiafrau. 12. Litotwe. 13. Flintenhahn. 14. Litotwe.



Abb. 1.
Schnupfbüchschen, ein Flußpferd darstellend. Mawia-Arbeit.



Abb. 2b.
Ornament zu Abb. 2a, den Korongo-Vogel darstellend.



Abb. 2a.
Schöpflöffel aus Flaschenkürbis. Makua.



Abb. 3.



Abb. 4.

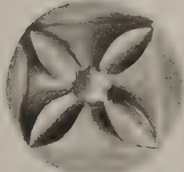


Abb. 5.



Abb. 6.



Abb. 7.



Abb. 8.

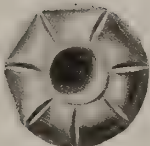


Abb. 9.



Abb. 10.



Abb. 11.

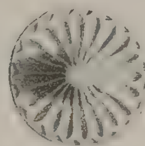


Abb. 12.



Abb. 13.



Abb. 14.



Abb. 15.



Abb. 16.

Deckelmuster von Pulverbüchsen.



Abb. 17.
Tabakflasche. Jao, Makua.



Abb. 18.

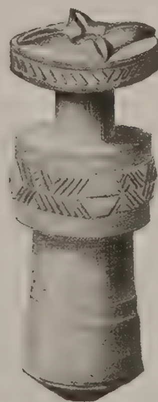


Abb. 19.



Abb. 20.

Pulverbüchsen. Allgemein.

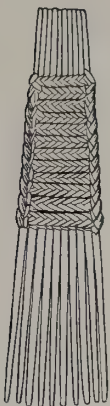


Abb. 9.
Steckkamm, bastdurchflochten.
Jao etc.



Abb. 1.
Nasenpflock. Jao, Wangoni etc.



Abb. 2.



Abb. 3.



Abb. 4.



Abb. 5.



Abb. 6.



Abb. 7.



Abb. 8.

Nasenpflockmuster aus Zinn-Intarsia.

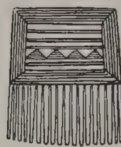


Abb. 10.

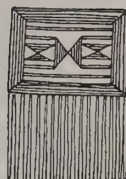


Abb. 11.
Steckkämme mit Strohmustern.
Allgemein.



Abb. 12a.

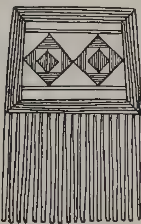


Abb. 12b.

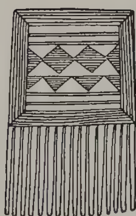


Abb. 13.

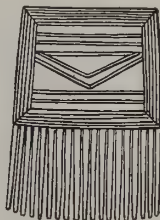


Abb. 14.

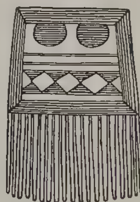


Abb. 15a.

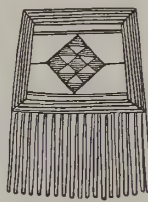


Abb. 15b.

Steckkämme mit Strohmustern. Allgemein.

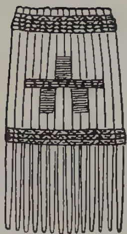


Abb. 16.

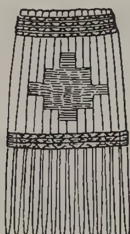


Abb. 17.

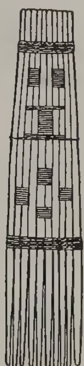


Abb. 18.



Abb. 19.

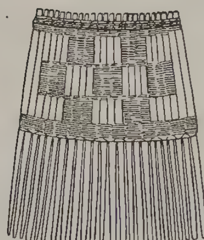


Abb. 20.

Steckkämme mit Haar- und Stanniolmustern. Allgemein.

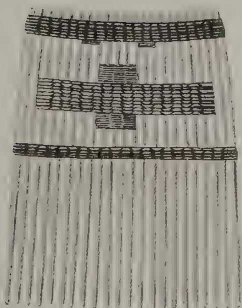


Abb. 21.

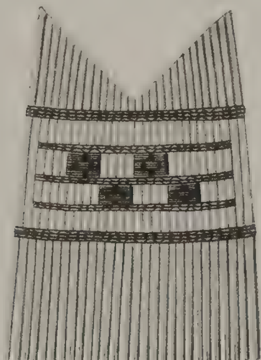


Abb. 22.

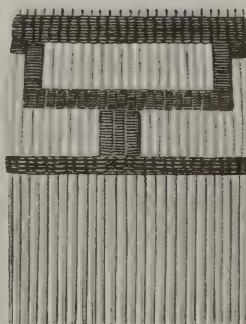


Abb. 23.

Steckkämme mit Haar- und Stanniolmustern. Allgemein.



Abb. 1.
Kindergewehr.



Abb. 2.
Tonpuppe,
eine Suahelifrau darstellend.
Makua von Massassi.



Abb. 3.
Tonpuppe.
Makua von Massassi.

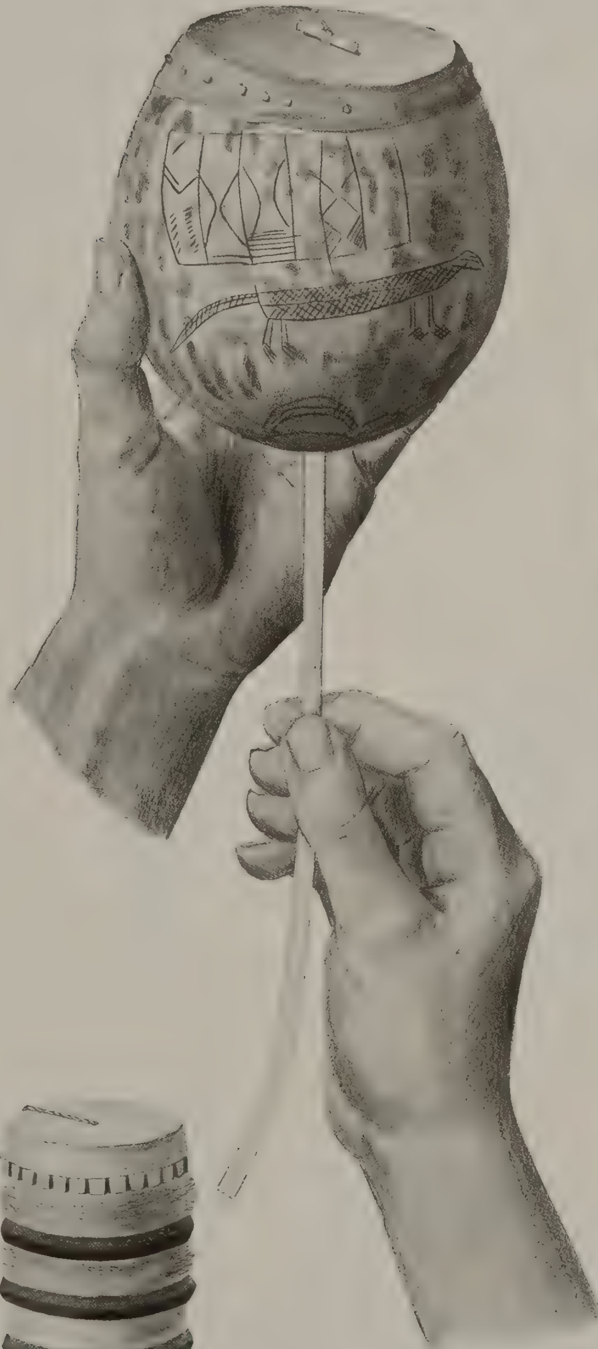


Abb. 4.
Waldteufel
zum Beschneidungsfest.
Makua.

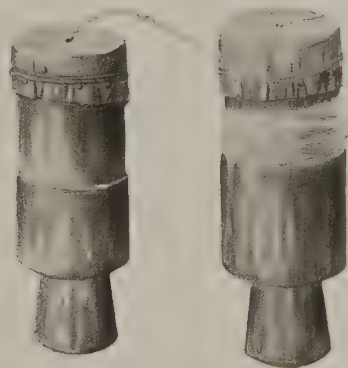


Abb. 6.
Telephon. Makonde, Jao.

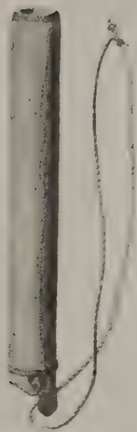


Abb. 5.
Bambusflöte
zum Beschneidungsfest.



Abb. 8.
Ohrscheibe. Makonde.





Abb. 7.
Telephon. Makonde, Jao.



Abb. 9.
Lippenpflock. Makua.



Abb. 10.
Lippenpflock. Makua.



Abb. 1.
Knotenkalender. Makonde.



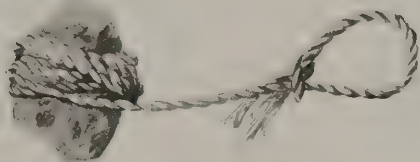


Abb. 2a. Abb. 2b.
Wurfschlinge. Wanjassa.

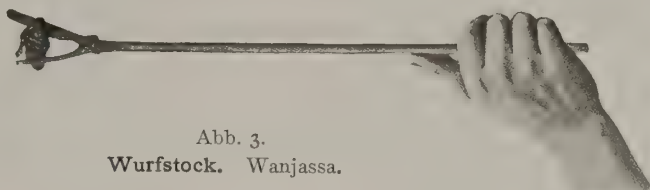


Abb. 3.
Wurfstock. Wanjassa.



Abb. 4.
Diabolo. Mahuta.



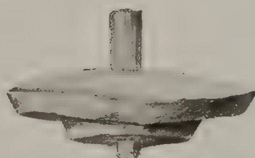


Abb. 5a. Abb. 5b.
Kreisel. Makua.





Abb. 6. Abb. 7.
Kreisel. Wangoni.

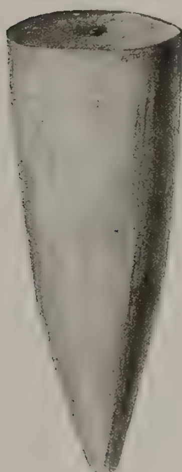




Abb. 8. Abb. 9.
Kreisel. Makonde.

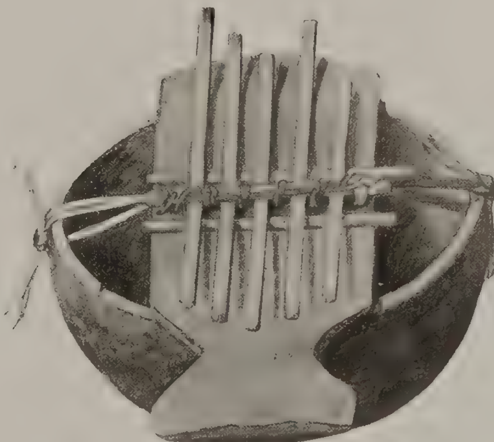


Abb. 11.
Kinderklimper. Jao.

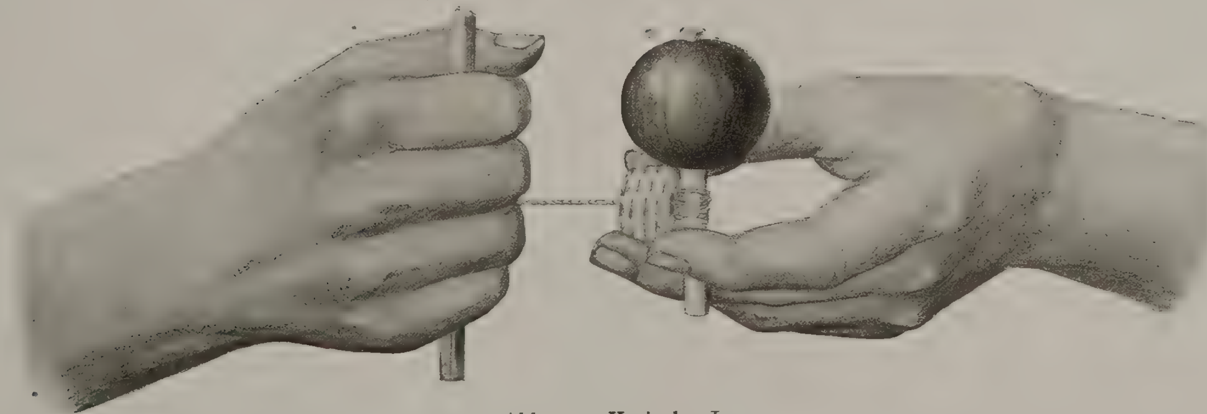


Abb. 10. **Kreisel.** Jao.

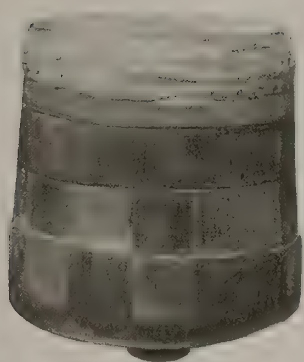
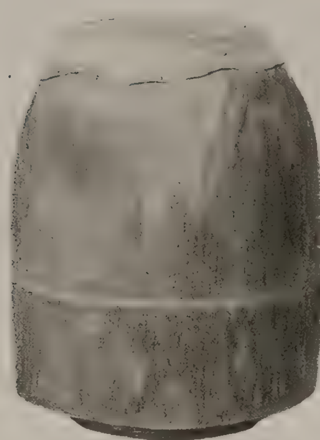
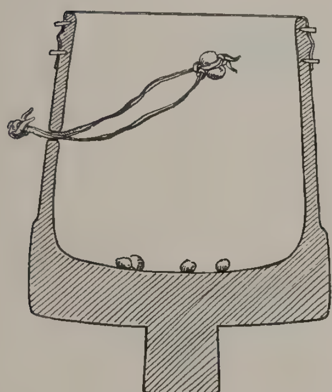
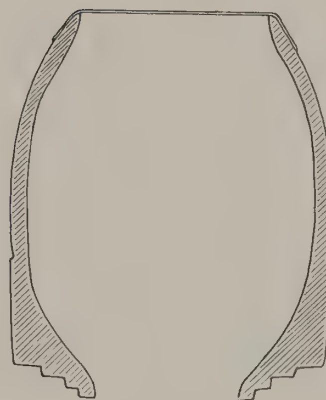

Abb. 1a.
Kriegstrommel. Jao.


Abb. 2.
Große Tanztrommel. Jao.


Abb. 3a.
Tanztrommel. Jao.


Abb. 1b.
Durchschnitt zu Fig. 1a.


Abb. 3b.
Durchschnitt zu Fig. 3a.

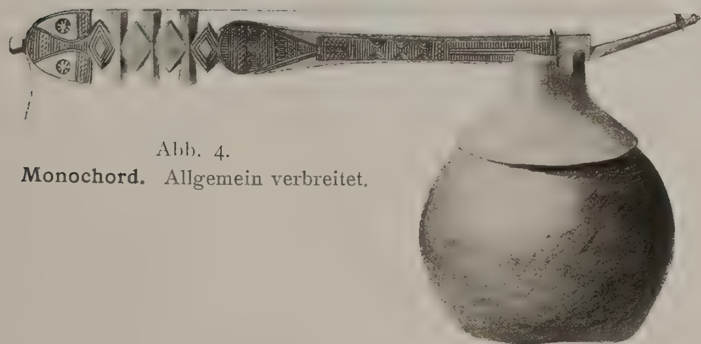
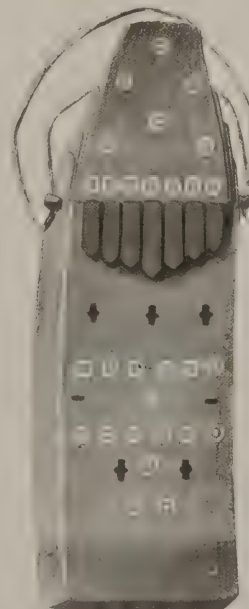

Abb. 4.
Monochord. Allgemein verbreitet.


Abb. 5.
Monochord. Wangoni.
(Saitenführung.)


Abb. 6.
Monochord. Wangoni.


Abb. 7a.


Abb. 7b.
Streichinstrument mit Bogen. Jao.


Abb. 8.
Klimper. Allgemein verbreitet.

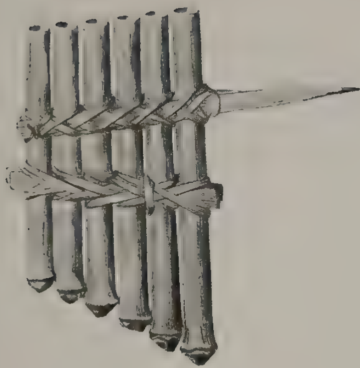


Abb. 1.
Pansflöte. Makua.



Abb. 2.
Saiteninstrument. Wangoni.



Abb. 3.
Hanfpfeife. Wanjassa.

Abb. 4.
Hanf- und Tabakpfeife.
Matambwe.

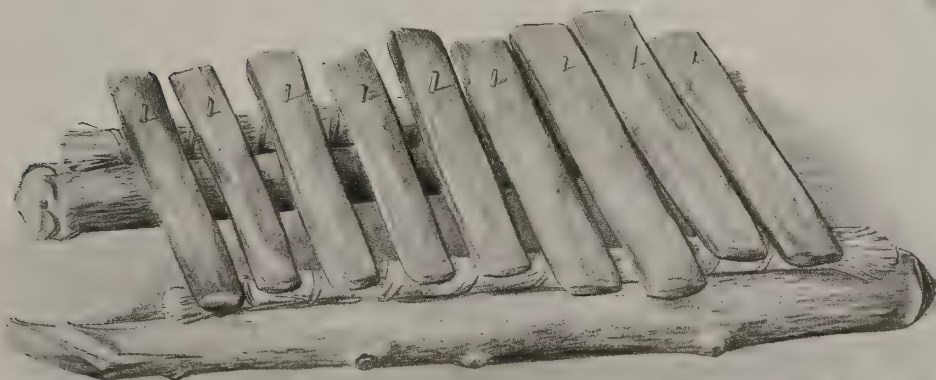


Abb. 5.
Xylophon. Jao.

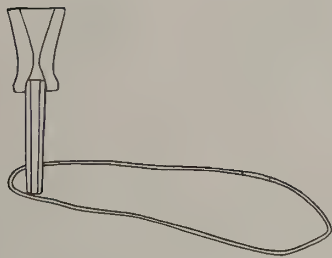


Abb. 6b.
Vertikalschnitt zu Fig. 6a.

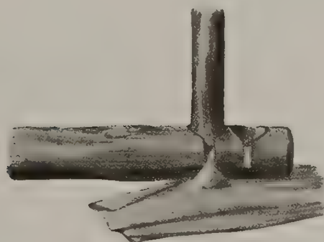


Abb. 7b.
Einzelheit zu Fig. 7a



Abb. 6a.
Hanfpfeife. Jao.



Abb. 7a.
Feuerbohren. Allgemein.



Abb. 4.
Amulet gegen Löwen.
Makonde.



Abb. 3.
Kriegsamulet gegen Kugeln.

Abb. 1.
Zaubermedizin
Trokolla. Makua.



Abb. 5.
Amulet gegen Löwen, Krankheit und Verzauberung. Newala.



Abb. 6.
Medizinhalskette.



Abb. 2.
Zaubermedizin Kihaku.
Makua.



Abb. 8.
Holzamulet. Akundonde.

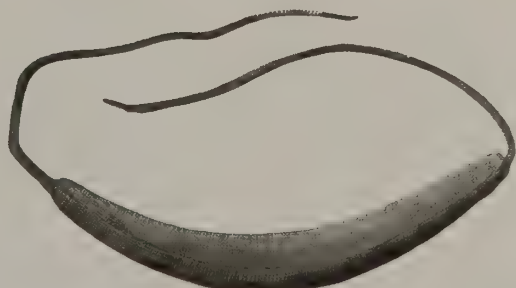


Abb. 7.
Kriegsamulet, um den Leib getragen. Makua.

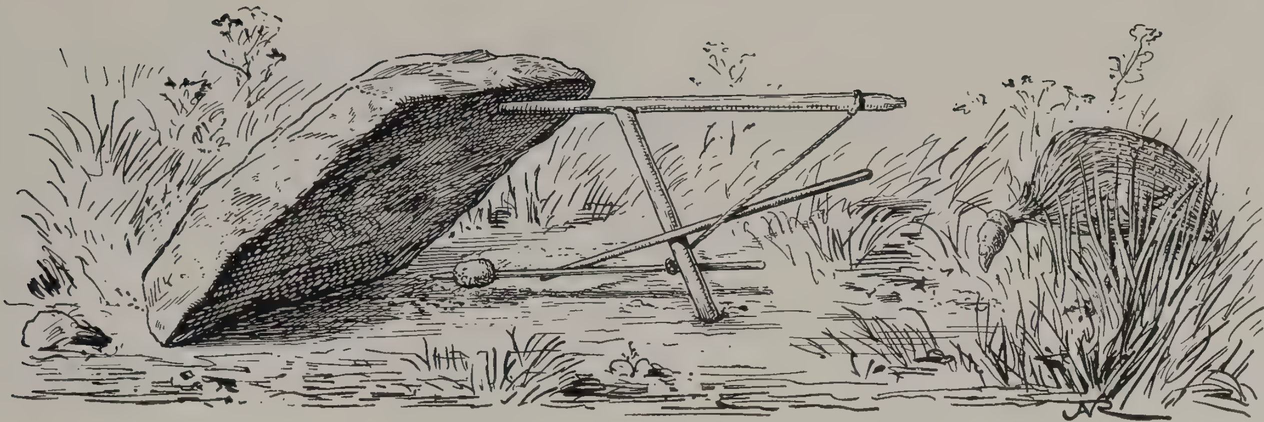


Abb. 1. **Ratten- und Vogelfalle.**

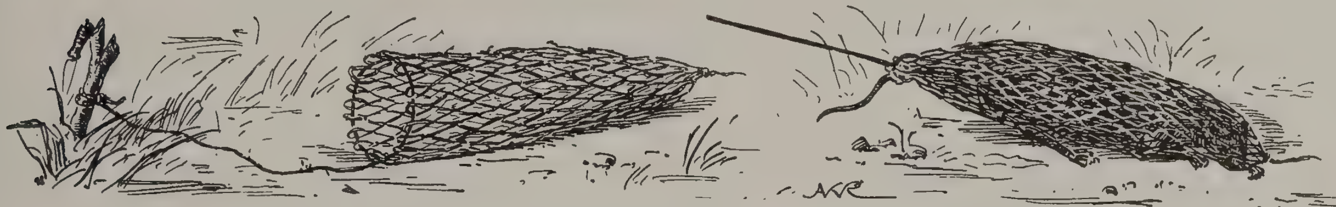


Abb. 2. **Netzfalle** für kleinere Säuger (Ratten, Litotwe usw.)



Abb. 3. **Falle** für Großwild (Elefanten, Flußpferde usw.). Njassa-Gebiet.

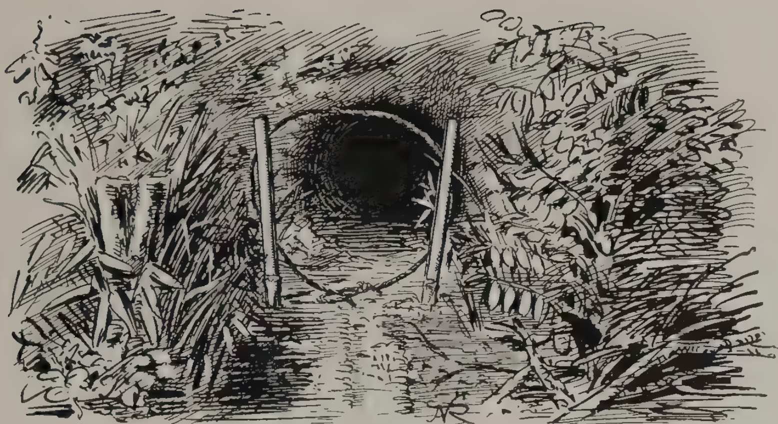


Abb. 1a.
Falle für kleinere Säuger.



Abb. 1b.
Falle für kleinere Säuger.



Abb. 2.
Rattenfalle.

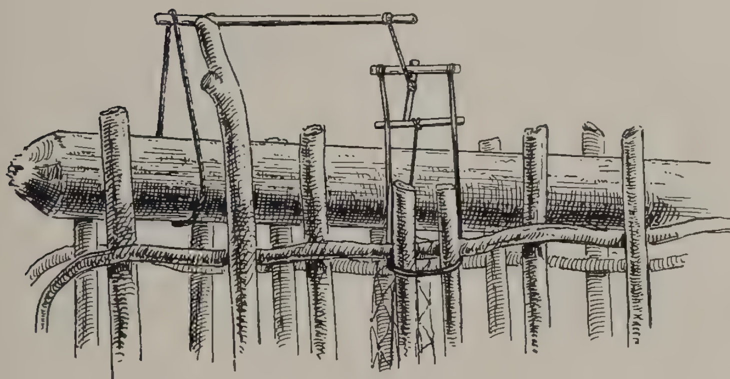


Abb. 3b.
Gangfalle für Antilopen und anderes Wild.

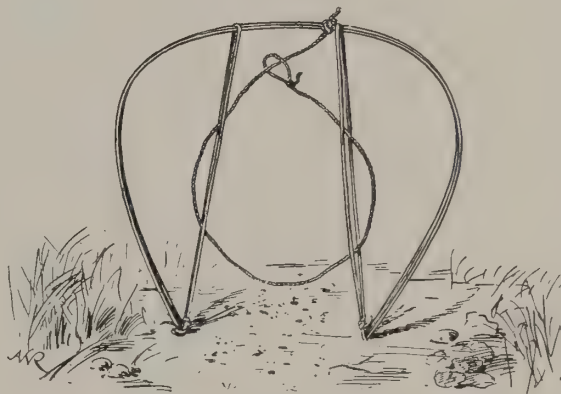


Abb. 4.
Perlhuhnfalle.

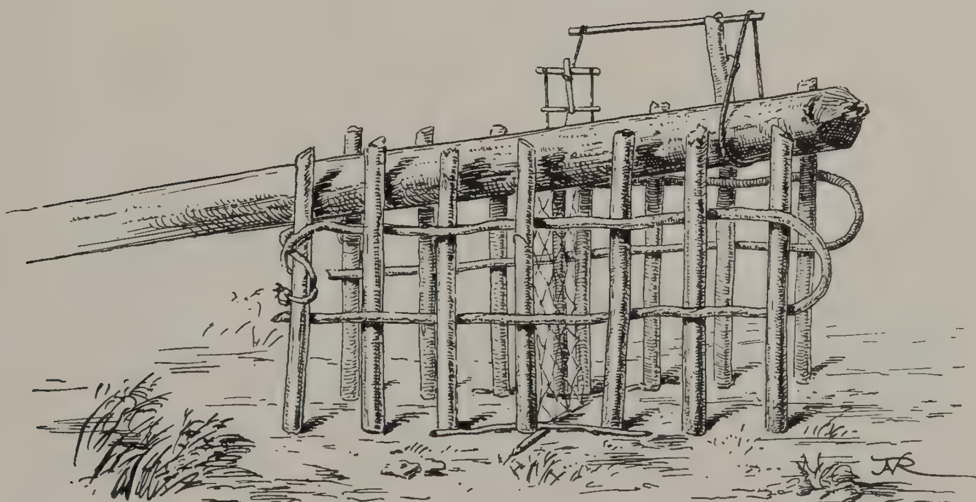


Abb. 3a.
Gangfalle für Antilopen und anderes Wild.



Abb. 1. **Taubenfalle.** Matschinga.

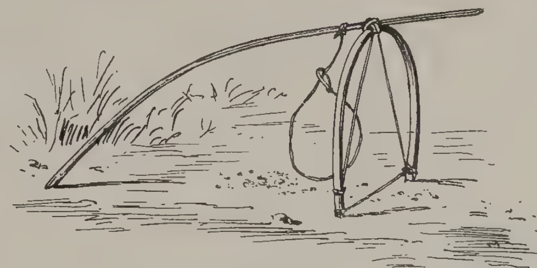


Abb. 3.
Falle für junge Hühner, Perlhühner u. dgl.
Wanjassa.

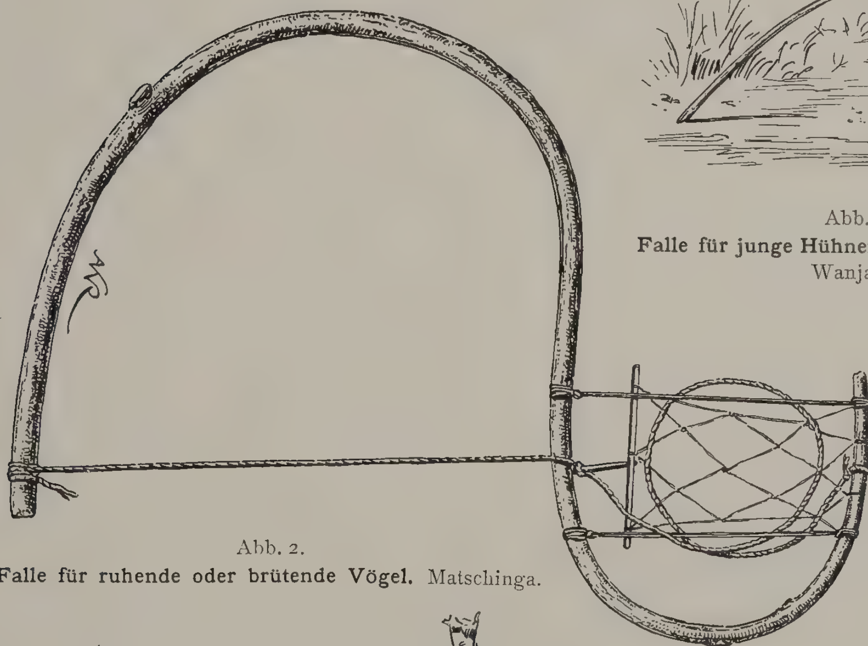


Abb. 2.
Falle für ruhende oder brütende Vögel. Matschinga.



Abb. 4.
Falle für Perlhühner u. dgl.

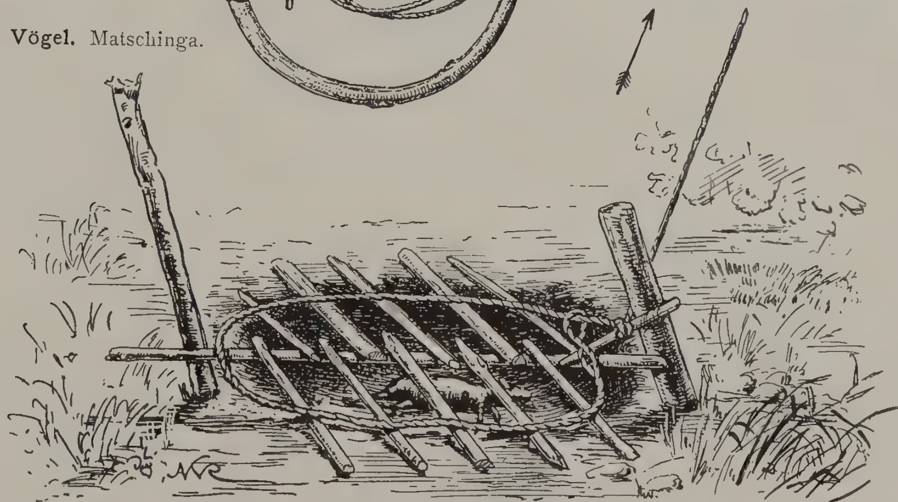


Abb. 5. **Grubenfalle für Hyänen und andere Aasfresser.** Allgemein.

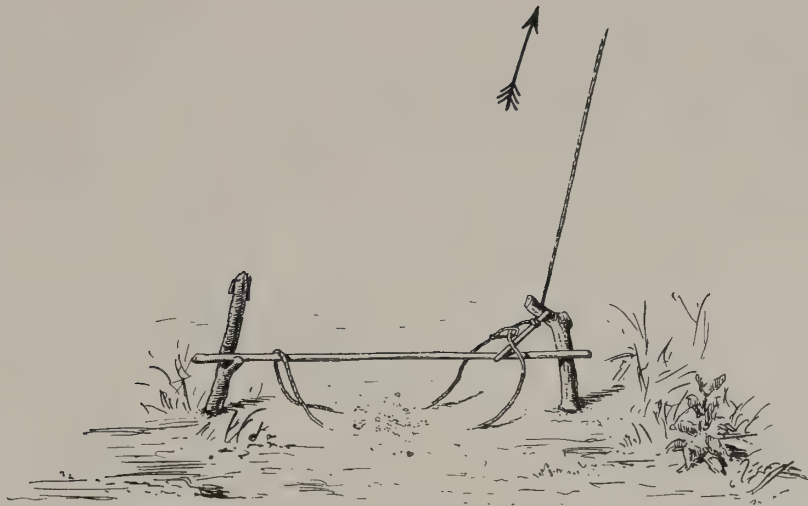


Abb. 2.
Falle für kleinere Vögel (Tauben usw.).

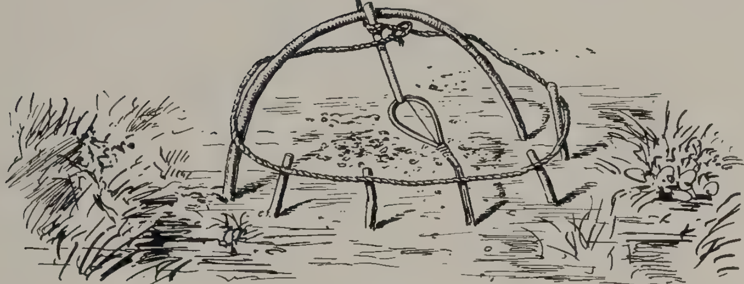


Abb. 1.
Falle für kleinere Vögel (Tauben usw.).

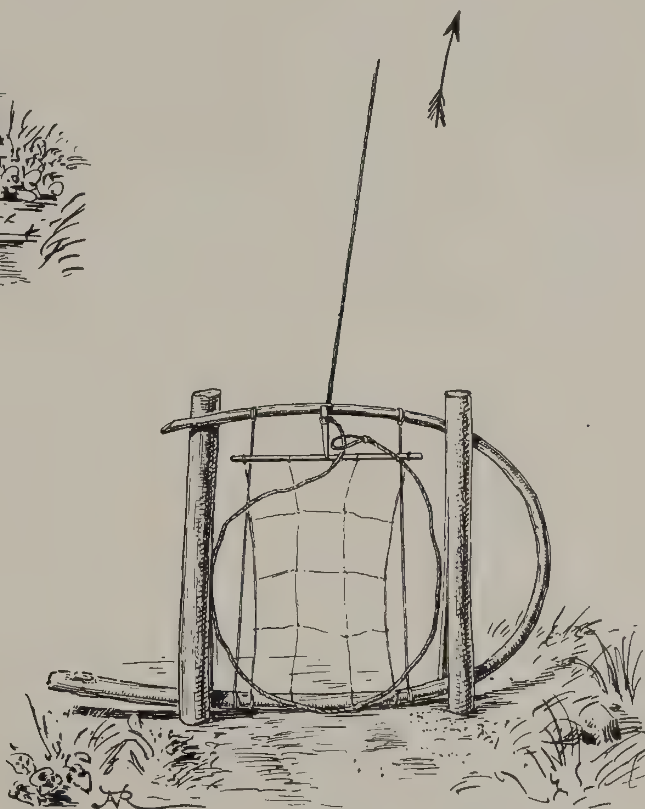


Abb. 4.
Falle für kleinere Antilopen u. dgl.



Abb. 3.
Falle für kleinere Vögel (Tauben usw.).

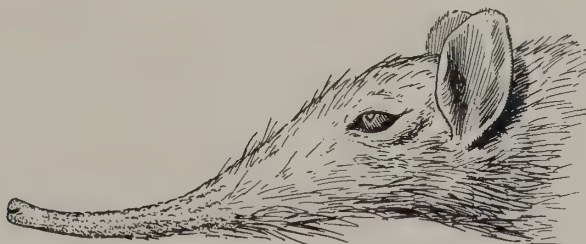


Abb. 5.
Kopf des Litotwe.

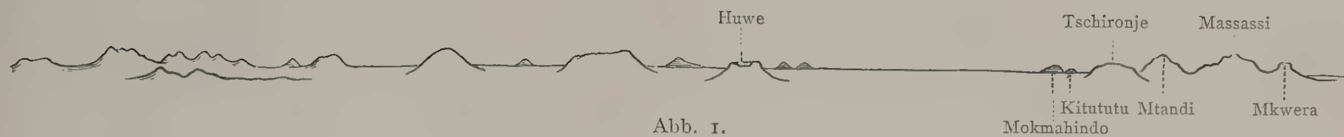


Abb. 1.
Profil der Rowuma-Ebene im Westen des Makondeplateaus, von Newala aus gesehen.



Abb. 2.
Selbstschuß. Usagara.



Abb. 3.
Vogelfalle. Wangoni von Ntschitschira.

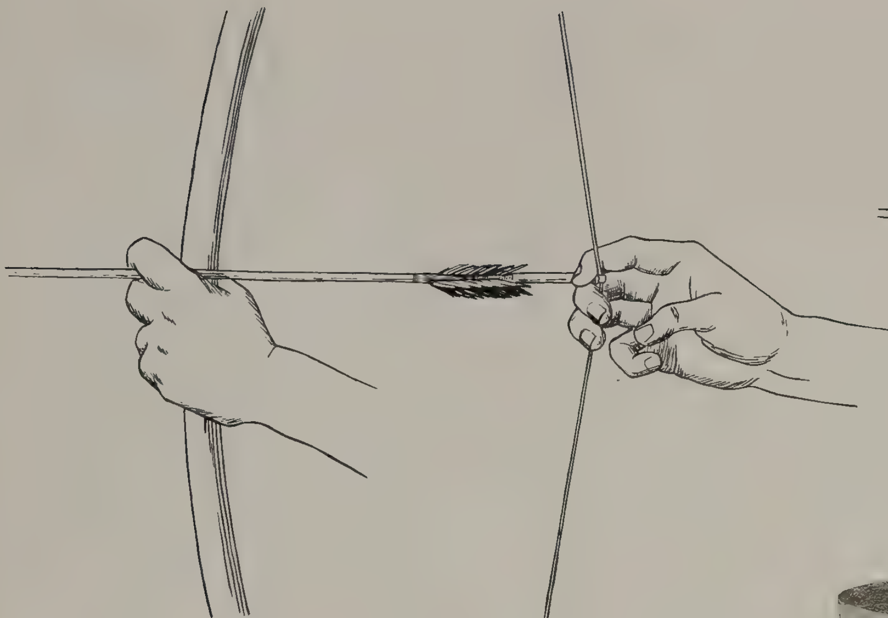


Abb. 1.
Bogenspannweise.

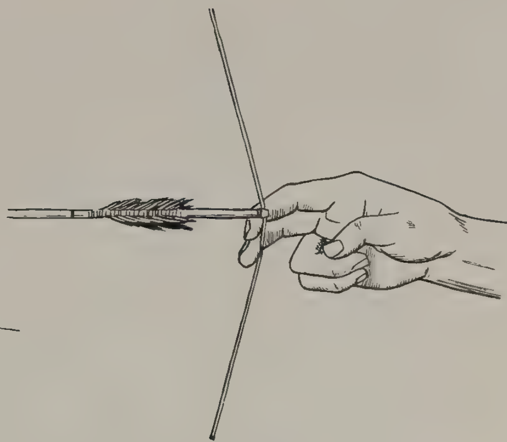


Abb. 2.
Bogenspannweise.



Abb. 4.
Schemel. Jao.

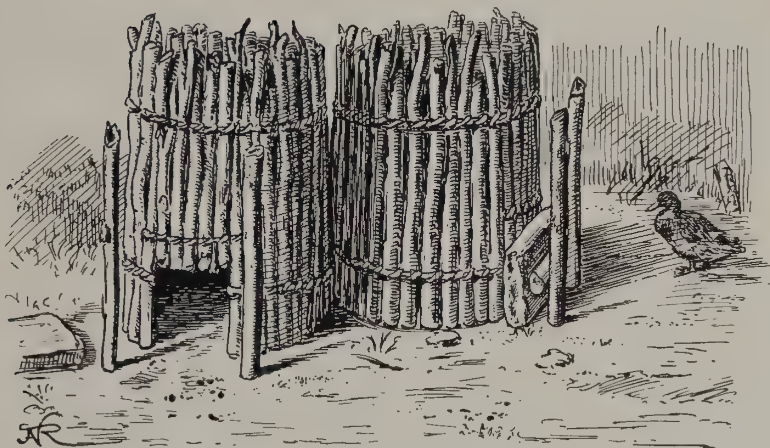


Abb. 3.
Entenstall in Mkululu.

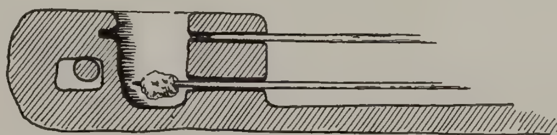


Abb. 5b.
Durchschnitt zu Fig. 5a.

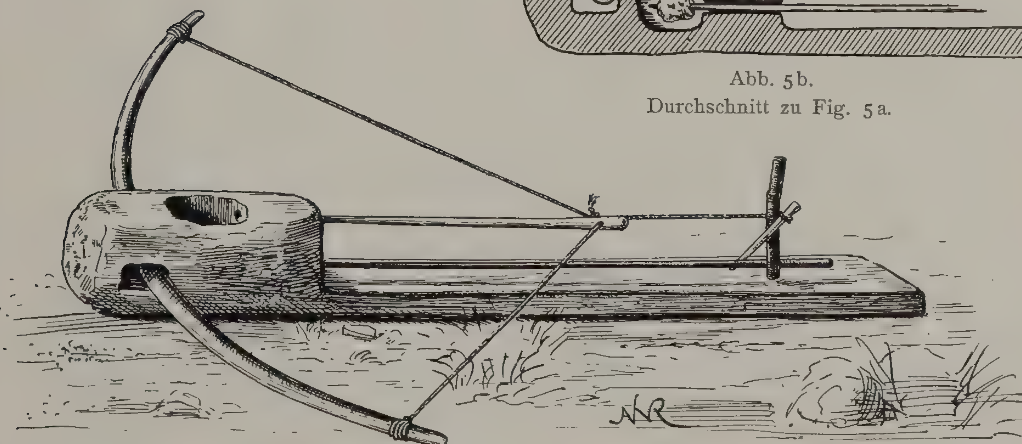


Abb. 5a.
Rattenfalle.



Abb. 6.
Tanztrommel. Makonde.



Abb. 1a. Daggara (Beschneidungs- und Liegehütte) der Unyagoknaben im Pori bei Akundonde.



Abb. 1b. Inneres der Daggara (Beschneidungs- und Liegehütte) der Unyagoknaben bei Akundonde.



Abb. 1. Flötenkonzert der Wari (beschnittenen Knaben) bei der Daggara im Walde von Akundonde.



Abb. 2. „Holzsetzung“ im Pori bei Tschingulungulu. Unterrichtsstätte für die Unyago-Knaben.



Abb. 1.
Ikomatanz in Akutschikomu.



Abb. 2.
Festhütte für das Mädchen-Unyago.



Abb. 3.
Hüttenring der Unyago-Knaben auf dem Festplatze bei Akundonde.



Abb. 1.
Mädchen-Unyago in Niutschi. Stimmen der Trommeln und Antreten zum Tanz.



Abb. 2.
Mädchen-Unyago in Niutschi. Tanz der Festjungfrauen.



Abb. 3.
Mädchen-Unyago in Niutschi. Tanz aller Mädchen und Frauen.



Abb. 4.
Mädchen-Unyago in Niutschi. „Nande äh äh".



Abb. 1. Maskentanz beim Mädchen-Unyago im Makondeweiler Niutschi.



Abb. 2. Stelzentanz beim Mädchen-Unyago im Makondeweiler Niutschi.



Abb. 4.
Tanzmaske, Frauengesicht. Makonde.



Abb. 1.
Brustteil einer Frauenmaske. Makonde.



Abb. 2.
Brustteil einer Frauenmaske. Makonde.

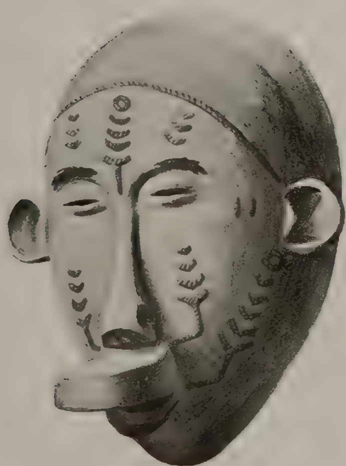


Abb. 5.
Tanzmaske, Frauengesicht. Makonde.



Abb. 3.
Kopf- und gleichzeitig **Brustteil** einer Frauenmaske. Makonde.

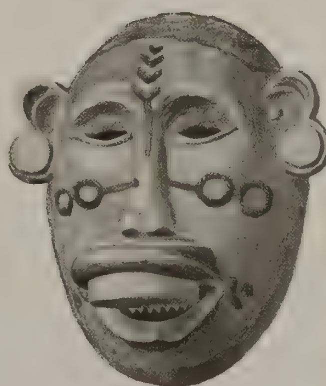


Abb. 6.
Tanzmaske, Frauengesicht, Makonde.

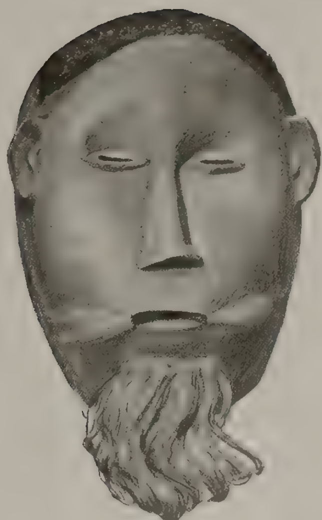


Abb. 1.
Tanzmaske, einen Makondemann darstellend.



Abb. 2.
Tanzmaske, eine Makondefrau darstellend.

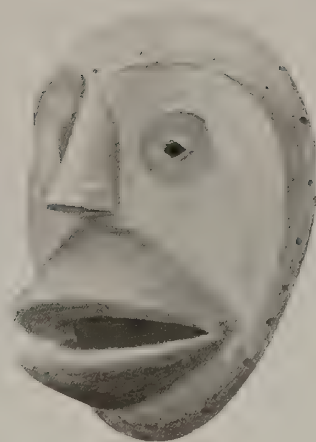


Abb. 3.
Tanzmaske, den Aufstandsführer Hamodi darstellend.

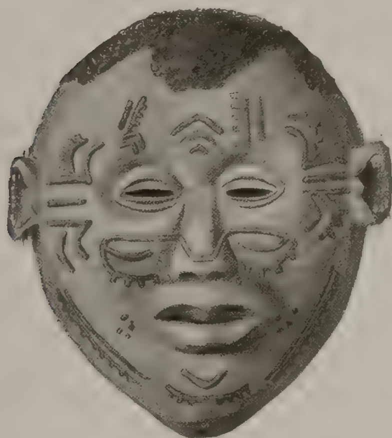


Abb. 4a.

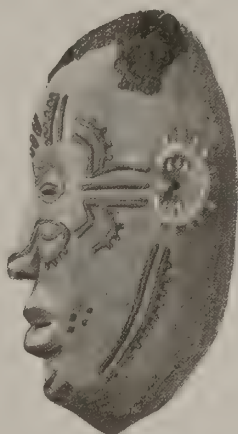


Abb. 4b.
Tanzmaske, einen Mawiamann darstellend.



Abb. 5.
Tanzmaske, einen Mawiamann darstellend.

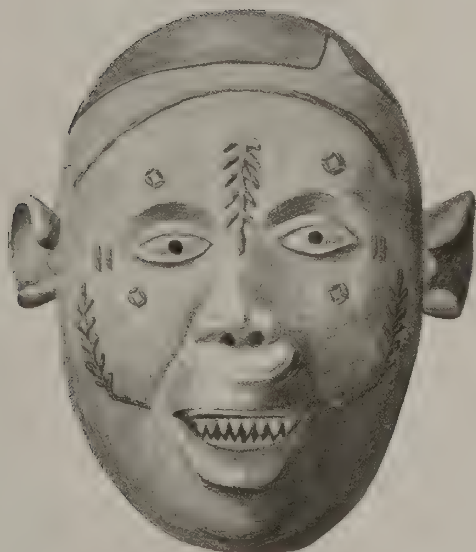


Abb. 6.
Tanzmaske, einen Mawiamann darstellend.

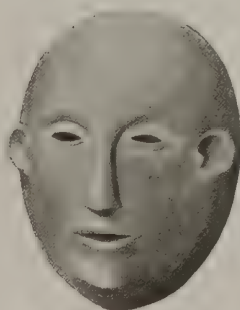


Abb. 7.
Tanzmaske, ein junges Makondemädchen darstellend.



Abb. 8.
Tanzmaske, Wari wangu genannt, d. h. Mein Schützling; stellt ein Mädchen während der Pubertätsfeste dar.

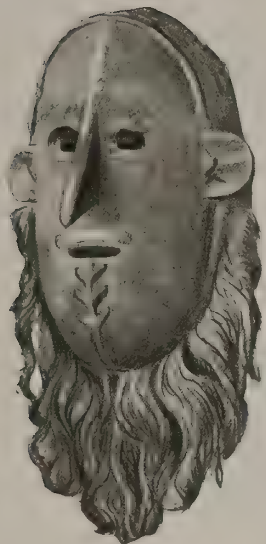


Abb. 1.
Männermaske. Makonde.

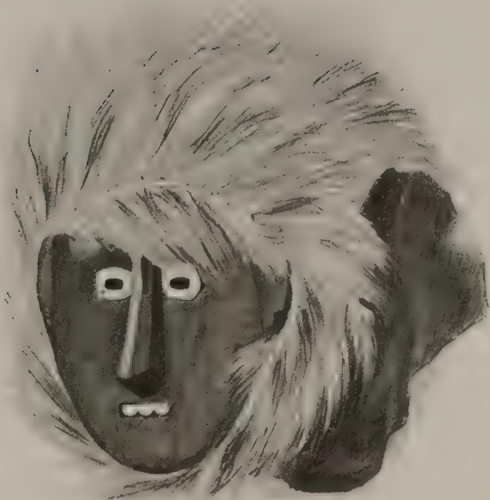


Abb. 2.
Affenmaske. Makonde.



Abb. 3.
Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske.** Makonde.
Einen Buschbock darstellend.

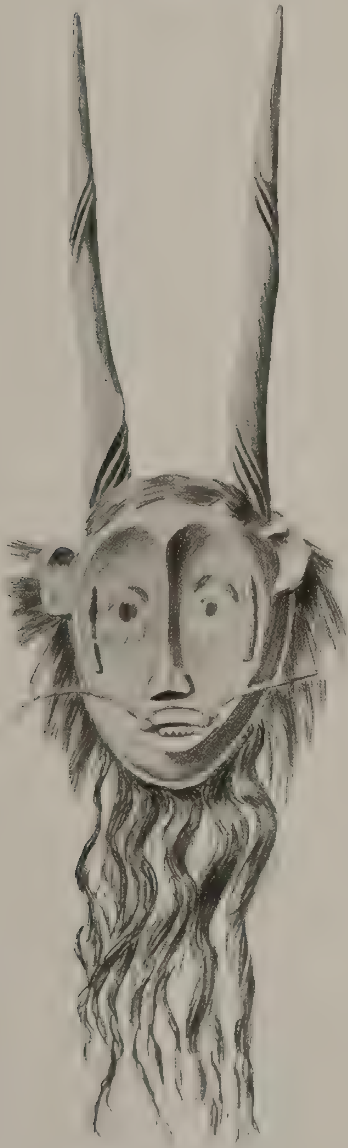


Abb. 4.
Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske.** Mawia.

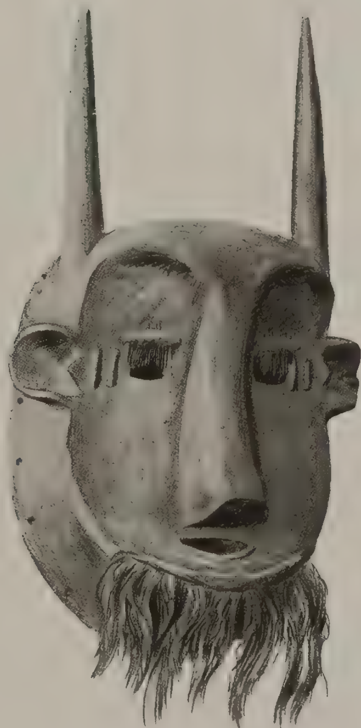


Abb. 5.
Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske.**
Makonde.

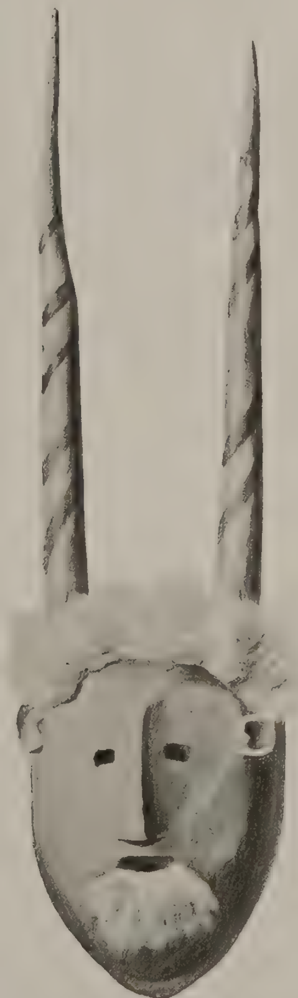


Abb. 6.
Sog. **Scheitani-(Teufels-)Maske.**
Makonde.

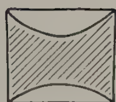
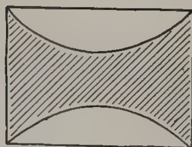
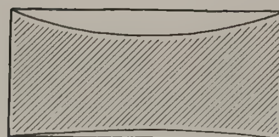

Abb. 1 a.


Abb. 1 b.


Abb. 1 c.


Abb. 1 d.


Abb. 1 e.

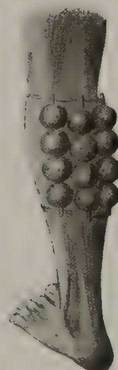
Durchschnitte durch Makondelippenpflöcke.
a) ndedewere. b) kajopotobwe. c) ndonya. d) ndundule. e) litenge.


Abb. 2.
Weißgefärbte Lippenscheiben und -pflöcke. Makonde, Matambwe usw.



Abb. 3a. Abb. 3b.
Rasselstab des mannbar gewordenen Knaben. Jao, Makua.


Abb. 4a.
Stelzenbefestigung bei den Makonde.


Abb. 4b.
Stelzenkopf.

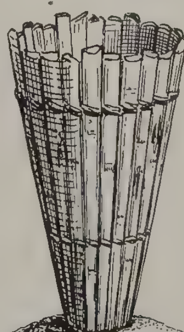

Abb. 5.
Hut aus Pflanzenmark, von den Jao- und Makuamädchen beim Unyago getragen.


Abb. 6.
Mehlopfer auf der Straße.


Abb. 7.
Negerzahnbürste.

Abb. 8.
Masewe-Tanzrasseln.


Abb. 9b.
Durchschnitt zu Abb. 9a.


Abb. 9a.
Aschentrichter vom Mädchen-Unyago der Makua.



Abb. 1. **Rowumalandschaft.** Sandbank und Steilufer an meinem Lagerplatz, 39° 6′ östlicher Länge.



Abb. 2. **Rowumalandschaft.** Blick vom linken Ufer, 39° 6′ östlicher Länge stromaufwärts.



Abb. 1. **Rowumalandschaft.** Blick von der Bangalamündung den Rowuma aufwärts.

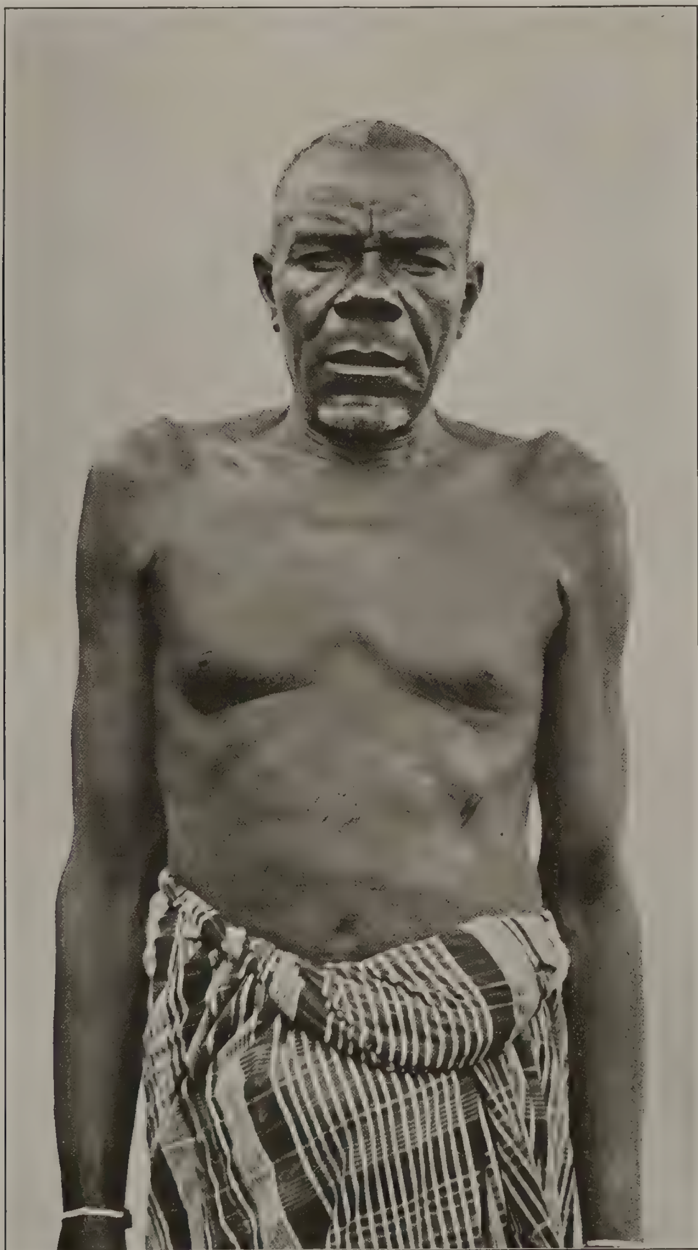


Abb. 2. **Wangonihäuptling Makachu.**



Abb. 1. **Blick in ein Wangonidorf in der Landschaft Ntschitschira.**



Abb. 2. **Frisches Grab an der Straße von Newala nach Mahuta.**



Abb. 3. **Tanz der Frauenmaske Njorowe.**



Abb. 4. **Taubenschläge in Nakaams Gehöft in Mwiti.**



Abb. 5. **Rowumalandschaft.** Der Bangala zur Trockenzeit, von seiner Mündung flußaufwärts gesehen.



Abb. 1. **Junge Makondemädchen.**



Abb. 2. **Rowumalandschaft.** Blick von Ntschitschira nach Süden.
Im Vordergrunde der Rowuma; dahinter der Nangadisee. Im Hintergrunde das Mawiaplateau.



Abb. 1. Wangonigehöft mit Normal- und Pfahlbau im Rowumatal bei Ntschitschira.



Abb. 2. Urbarmachung eines Feldes im Hochwalde des Rowumatales bei Ntschitschira.



Abb. 1. Makondebusch bei Mahuta.



Abb. 2. Makondeweiler östlich von Mahuta.

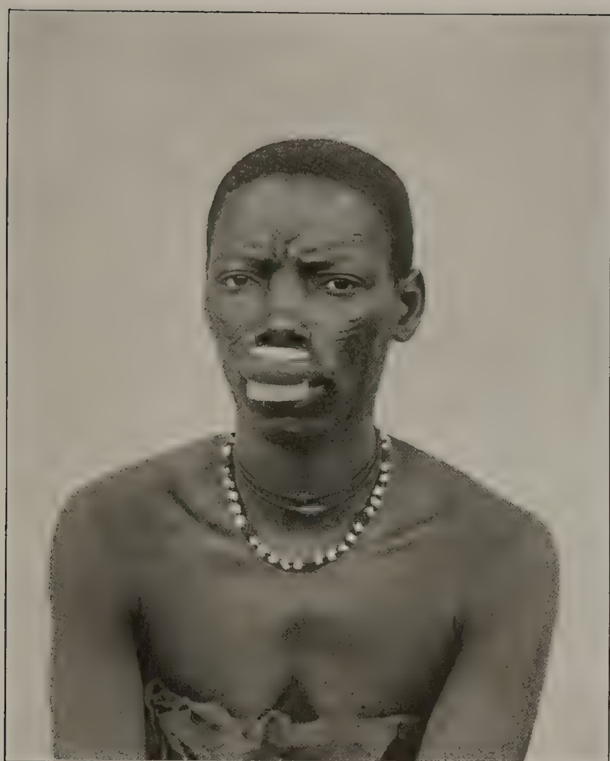


Abb. 1 a.



Abb. 1 b.

Jüngere Makondefrau.



Abb. 2.

Junge Makondefrauen.



Abb. 1. Makondefrau mit außergewöhnlich großer Lippenscheibe und mit Blattspiralen zur Ausweitung der Ohrläppchen.



Abb. 2. Junge Makondefrau.



Abb. 1a.



Abb. 1b.

Alte Makondefrau im Festschmuck.

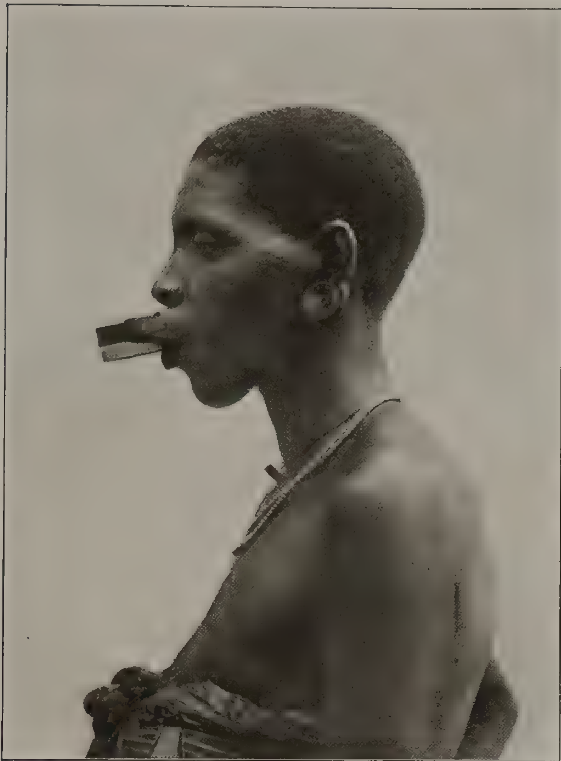


Abb. 1.
Makondefrau mit kunstvoll eingeklebter Lippenscheibe.



Abb. 2.
Makondemädchen mit vereiterter Oberlippenöffnung.



Abb. 3.
Wangonifrauen von Ntschitschira.



Abb. 1.
Beratungshaus von Mlipa.



Abb. 2.
Makuagehöft in Mlipa.



Abb. 3.
Makondefrau mit völlig vereitertem Einsatzloch für die Oberlippenscheibe.



Abb. 1. Makondegebisse; der Mann links mit zwei, der andere mit vier zugeschärften oberen Schneidezähnen.



Abb. 2. Sandflohverheerungen am menschlichen Fuß.



Rowumalandschaft. Blick von Mahuta nach Süden auf den Rowuma und den dahinter liegenden Lidedesee.

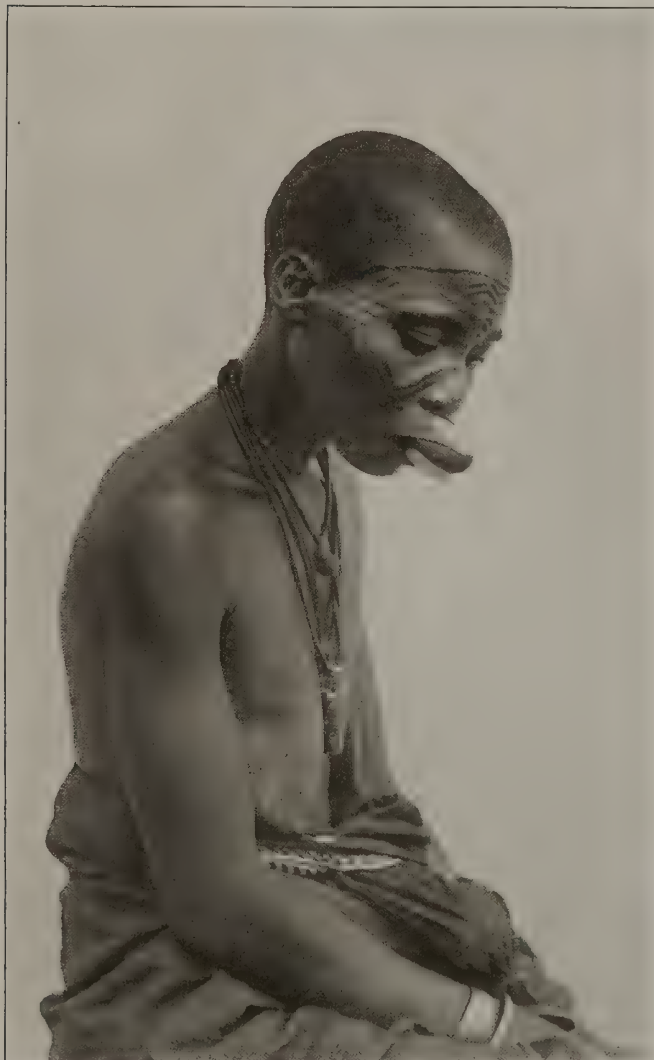


Abb. 2a.
Matambwefrau, Gesichtsverzierung.

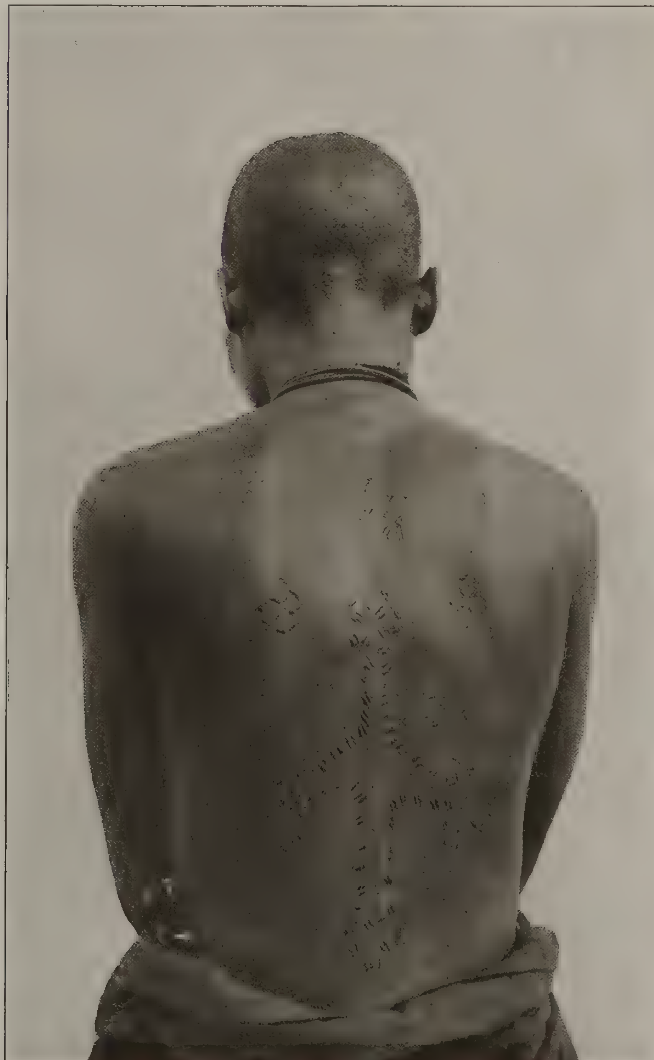


Abb. 2b.
Dieselbe, Rückenverzierung.



Abb. 1. **Profil des Mawiaplateaus, vom linken Rowumaufer aus gesehen.** 39° 6′ östl. Lge.



Abb. 2. **Makondeweiler in der Gegend von Mahuta.**



Abb. 3. **Matambwefrauen von Mangupa.**



Abb. 1.
Makondejünglinge.



Abb. 2.
Normalhaus mit Pfahlbau im Rowumatal bei Ntschitschira.



Abb. 1.
Makondemänner.



Abb. 2.
Barrabarra im Makondebusch bei Luagala.



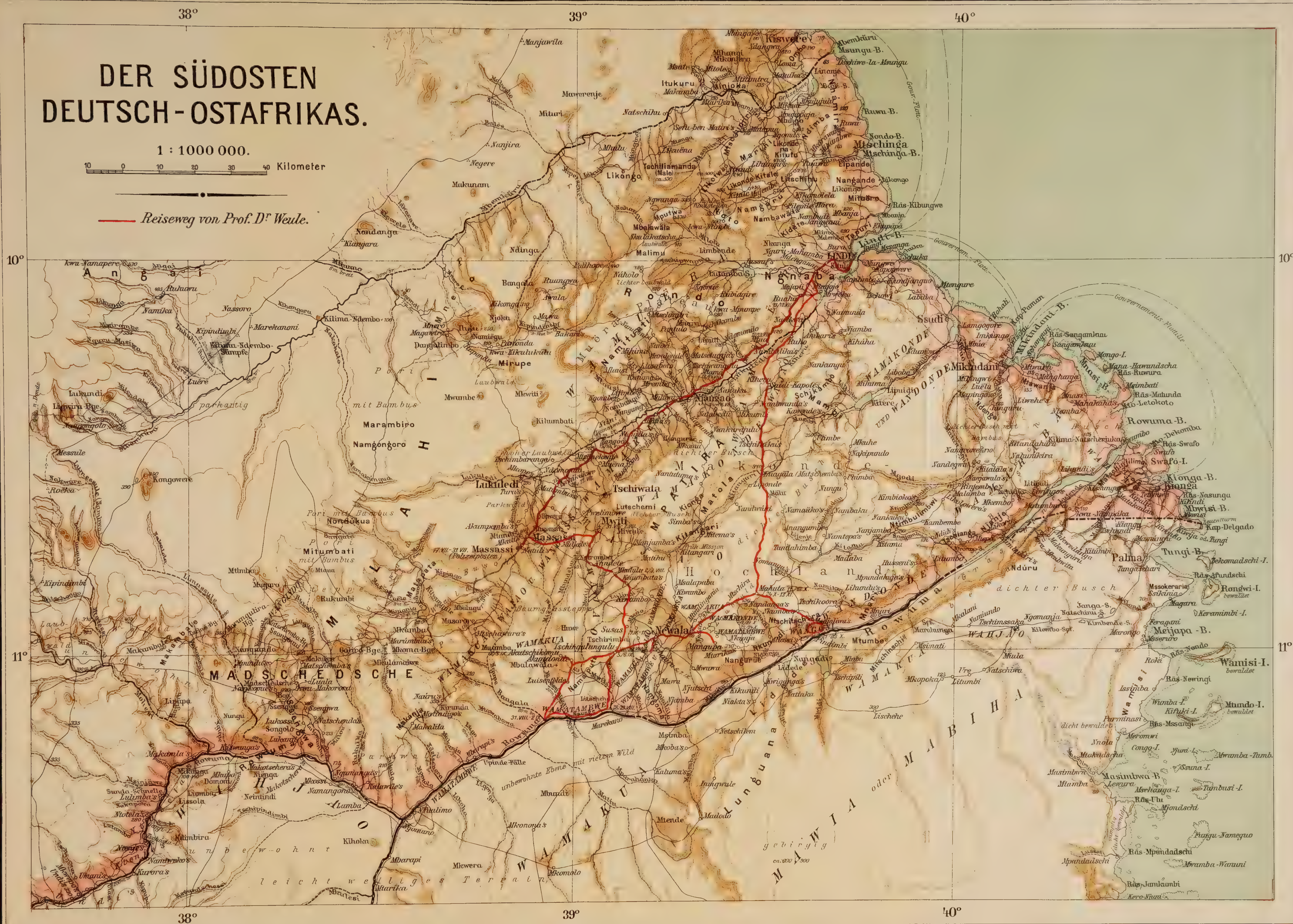
Abb. 1.
Jaogräber bei Akundonde.



Abb. 2.
Mlipas Grab.



DER SÜD
DEUTSCH-OST
1 : 1000 00
Reiseweg von P
38°
40°
10°
11°
Gouvernem.-Flottille
Gouvernements-Flottille
Mtengure
Lamgogore
Imkunga
Mikindani-B.
Rās-Sangamkau
Sangamkau
Mongo-I.
Mana-Hawandscha
Rās-Ruwura
Mikindani
Mtwara
Manghanja
Miswanja
Msimbati
Rās-Matunda
Mahakakas
Liwehe
Ndenga
Rowuma-B.
Ras-Dekomba
Rās-Swafo
Swafo-I.
Kionga-B.
Kionga
Rās-Nasungu
Mbwisi-B.
Kap-Delgado
Tungi
Tungi-B.
Palma
Nduru
dichter Busch
Tekomadschi-I.
Rās-Mfundschi
Rongwi-I.
bewaldet
Keramimbi-I.
Meijapa-B.
Mssokeraria
Janga-S.
Kimbende-S.
Kilembo-Spr.
Ngomanja
WAHJAO
Mula
Natschiwa
Litumbi
Rās-Nondo
Wamisi-I.
bewaldet
Rās-Newingi
Issimba
Wamba-I.
Kifuki-I.
Mumdo-I.
bewaldet
Parminasi
Rās-Mssonge
dicht bewaldet
Ynola
Congo-I.
Mtokudscha
Mwamba-Tumb.
Ssunu-I.
Masimbwa
Masimbwa-B.
Mtamba
Mschanga-I.
Tumbusi-I.
Rās-Utu
Mjondschi
Fungu-Nameguo
Rās-Mpandadschi
Mpandadschi
Mwamba-Wanuni
Rās-Jamkombi
Kero-Nuni
kwa-Namapere
Angai
Namika
Kipindimbi
Nguru-Masiwa
Luëre
Lukumdi
Messule
Kongowere
Kipindimbi
Makambale
Lipupa
Makanula's
Lissola
Nakapana
Ntotela
Nambira
Namweko's
Karora's
Umani's
Makonde
B I H A



Red. von M. Moisel. Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E.S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71. Ausschnitt aus dem GROSSEN DEUTSCHEN KOLONIALATLAS N° 24.